



Die Reise

Seiner Königlichen Hoheit

des

Prinzen Waldemar von Preußen

nach Indien

in den Jahren 1844 bis 1846.

Aus dem darüber erschienenen Prachtwerke

im Auszuge mitgetheilt

von

J. G. Kutzner,

Lehrer in Hirschberg.

Mit dem Portrait des Prinzen, vier Karten und vier Schlachtplänen.



Berlin 1857.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. Decker).


Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorwort.

Nachstehende Mittheilungen sind dem Prachtwerke entnommen, welches unter dem Titel »Zur Erinnerung an die Reise des Prinzen Waldemar von Preußen nach Indien in den Jahren 1844 — 1846« erschienen ist. Ueber dieses herrliche Denkmal, so wie über die Persönlichkeit dessen, dem es gewidmet, dürften dem geehrten Leser zunächst einige Stellen aus dem von Alexander von Humboldt geschriebenen einleitenden Worte willkommen sein. »Das Werk«, sagt dieser berühmte Gelehrte, »welches hier zuerst in engeren Kreisen veröffentlicht wird, ist ein Denkmal, das ein hochherziger Vater und liebende Geschwister dem edeln, kräftig anstrebenden, unserem Königshause so früh entrissenen Prinzen Waldemar von Preußen, errichtet haben. Einfach, wie er selbst, der allein und immer sanft von stillen innern Regungen des Gemüths bewegt wurde und den höchsten Genuß des Lebens in dem Umgange mit der freien Natur fand: durfte dieses Denkmal auch nur die einfache Erzählung seiner Reisen nach Indien und Tübet, großentheils hinterlassenen Tagebüchern und Notizen entlehnt, so wie die von ihm lebendig und treu skizzirten Naturansichten enthalten. Das Interesse, welches die Arbeiten des jungen Prinzen, schon in ihrer großen Mannigfaltigkeit darbieten, wird durch die Betrachtung erhöht, daß die

übermäßigen Anstrengungen, denen er sich, bei einem zarten Körperbau, auf seiner Reise in heißen und feuchten Klimaten mit niegebrochenem Muthe aussetzte, eine mitwirkende, ja mächtige Ursach seines frühen Hinscheidens geworden sind. Er überlebte die Rückkehr in das väterliche Haus nur zwei Jahre und acht Monate. Neben dem freudigen Antheil, der in jeder Reise-unternehmung dem Muthe und der energischen Ausdauer (Folgen einer ernsten Selbstbeherrschung) gezollt wird, stellen sich hier die trübsten, unglückverheißenden Ahnungen. Keine derselben (es ist beruhigend, es sagen zu können) hat aber je den Reisenden selbst betrübt, so lange er auf dem Schauplatz seiner Unternehmungen war. Auch hat er, bei seiner großen Bescheidenheit, wohl unbewußt eine edle Frucht seiner Bestrebungen eingeerntet in dem moralischen Eindruck, den er als Mensch gelassen, überall, wo erkannt wurde, was in seinem Innern verborgen lag: im Vaterlande wie im fernen Indien, in den zarten Verhältnissen des häuslichen Familienlebens wie in dem Getümmel des englischen Heeres, dessen Gefahren und ruhmvolle Kämpfe er den Vorzug genoß, eine Zeit lang zu theilen.«*)

---

*) Nach der Rückkehr auf den vaterländischen Boden wurde Prinz Waldemar wegen seines tapfern Benehmens in dem Feldzuge gegen die Siekhs zum General-Major ernannt. Er erhielt zugleich den Orden Pour le mérite und von der Königin Victoria das Großkreuz des Bathordens, wie von der ostindischen Kompagnie durch Lord Hardinge einen Ehrensäbel und zwei schön gearbeitete den Siekhs abgenommene, zwölfpfündige Geschütze, welche jetzt vor dem Schlosse zu Fischbach im Hirschberger Thale aufgestellt sind. Eine Sammlung indischer Waffen, welche der Prinz von der Expedition heimbrachte, ist Seiner Majestät dem Könige für das Museum verehrt worden. Das zurückgebrachte Herbarium umfaßt vier Hundert sechs und funfzig Arten, unter welchen Hundert acht neu sind, und zwei Hundert siebenzig Gattungen. Ein hoher Strauch von der Familie der Rhodoraceen, ausgezeichnet durch Blüthenpracht und Belaubung, hat von Dr. Klotzsch den Namen Waldemaria argentea erhalten, weil sie der Prinz entdeckt hat.

»Die so glücklich gewählte Begleitung des Prinzen Waldemar bestand aus dem Grafen von Oriolla (jetzt Oberst und Kommandeur des siebenten Husaren-Regiments), welcher schon der Gefährte des Prinzen Adalbert auf der Reise nach Brasilien und dem Amazonenstrom gewesen war; dem Grafen von der Gröben (jetzt Rittmeister im Garde-Dragoner-Regiment), des Prinzen Waldemar zärtlichstem Jugendfreunde; dem wissenschaftlich sehr begabten Dr. Hoffmeister, als Arzt und Naturforscher, aber in der Schlacht gegen die Siekhs bei Ferozeschah, kaum sechs und zwanzig Jahr alt, neben dem Prinzen getödtet, ein freiwilliges Opfer zarten Pflichtgefühls; und dem Unteroffizier Karl Werner von der Garde-Pionir-Abtheilung, der sich bereits auf der Reise des Hauptmanns von Orlich nach Indien durch Umsicht und Thätigkeit sehr verdient gemacht hatte.«

»Das handschriftliche Material, welches zur Herausgabe dieses Werkes mit der Liebe benutzt worden ist, die von den Mitarbeitern dem so früh Hingeschiedenen in vollstem Maaße gezollt wurde, bestand aus einem förmlichen, regelmäßig geführten Tagebuche; aus einer Anzahl einzelner von dem Prinzen entworfener Aufsätze und gesammelten Notizen; aus Briefen, in denen die Individualität des Beobachters sich auf das lebhafteste abspiegelt. Auch der Nachlaß des Dr. Hoffmeister »Briefe aus Indien«, wurden benutzt.«

»Prinz Waldemar hatte bald nach seiner Rückkehr, tief gebeugt durch den Tod seiner herrlichen, durch Gemüth und hohe Geistesbildung gleich ausgezeichneten Mutter (14. April 1846), den er mit Sicherheit erst bei der Landung in Suez vernahm, auf meine Anregung den Entschluß gefaßt, die große Masse seiner so sorgsam angefertigten Handzeichnungen, durch

talentvolle Künstler umarbeiten und lithographiren zu lassen. Er hatte, bis ihn der Tod ereilte (17. Februar 1849), große Freude an dieser Arbeit, an deren Ausführung er oft selbst Theil nahm.« Sein zärtlicher Vater und nach dessen tiefbetrübendem Hinscheiden (am 28. September 1851) die Geschwister des jungen indischen Reisenden ließen das Prachtwerk fortsetzen und vollenden.

»So ist es denn vermöge der Sorgfalt, die darauf gewandt wurde, alle Früchte der Reise zu sammeln und bearbeiten zu lassen, der Pietät edler Geschwister (des Prinzen Adalbert von Preußen, der Prinzessin Elisabeth von Hessen und der Königin Maria von Bayern), gelungen, dem Andenken eines theuren, innigst geliebten Bruders durch die einfache Veröffentlichung der Ergebnisse seines bewegten Lebens diejenige Art der Weihe zu geben, welche allein der liebenswürdigen Einfachheit und ursprünglichen Richtung seines Charakters entsprechen kann. Die Wehmuth, welche das Herz erfüllt, wenn die irdischen Bande der Liebe zerreißen, wird nicht geheilt, aber gemildert durch das fromme Bewußtsein, süße Pflichten für den Hingeschiedenen erfüllt zu haben.« —

Von diesem unvergleichlich schön ausgeführten Denkmal, gleich bedeutungsvoll für die geographische, ethnographische und kulturhistorische Wissenschaft, als für das Herz jedes biedern Preußen, durch die wohlthätige Erinnerung, welche es an den allgeliebten Prinzen unterhält, ein möglichst getreues Abbild zu besitzen, dieser Wunsch ist gewiß schon in Jedem aufgestiegen, dem das Prachtwerk zu Gesicht gekommen ist, oder der davon auch nur gehört hat. Auch in mir regte sich dieses Verlangen und bald gesellte sich zu ihm das andere, ein solches Abbild für das größere Publikum veranstalten zu dürfen. Der

Gedanke, daß ein großer Theil des deutschen und insbesondere des preußischen Volkes eine derartige Arbeit mit Freuden begrüßen würde, sowie andrerseits das Vertrauen auf den Edelsinn der hohen Eigenthümer des gedachten Werkes, gaben mir den Muth, mich mit der Bitte, einen Auszug aus diesem Werke veranstalten und herausgeben zu dürfen, an Seine Königliche Hoheit den Admiral Prinzen Adalbert von Preußen zu wenden. Höchst Derselbe gewährte im Verein mit den andern beiden hohen Mitinteressenten, Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Elisabeth von Hessen und Ihrer Majestät der Königin Marie von Bayern, huldreichst mein Gesuch. Für diese Gnade ein schwaches Wort des Dankes hier öffentlich auszusprechen, kann ich mir um so weniger versagen, als ich überzeugt bin, daß gleiche Empfindungen das Herz jedes Lesers dieses Auszuges bewegen werden.

Aber auch noch nach einer andern Seite hin fühle ich mich zu einem Worte öffentlichen Dankes verpflichtet. Es gilt dasselbe dem Herrn Euder, Prorector am hiesigen Gymnasium, dem einst die Ehre zu Theil wurde, die Prinzen Adalbert und Waldemar zu unterrichten, und dem von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Adalbert ein Exemplar des in Rede stehenden Reisewerkes verliehen worden ist. Durch die freundliche Bereitwilligkeit, mit welcher dieser würdige und hochgeschätzte Lehrer mir das empfangene Geschenk zur Benutzung für meinen Zweck lieh, hat er das Erscheinen dieses Auszuges wesentlich befördert.

Schließlich den geehrten Lesern noch die Versicherung, daß es mir Gewissenssache gewesen ist, ihnen trotz Abkürzung und anderer Anordnung eine möglichst vollständige und getreue Kopie des Originalwerkes zu liefern; fast durchgängig habe ich mich

streng an den Wortlaut des mit großer Sorgfalt ausgearbeiteten Textes gehalten und nur da geändert, wo es wegen Kürzung oder wegen Vermittelung des Zusammenhanges der ausgehobenen Stücke nothwendig wurde. Je weniger der Leser davon wahrnimmt, desto besser.

So sei denn hiermit das Werk dem Publikum zu einem bleibenden Andenken an den edlen Prinzen übergeben.

Hirschberg in Schlesien, den 8. August 1857.

Der Herausgeber.

Inhalt.



Die Reise

Seiner Königlichen Hoheit

des

Prinzen Waldemar von Preußen

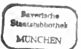
nach Indien

in den Jahren 1844 bis 1846.

Erster Abschnitt.

Die Reise von Berlin bis Kalkutta.

Von der Abreise, am 7. September 1844, bis zur Ankunft in Kalkutta, am 3. Januar 1845.



Es war am 7. September 1844, als Prinz Waldemar, begleitet von den Grafen von Oriolla und von der Gröben, Berlin verließ, um zunächst in München seiner Schwester, der Kronprinzessin, jetzigen Königin Marie von Bayern, einen kurzen Besuch abzustatten und dann seine Reise nach dem Orient anzutreten.

Ueber Salzburg und den Radstädter Tauern gehend, kam der Prinz am Morgen des 15. September in Triest an. Die Gegend zwischen Monfalcone und Triest ist steinig und unfruchtbar, doch entschädigt sie durch den überraschenden Anblick des adriatischen Meeres, auf welches das Auge plötzlich hinabgezogen wird, indem es bei einer Biegung der Chaussee über das tief im Grunde liegende Triest hinschweift, das mit seinen weißen Häusern halbkreisförmig den von Flaggen aller Nationen belebten Hafen umschließt. Die Straße führt im Zickzack von der Höhe hinunter und läßt dieses herrliche Panorama in reichster Mannigfaltigkeit genießen.

Triest, das römische Tergestum und bisher die Hauptstadt eines eigenen Guberniums, in neuester Zeit aber zur reichsunmittelbaren Stadt erhoben, ist jetzt der bedeutendste Seehafen und Handelsplatz des österreichischen Kaiserstaates und die zweite Seestadt in Deutschland. Sie besteht aus zwei, nach Anlage und Bauart höchst verschiedenartigen Theilen, der Altstadt und der Neustadt. Umgeben von den Trümmern der früheren Befestigung, zieht sich die Altstadt,

mit ihren krummen und engen Straßen und den vielen alten und finsteren, unansehnlichen Häusern, am Abhange eines von der Citadelle gekrönten Hügels hinab. Ihr schließt sich im Nordwesten, auf fast ebenem Grunde und fast hart am Meere die fast dreimal so große, durch schöne, rechtwinkelige Straßen und elegante, hohe Gebäude ausgezeichnete Neustadt an. Ein Theil derselben wird von dem, durch die Kaiserin Maria Theresia erbauten, vierzehn Fuß tiefen Kanal durchschnitten, auf welchem die Schiffe bis unmittelbar an die Waarenlager gelangen. Sowohl die Stadt selbst, als ihre Umgebungen verschönern sich fortwährend und viele neue prachtvolle Straßen, so wie anmuthige Spaziergänge und Parkanlagen sind im Entstehen begriffen. Unter den öffentlichen Plätzen verdient besondere Aufmerksamkeit die Piazza Grande in der Altstadt, mit einer Fontaine und der sechs und zwanzig Fuß hohen Bildsäule Kaiser Karl VI., des Fürsten, dem Triest so viel zu verdanken hat. Außerdem zeichnet sich die Altstadt durch die im byzantinischen Style erbaute Kathedrale aus, die an der Stelle eines alten Jupitertempels steht und im Innern große Aehnlichkeit mit der St. Marcuskirche zu Venedig hat. Sehr reiche Mosaikarbeiten, nebst einer großen Zahl von römischen Inschriften und Bildhauerarbeiten bedecken die Wände der Kirche; mit besonderer Theilnahme aber betrachtet der Reisende hier das Denkmal des berühmten, zu Triest im Jahre 1768 ermordeten Archäologen Johann Joachim Winckelmann. Sehenswerth ist ferner in der Neustadt die mit einer Statue Leopold I. gezierte Piazza della Borsa, auf welcher die neue prächtige Börse, eines der schönsten Gebäude der Stadt, sich fünf Stock hoch erhebt, so wie das dicht am Meere gelegene neue Quarantainehaus mit einem besonderen großen Hafen, die sicherste und bequemste Anstalt dieser Art in Europa.

Zur Zeit des Mittelalters war Triest die Hauptstadt einer kleinen Republik von nicht besonderer Wichtigkeit, die sich bereits im Jahre 1382 unter Oesterreichs Schutz gegen das mächtige Venedig begeben mußte. Den Grund zu der Blüthe der Stadt legte Karl VI.,

indem er sie, die damals kaum vier Tausend Einwohner zählte, im Jahre 1719 zum Freihafen erklärte. Hierdurch erlangte sie allmählig, besonders in den letzten zwei Decennien und auf Unkosten ihrer einstmaligen Beherrscherin, Venedig, eine ähnliche Bedeutung für den Seehandel auf dem adriatischen Meere, wie Hamburg sie für den Handel der Nordsee genießt.

Der Haupthafen von Triest wird durch den fünf Hundert funfzig Schritt langen und vier und zwanzig Schritt breiten Molo di Santa Teresa geschützt; obgleich nicht groß, ist er doch sehr bequem und von hinreichender Tiefe für die größten Seeschiffe. Am Ende jenes Dammes liegt ein Fort, welches, nebst einer Batterie beim neuen Quarantainehause, den Hafen vertheidigt und ein Leuchtthurm, dessen Drehfeuer Hundert sechs Fuß über der Meeresfläche erhaben, und drei Meilen weit sichtbar ist. Der Hafen der Altstadt ist kleiner und weniger tief, nämlich nur sechszehn Fuß.

Schifffahrt und Handel der Stadt mehren sich von Jahr zu Jahr. Der Werth ihres Exports in das Ausland, der 1820 erst drei Millionen Thaler betrug, ist im Jahre 1847 auf zwei und sechzig Millionen gestiegen, während ihr Import im letzteren Jahre zwei und funfzig, also der Gesammtwerth ihres Verkehrs mit der Fremde Hundert vierzehn Millionen Thaler betrug, beinahe das Fünffache von dem Verkehre Venedigs und fast ein Drittheil von dem der ganzen österreichischen Monarchie. Nur Hamburg, 1847 mit einem Verkehr von drei Hundert drei Millionen Thalern, steht unter den deutschen Seestädten Triest voran, Bremen dagegen, mit vier und siebenzig Millionen Thalern Umsatz in jenem Jahre, schon bedeutend nach. Zwölf bis funfzehn Hundert größere Seeschiffe, mehr als drei Hundert Dampfboote und sechs bis sieben Tausend Küstenfahrer laufen jährlich in den Hafen ein, und vermitteln jene enorme Waarenbewegung, welche hier mehreren Tausend Kaufleuten und Mäklern Beschäftigung giebt. Nicht weniger als sechs und zwanzig Staaten haben in Triest ihre Konsuln und Agenten. In hohem Rufe steht besonders

der hier im Jahre 1833 gegründete »Oesterreichische Lloyd«, welcher 1852 bereits vier und dreißig Dampfschiffe in Fahrt hatte.

Die Bevölkerung der Stadt selbst betrug im Jahre 1846 über fünf und funfzig Tausend, die des ganzen, nur ein und zwei Drittel Quadratmeilen großen Gebietes etwa achtzig Tausend Seelen. Sie ist, vornehmlich im Handelsstande, ein Gemisch aus allen Nationen und Konfessionen, nicht allein des österreichischen Staates, sondern auch der Fremde. Die gebräuchlichste Sprache ist die italienische; doch wird auch viel Französisch und Deutsch gesprochen, letzteres freilich in einem sehr verdorbenen Dialekt. Die Bürger sind größtentheils Eingewanderte, darunter besonders viel Griechen und Tyroler; das gemeine Volk besteht aus Illyriern. Das bunteste Treiben herrscht somit in dieser Stadt und eine Mannigfaltigkeit der Kostüme, Physiognomien und Mundarten, wie sie sonst irgendwo anzutreffen ist. Diesen Reizen gegenüber hat der Ort auch manche, besonders für den Fremden recht empfindliche Schattenseiten: Mangel an gutem Trinkwasser, einem sehr häufigen, oft schroffen Wechsel der Temperatur, und verschiedene böse Winde: den glühenden Sirocco, die durchdringende, eisige Bora, und die nur wenig mildere Borina.

Als der Prinz in Triest war, fand ein festliches Theater statt. Einen Halbkreis bis zur Bühne bildend, saßen amphitheatralisch über einander gereiht, die Damen, während die Herren im Parterre stehend der Vorstellung beiwohnten. Als der Kaiser erschien, wollte das »Evviva il Imperatore!« kein Ende nehmen. Das Wehen der tausendfarbigen Fächer und Tücher gab der Scene einen Vorgeschmack orientalischer Pracht, und die feurigen Blicke und pikanten Physiognomien, von dunklem Haar überschattet, mahnten den Nordländer daran, daß er bereits im Süden sich befinde.

Nachdem sich hier in Triest noch Dr. Hoffmeister der Reisegesellschaft angeschlossen hatte, schiffte sich diese am Nachmittage des 16. auf dem Dampfschiffe »Mahmudieh« ein und schon am Morgen des 17. befand man sich in Ancona, wo der dortige preußische

Konsul den Prinzen empfing. In den engen und krummen Straßen wimmelte es von armen, zerlumpten Leuten. Nachmittags führte das Dampfschiff die Reisegesellschaft weiter, längs der Küste von Dalmatien und Albanien hin, die bis Korfu beständig in Sicht liegt, aber noch öder und ärmer erschien, als die Gestade von Ancona und oberhalb Triest. Kleine Olivenwälder, darunter Bäume vom höchsten Alter und von sehr bedeutendem Umfang, wechselten mit einander ab; auch ließ sich mit Hülfe des Fernrohrs hie und da spärliche Weinkultur, die einzige auf dem nackten Kalkfelsen, entdecken; Menschen zu erspähen, war dagegen unmöglich: Alles war wie ausgestorben.

Am folgenden Tage Mittags tauchte die Insel **Korfu**, die alte Korkyra, aus dem Meere auf. Einen herrlichen Anblick bot dieses blühende Eiland dar; zu seiner Rechten erschien Fano, die kleine Insel, auf der einst die Nymphe Kalypso weilte. Daneben sah man die Felsen der Kyklopen, ihnen gegenüber die hohe Küste von Albanien, und über diese hinweg die keraunischen Berge, die sich sieben Tausend pariser Fuß hoch emporthürmen und, gleichsam als Fortsetzung auf der Insel selbst, den zwei Tausend ein Hundert vier und dreißig Fuß hohen San Salvador vorgeschoben haben. — Ueber den Anblick von Korfu schreibt der Prinz: »Schon weit her zeigten sich die schönen Linien seiner Berge, und als wir längs der Küste hinfuhren, erfreuten wir uns an dem Grün seiner Olivenbäume und seiner Weinberge und an den schwarz darüber hinausragenden Cypressen. Auch die Festung präsentirt sich sehr schön schon von Weitem; auf einem in's Meer vorspringenden Felsen erhebt sich malerisch die Citadelle.«

Korfu ist unter den Inseln der jonischen Republik durch ihre Lage die wichtigste. Nahe dem Eingange des adriatischen Meeres erstreckt sie sich in einer Länge von etwa zwei und einer halben deutschen Meile. Der größtentheils gebirgige Boden steigt, besonders im nordöstlichsten Theile der Insel, zu einer bedeutenden, wenig

bewässerten und unfruchtbaren Höhe an, während die Thäler und Ebenen Oel und etwas Getreide, hauptsächlich aber Wein und Südfrüchte aller Art, darunter treffliche Feigen, hervorbringen. Die Insel, welche auf einem Flächenraum von beinahe eilf Quadratmeilen eine Bevölkerung von beinahe fünf und sechzig Tausend Einwohnern zählt, hat ein mildes, aber raschem Wechsel unterworfenes Klima. Auf der Ostseite derselben liegt die mit ihr gleichnamige Hauptstadt, welche die Residenz des »Lord-High-Commissioner« ist, und aus der wohlbefestigten Stadt, der Citadelle und mehreren Vorstädten besteht, deren eine dieselbe Stelle einnimmt, wo einst das alte, von den Korinthern erbaute Korkyra stand. Die von der eigentlichen Stadt durch nasse Gräben, verschiedene Außenwerke und eine Esplanade getrennte Citadelle liegt auf einer felsigen Landzunge, und umfaßt die Kaserne, das Zeughaus, das Militairlazareth, sowie die Residenz des Oberbefehlshabers der Truppen und einige Privathäuser. Aus ihrer Mitte erhebt sich zu einer Höhe von zwei Hundert drei und dreißig Fuß über den Spiegel des Meeres ein Leuchtthurm. Im Jahre 1718 explodirte während eines Gewitters das Pulvermagazin und zerstörte einen großen Theil der Festungswerke, das Zeughaus und mehrere andere Gebäude, wobei anderthalb Tausend Menschen das Leben verloren. — Zum Schutz ihres sehr belebten Freihafens hat die Hauptstadt, außer der Citadelle, noch die beiden Forts Neuf und Vido, von denen das letztere für beinahe uneinnehmbar gilt.

Die Stadt Korfu, welche von fünf und zwanzig Tausend Menschen bewohnt sein soll und einen bedeutenden Handel treibt, ist schlecht gebaut; ihre engen, winkeligen Straßen bestehen meist nur aus kleinen unansehnlichen Häusern. An bemerkenswerthen Gebäuden und Instituten enthält sie: Eine Kathedrale, mehrere römisch- und griechisch-katholische Kirchen und Kapellen, eine Universität, ein Gymnasium, ein theologisches Seminar und mehrere höhere Schulen. Sie ist der Sitz des Senats und des Parlaments der jonischen Inseln, so wie des höchsten Gerichtshofes der Republik, auch Residenz eines

griechischen Bischofes. In neuerer Zeit ist sie mit gutem Trinkwasser, welches in eisernen Röhren aus einer Entfernung von ein und drei Viertel Meilen hergeleitet wird, versehen worden. Der Hafen zwischen der Insel Vido und der Stadt ist sicher und geräumig.

In der Mythe ist wahrscheinlich unter »Scheria«, dem Lande der Phäaken, wo Homer den gastfreien Alkinoos dem schiffbrüchigen Odysseus Aufnahme und Freundschaft gewähren ließ, die Insel Korfu verstanden. Für Korinth war sie als Kolonie und Station von Wichtigkeit, bis ein Streit zwischen ihr und dem Mutterlande die erste Veranlassung zum peloponnesischen Kriege gab. Römer, Normannen und Venetianer behaupteten nach einander Korfu, welches später das Schicksal der übrigen jonischen Inseln theilte, nämlich wechselsweise unter venetianischen und türkischen Schutz, und am Schlusse des vorigen Jahrhunderts in Frankreichs Gewalt zu kommen, bis endlich, im Jahre 1815, durch Vertrag der europäischen Großmächte die jonische Republik unter dem Namen der »Vereinigten Staaten der jonischen Inseln« als Schutzland der britischen Krone wieder hergestellt wurde.

Der Prinz machte mehrere Ausflüge in's Innere der Insel; statt der schönen, von Homer besungenen Gärten des Alkinoos sah er aber auf der Phäakeninsel nichts, als zum Theil unbebautes, mit Strauchwerk bedecktes Land; überdies war der Boden in dieser Jahreszeit besonders ausgedörrt, und überall zeigte sich Vernachlässigung. Nur einzelne Olivenhaine, deren Grün von den weißen Kalkfelsen herrlich abstach, so wie die hie und da romantisch an den Abhängen zerstreuten, von Weingärten umgebenen Dörfer verliehen der Landschaft einigen Reiz. Die elenden, schmutzigen, einstöckigen Häuser benahmen aber alle Illusionen; selbst die schöne Tracht der Bewohner — bestehend aus dem rothen Fes, rother oder blauer Jacke und scharlachnen Beinkleidern oder weißen Fustanellen, in welche sich die kräftigen Gestalten malerisch hüllten — war meist schmutzig und zerrissen.

Der Sonnenuntergang hier im Süden machte einen überwältigenden Eindruck. Majestätisch stieg die Sonne in die sich kräuselnden, tiefblauen Fluthen hinab, alle Färbungen, vom lichtesten Feuerroth bis zu dem, im Azur des Himmels verschwimmenden Blaßroth, am Westhimmel zurücklassend, während der silberglänzende Mond, umstrahlt vom hellsten Sterngefunkel, am entgegengesetzten Horizonte heraufstieg.

Am 19. September wurde in den Golf von Patras hineingesteuert und am 20. früh in Patras angelegt. Patras, die erste Stadt, deren sich die Griechen bei ihrer heldenmüthigen Erhebung im Jahre 1821 bemächtigten, besitzt einen guten Seehafen, den besten in ganz Westgriechenland, und erhebt sich amphitheatralisch am Abhange eines vom Strande aufsteigenden Hügels, auf dessen Gipfel die Akropolis emporragt. Die Stadt ist ganz neu und wohlbefestigt; von der durch die Türken schonungslos verwüsteten ehemaligen Stadt, welche weiter östlich und nach der Art der altgriechischen Hafenstädte, vom Meere entfernt lag, sind nur noch Trümmerhaufen sichtbar. Mit großem Eifer wird an der neu sich erhebenden und bereits zehn Tausend Einwohner zählenden Stadt gebaut. Fast alle Häuser von einiger Bedeutung sind von Gärten umgeben, in welchen Orangen, Feigen, Granaten und andere herrliche Fruchtbäume prangen, was den Straßen ein ungemein liebliches Ansehen giebt, und die Wohnungen der ärmeren Bevölkerung gleichsam verdeckt; doch fehlt es noch sehr an guten Wohnhäusern und Kaufläden. Die Anhöhe weiter hinauf verliert sich die Anmuth und Nettigkeit der Straßen, die Wohnungen werden dürftig und unsauber und an die Stelle der sorgfältig gekleideten Bevölkerung treten ärmliche und vernachlässigte Gestalten. Von der Akropolis aus genießt man eine reiche, herrliche Aussicht auf die Stadt, welche von alten Kalksteintrümmern umgeben, in ihrer malerischen Unordnung ein schönes Bild gewährt, auf die lang gestreckte, fruchtbare Küstenebene, auf den blauen, mit Segeln bedeckten Meerbusen, zu dessen Herrschaft sie

berufen ist, und auf die gegenüberliegende Küste Nordgriechenlands, in deren Mitte sich die kolossale Masse des ätolischen Taphiassos erhebt. Merkwürdig erschien hier oben besonders eine sehr große Platane, die einzige, welche die Türken verschonten, weil sie ihnen diente, um die Griechen daran aufzuknüpfen. — Der Berg ist reich an schönen Quellen; da man diese aber gänzlich vernachlässiget, und ihnen keinen Abfluß verschafft hat, so füllen sie nur, rings um die Stadt, ekelhafte und bei großer Hitze die Luft verpestende Sümpfe. Wie leicht wäre es, statt dessen fröhliche Bäche, inmitten einer üppigen Vegetation, rieseln zu machen; aber die Hand des Menschen ist hier zu träge, um einer verschwenderisch reichen Natur zweckmäßig zu Hülfe zu kommen.

Das alte Patras ist wahrscheinlich von den Joniern erbaut worden. Es spielte in der Geschichte Altgriechenlands eine bedeutende Rolle und wird von Herodot unter die zwölf Städte Achaia's gezählt. Seine Einwohner nahmen thätigen Antheil an dem achäischen Kriege, hatten aber von demselben viel zu leiden. Nach der Schlacht bei Actium (31 vor Christi Geburt) erhob Augustus die Stadt wieder zu ihrer frühern Blüthe, indem er sie zu einer Kolonie für Veteranen machte. Zu Strabo's Zeit war sie groß und volkreich, und im Anfang des zweiten Jahrhunderts noch von ziemlicher Bedeutung, aber durch die Ausschweifungen der Einwohner sehr berüchtigt. Unter den griechischen Kaisern war Patras der Sitz eines Herzogs; später, im Jahre 1408, kauften es die Venetianer, denen es jedoch die Türken im Jahre 1446 wieder abnahmen. 1770 wurde es durch die Albanesen geplündert, blieb aber bis zum griechischen Befreiungskriege in den Händen der Osmanen.

Von Patras aus begab sich der Prinz nach Lutraki, dem Hafen von Korinth. Auf Pferden eilten die Reisenden über die kahlen Felsen des Isthmus zur Besichtigung der alten, jetzt in Trümmer liegenden Dorerstadt; nach wenigen Stunden lag Akrokorinth im leichten Morgenduste vor ihnen. Rechts umstrahlte die aufgehende

Sonne mit röthlichem Lichte Lutraki an der blauen Fluth des korinthischen Meerbusens, umschlossen von den im Purpur schimmernden Bergen. Einige verfallene Mauern und Säulen, verstümmelte Statuen und Einsenkungen des Bodens deuteten die Stelle der alten Theater, Amphitheater und Säulenhallen, Marktplätze und Grabstätten an. Durch die Stadt oder vielmehr den ärmlichen Flecken, in welchem nichts mehr an die Größe und Pracht des alten Korinth erinnert, ging es hinauf zur alten Burg Akrókorinth. Diese Festung, der Schlüssel zum Peloponnes, ist noch ziemlich unversehrt; dreißig Mann hielten sie besetzt. Die Aussicht von ihr ist eine der großartigsten unseres Welttheils: das stille, blaue Meer auf beiden Seiten der Landenge, leicht vom Morgenwinde bewegt, und leise rauschend, als ob es von alten Wundern erzählte; drüben der Parnaß, dem Helikon so nahe scheinend, beide in alter Zeit umkränzt von grünenden Eichen- und Fichtenwäldern, jetzt aber mit kahlem Scheitel! — Von der Akrokorinth ging es wieder hinab zum Isthmus von Korinth, auf welchem auch das Stadion und Poseydons Fichtenhain besucht wurden: kolossale Mauerreste bezeichneten das Theater und die Ruinen eines benachbarten Tempels; einige Fichten den Hain. So bietet der klassische Boden Griechenlands auch hier, wie überall, nichts als beinahe unkenntliche Trümmer.

Ein anderes Dampfschiff brachte den Prinzen von der östlichen Seite des Isthmus in kurzer Zeit nach dem Piräus, dem Hafen von Athen. In der Stadt Athen hielt er sich acht Tage auf. — Wehmuth ergreift den Wanderer, wenn er diesen wüsten Trümmerhaufen erblickt, einst das Wunder der alten Welt, jetzt aber durch seine, in all ihrer Verfallenheit immer noch schönen Ueberreste laut verkündend: daß keine irdische Macht und Größe vor dem Fall sichert, und daß hienieden Alles dem Wechsel unterworfen ist. Die Zeiten, welche an Athen vorübergegangen sind, und die Gewalten, welche hier geherrscht haben, lassen sich aus der Verwüstung, die sie angerichtet, untrüglich erkennen. Was der Zahn der Zeit verschonte,

das hat die Barbarei der Menschen zerstört oder geraubt; nichts aber hat so großartige Spuren der Verwüstung zurückgelassen, als die türkischen Kalköfen: von dem, was nach der Wegführung so vieler Kunstschätze in fast alle Kunsthallen der Welt noch übrig geblieben war, haben diese das meiste verzehrt und wahrscheinlich würden sie die letzten Reste der frühern Kunst der Griechen vertilgt haben, wenn das osmanische Regiment nur noch einige Zeit gedauert hätte. So aber sind noch manche herrliche Kunstschätze für Griechenland behalten worden, welche jetzt umsichtig gesammelt und geordnet in neu errichteten ihrer würdigen Museen aufbewahrt werden.

Mit derselben Sorgfalt, welche die gegenwärtige Regierung der Erhaltung und Wiederherstellung der Alterthümer widmet, ist sie aber auch darauf bedacht, Athen wieder aufzubauen, damit es als Residenz eines griechischen Königs, wozu es im Jahre 1834 erhoben wurde, würdig dastehe. Schon erheben sich Neubauten auf allen Seiten, darunter ein prächtiges Residenzschloß, von welchem aus man die sechszehn stehen gebliebenen Säulen des Jupitertempels und die, die Stadt hoch überragende, einst die schönsten Bauten der Welt einschließende Akropolis. Auch sie ist der Zerstörung nicht ganz entgangen, wovon die umherliegenden Bomben und Kanonenkugeln Zeugniß ablegen; doch aus dem Schutte neuerstehend, bildet die erhabene Burg jetzt wieder, wie einst in der Vorzeit, die Krone der emporstrebenden Stadt. Diese, die bei der Befreiung Griechenlands nur etwa zwölf Tausend Einwohner zählte, enthält gegenwärtig über sechs und zwanzig Tausend, das ist ein Drittel ihrer ehemaligen Bevölkerung; von ihrem alten Umfange nimmt sie jedoch auch heute noch erst einen geringen Theil wieder ein. Der Seeverkehr hebt sich auch; im Jahre 1850 besuchten den Piräus acht Tausend vier Hundert ein und siebenzig Fahrzeuge von Hundert vier und dreißig Tausend zwei Hundert ein und achtzig Tonnen Tragfähigkeit und vermittelten einen Gesammtverkehr von sechs und einer Fünftel Million Thaler.

Der Prinz besuchte auch die Akropolis. »Außerordentlich imposant,« schreibt er darüber, »erschienen mir die Propyläen; sie sehen so erhaben auf uns herab, diese Säulen, unter denen mancher weltberühmte, große Mann hindurchgeschritten ist. Des Parthenons dunkelgelbe Säulen stechen sehr malerisch gegen den Himmel ab und geben demselben eine dunklere Farbe.«

Unter den Ausflügen in die Umgegend galt einer dem Pentelikon, wo noch heute, wie in alter Zeit, der Marmor zu den Werken griechischer Baukunst gebrochen wird. Nach Besichtigung der Brüche wurde unter einem Zelte im Freien soupirt. Von den umliegenden Dörfern war das Landvolk herbeigeströmt, um das Königspaar und die Fremden zu sehen; man zündete große Feuer an und führte Nationaltänze auf. Die höchsten Herrschaften mischten sich unter die Menge, veranstalteten auch Wettläufe der Knaben und Mädchen nach Bonbons und Konfekt und zuletzt endigte die Parthie mit einem improvisirten Hofball im Freien, bei hellem Mondschein. Trotz des unebenen Tanzsaales und der ländlichen Musik gelangen Walzer und Contretänze ganz vortrefflich; in der launigsten Weise aber wurde das Vergnügen erhöht durch die mißglückten Versuche der guten, überglücklichen Leute, ebenfalls einen Walzer zu Stande zu bringen. — Auch unternahm der Prinz einen Ausflug nach Eleusis, zu den Mysterien der Demeter, einst dem Ziele vieler Tausende von Wallfahrern. Ferner besuchte er auch die Bergfeste Phyle. Auf dem felsigen, bald jäh abschüssigen, bald an grausigen Abgründen hinlaufenden Wege ging es mit Leichtigkeit fort; die Pferde kletterten wie Katzen auf und ab. Die Aussicht von den Felsblöcken der alten Bergfestung war entzückend; weithin schweifte das Auge über die attische Ebene, und jenseits über das Meer hinweg, zu den Bergen von Argolis.

An der Königlichen Tafel flößten dem Prinzen die Palikaren-Häuptlinge viel Interesse ein: kühne, kriegerische Gestalten mit ausdrucksvollen, durch das heiße Klima gebräunten Gesichtern, dunkel

flammenden, von langen Wimpern beschatteten Augen, hoher Stirn, Adlernase und mächtigem Schnurrbart. Alle waren sie kriegsmuthig und wünschten zum Ruhme Griechenlands ihr Schwert ziehen zu können.

Am 1. Oktober legte man auf Syra an, einem felsigen Eilande in der Mitte des Archipelagus, auf halbem Wege zwischen Europa und Asien, zu den nördlichen Kykladen gehörig. Nach dem Freiheitskriege erhob sich auf der Ostküste die neue Stadt Hermupolis, welche jetzt, nächst Athen, die wichtigste des Landes und dessen Haupthandelshafen ist.

Vor dem Ausbruche des griechischen Freiheitskampfes besaß Syra nur eine Stadt, Alt-Syros, welche, über eine Viertelmeile vom Strande entfernt, malerisch auf einem steilen, kegelförmigen Berge liegt. Diese war damals, wie noch heute, nur von etwa fünf Tausend Menschen bewohnt, römisch-katholischen Glaubens, von denen eine kleine Zahl gelegentlich als Diener und Lastträger in Konstantinopel Beschäftigung fand. Während des Krieges nahm die französische Regierung diese Insel in ihren Schutz, und der Kapudan-Pascha, der sie kaum als ein griechisches Eiland betrachtete, unterließ es, sie zu beunruhigen. So bot sie den von andern Inseln Vertriebenen, besonders aber den Skioten, welche hauptsächlich die Erbauer des unteren Theiles von Hermupolis geworden und von denen noch jetzt viele dort ansässig sind, einen sichern Zufluchtsort.

Die Bevölkerung der zwei Quadratmeilen großen Insel, welche früher nur sechs Tausend Seelen betrug, ist gegenwärtig bereits auf vierzig Tausend Seelen gestiegen, von denen angeblich drei Viertel allein auf Hermupolis kommen. Obgleich sehr uneben, bergig und wasserarm, ist ihr Boden doch wohl angebaut. Jeden Morgen bewegen sich von allen Seiten große, karavanenartige Züge dem Berge zu, dessen Abhang die Hauptstadt trägt, und auf welchem eine lebende Quelle, die einzige der Insel, entspringt. Die gut gepflasterten Straßen der Stadt sind zu beiden Seiten mit schönen

Kaufläden geschmückt, in denen die mannigfaltigsten Erzeugnisse des Morgen- und Abendlandes feilgeboten werden, und welche sowohl den Besuchern der Insel, als ihren Bewohnern Genuß und Vortheil gewähren. Die neuen, weißen Häuser, meist zweistöckig, geben der unteren Stadt ein so schönes und stattliches Ansehen, wie es kaum eine zweite des Landes besitzt. Das in der Oberstadt gelegene Seminar für Volksschullehrer der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, welches der Prinz besuchte, steht unter der trefflichen Leitung eines Deutschen, des Herrn Hildner aus Sachsen; es trägt schon jetzt herrliche Früchte und verspricht für die gesammte Bevölkerung Griechenlands den segensreichsten Einfluß.

Seitdem Dampfschiffe das mittelländische Meer befahren, hat Syra, dessen günstige Lage und dessen zwei treffliche Häfen es, ähnlich wie Malta, zum Entrepôt zwischen Europa, Asien und Afrika vorzüglich geeignet machen, noch bedeutend gewonnen, und je lebhafter der Verkehr des Orients mit dem Occident werden wird, desto schneller und kräftiger wird der Wohlstand dieses Eilandes emporblühen. Der Seeverkehr desselben hat bereits einen solchen Aufschwung genommen, daß im Jahre 1850, — wo den Piräus, den Hafen von Athen, acht Tausend vier Hundert ein und siebenzig Fahrzeuge von ein Hundert vier und dreißig Tausend zwei Hundert ein und achtzig Tonnen Tragfähigkeit besuchten und dort einen Gesammtverkehr von sechs und einer Fünftel Million Thalern vermittelten, — vier Tausend neun Hundert zwei Schiffe von zwei Hundert neun und funfzig Tausend zwei Hundert vier und funfzig Tonnen in den Hafen von Syra einliefen, und der Waarenumsatz dieses Platzes etwa sieben Millionen Thaler betrug.

Nächst dem Handel ist der Schiffbau die Hauptnahrungsquelle der Einwohner und ebenfalls so bedeutend in Aufnahme, daß zum Beispiel im Jahre 1849 hier neun und siebenzig Schiffe von zehn Tausend drei Hundert vier Tonnen Tragfähigkeit gebaut wurden.

Ein Dampfboot der französischen Regierung, welches jetzt die Reisenden aufnahm, führte sie mitten in das orientalische Leben hinein, denn es wimmelte am Bord desselben von Mekka-Pilgern, und nur ein geringer Theil der Passagiere trug fränkisches Kostüm. Da lag, auf einem prächtigen Teppich, den ganzen Tag unbeweglich an die Wand gelehnt, ein vornehmer Beduinengreis, in schneeweißen Gewändern und weißem Turban, das gelbgraue Gesicht seltsam abstechend gegen den weißen Bart. Zwei Negerknaben bedienten ihn, von denen der eine ihm fortwährend Kühlung zufächelte. Fünfmal täglich verrichtete er sein Gebet; das Antlitz nach Mekka gewendet, verbeugte er sich, kniete nieder und erhob sich rasch wieder. Wer hätte aber geglaubt, daß dieser kleine magere Mann, mit seinen zart gebauten Händen und Füßen, der in allen Schlachten gefürchtete El Mesari Ben Ismaël, jetziger französischer General der leichten Beduinenkavallerie, sei! — An einer andern Stelle sah man drei Türken in kurzen Jacken mit ihren Sklaven; sie rauchten ihre »Nargilehs« (Wasserpfeifen), unverwandt nach dem Brodeln des Wassers in den Krystallflaschen der Pfeifen hinschauend. Auch Perser waren da, mit grünen Turbanen und roth und weiß gestreiften Talaren; ihre Gesichter, die den Stempel des Phlegma's und der Sinnlichkeit trugen, zeichneten sich aus durch große Nasen und vorspringende Augen.

Zwischen den schön geformten felsigen Küsten der Inseln Naxos und Paros ging die Fahrt am Morgen des 2. Oktober dahin; am 3. wurde Santorin und Kandia begrüßt; Mittags ein Uhr aber tauchte an der flachen sandigen Küste Afrika's, gleich einem plötzlich hingezauberten Gemälde, Alexandrien auf, mit seinen beiden, von Kriegs- und Handelsschiffen belebten Häfen, seinen krenelirten Mauern, den schlanken Minarets der zahllosen Moscheen und den Palästen des Pascha's, im Hintergrunde die Pompejussäule und die Nadel der Kleopatra.

Diese einst so stolze, von ihrer ehemaligen Größe und Herrlichkeit aber tief herabgesunkene Stadt, einsam auf einer schmalen sandigen

Landzunge gelegen zwischen den beiden von Schiffen bedeckten Häfen, macht auf den Ankommenden einen höchst eigenthümlichen Eindruck. Von der Gluthsonne Aegyptens magisch beleuchtet, erscheint hier unter dem orientalischen Himmel Alles wie in einen zauberhaften Duft gehüllt, und eine Fülle von Empfindungen, welche durch den Anblick einer Stadt des mährchenhaften Morgenlandes, so wie durch die Erinnerung an eine große Vorzeit erregt werden, stürmen in mächtigem Drange auf den Ueberraschten ein.

Sehr überraschend ist in Alexandrien die Mischung des europäischen und orientalischen Lebens. Das Türkenviertel übt, vorzüglich in hellen Nächten, einen ganz neuen, eigenthümlichen Reiz auf den Fremden durch seine engen, winkeligen Straßen und seine leichtgebauten, mit Erkern versehenen Häuser, so wie durch die zahllosen Bazars, in denen die Produkte des Morgenlandes aufgehäuft sind und durch die nach der Straße hin offenen Kaffeehäuser, in denen phlegmatisch auf Divans hingestreckte Männer, aus langen Pfeifen rauchend, den edeln Mokka schlürfen, während die Frauen, immer nur dicht verhüllt, in großen schwarzen Schleiern sich zeigen. Wenige Schritte weiter und man ist, wie in einem Mährchen aus Tausend und einer Nacht, in eine neue Welt versetzt: Es ist das Frankenviertel, das durch seine hohen, prächtigen Gebäude, in italienischem Geschmack erbaut, und durch die geraden schönen Straßen den Blick des Wanderers überrascht und fesselt. — Jetzt erst, nachdem Mehemed Ali die Wunder der Kultur in dem lange vernachläßigten Aegypten geschaffen hat, und nachdem die Engländer den alten Weg nach Indien wieder aufgenommen haben, scheint es sich erfüllen zu wollen, was einst Alexander der Große mit tiefem Blick in die Zukunft von ihr verkündete.

Bewunderung und lebhafte Theilnahme ergreifen den Wanderer, wenn er die langen Hügelreihen der in Schutt und Trümmer verfallenen Denkmäler ihrer beiden Glanzperioden erblickt, welche jenseits der Stadt, zwischen dem Meere und dem fast wasserlosen See Mareotis,

sich hinziehen. Doch liegt bei weitem der größte Theil ihrer alten Herrlichkeit unter Sand und Meereswellen begraben; überall finden sich, von der Erde bedeckt, Reste längst verschwundener Zeiten, und der Boden tönt an vielen Stellen hohl unter den Hufen der Rosse. Die einzigen wohlerhaltenen Ueberbleibsel des Alterthums sind: die von der alten Nekropolis oder Todtenstadt herrührenden Katakomben und zwei Obelisken, die von Heliopolis hierher geschaffte drei und sechzig Fuß hohe »Nadel der Kleopatra« und die acht und achtzig Fuß hohe, aus dem schönsten Granit bestehende sogenannte »Pompejussäule«.

Schon während der Römerherrschaft in Verfall gerathen, hatte die Stadt noch einmal, unter den arabischen Khalifen, einen Aufschwung genommen, war dann aber unter dem harten Regiment der Mameluden und Türken immer mehr gesunken und büßte endlich, durch die Auffindung des neuen Weges um das Kap der guten Hoffnung, auch ihre Wichtigkeit für den Handel von Europa nach Indien ein. Die Neuzeit hat ihr jedoch einen Theil dieser Wichtigkeit bereits zurückgegeben, und steht im Begriff, dies Werk zu vollenden, durch die Anlage der im Spätjahr 1851 in Angriff genommenen, acht und zwanzig Meilen langen Eisenbahn von Alexandrien nach Kairo.

Statt der fünf Häfen, welche die Stadt im Alterthum besaß, hat sie jetzt nur noch zwei; statt der sechs oder acht Hundert Tausend Menschen, die einst vor zwei Jahrtausenden sie bewohnten, zählte sie zu Anfang dieses Jahrhunderts etwa zehn Tausend Einwohner. Jetzt aber ist ihre Bevölkerung bereits wieder auf vierzig Tausend Seelen gestiegen, darunter fünf Tausend Franken, aus allen Ländern Europa's, hierhergezogen durch den sehr bedeutenden Handel der Stadt, in welchem sich jetzt fast der ganze große Verkehr Aegyptens konzentrirt. Im Jahre 1850, wo ein Tausend sechs Hundert drei und neunzig Segel- und Hundert sechs und vierzig Dampfschiffe hier einliefen, erreichte derselbe allein im Waarenverkehr die Höhe von

etwa sieben und zwanzig Millionen Thalern, nämlich in der Einfuhr gegen eilf Millionen, davon zwei Fünftel aus England, ein Fünftel aus der europäischen Türkei und ein Achtel aus Oesterreich; und die der Ausfuhr sechszehn eine Viertel Million, wovon drei Siebentel nach England, ein Sechstel nach Oesterreich und ein Siebentel nach Frankreich ging. Mit dem Transport der Landesprodukte auf dem Nil sind nicht weniger als fünf bis sechs Tausend Barken beschäftigt.

Am 5. Oktober schiffte sich der Prinz in einer von Pferden gezogenen Barke auf dem Mahmudieh-Kanal nach Kairo ein. Dieser Kanal, ein Denkmal der unermüdlichen Thatkraft Mehemed Ali's, der ihn in der Zeit eines Jahres (1820) graben ließ, ist zehn Meilen lang, sechzig bis achtzig Fuß breit und höher gelegen, als das umliegende Land, zu dessen Bewässerung er benutzt wird. Bei Atfeh, wo er aus dem Nil abgeleitet ist, erwartete den Prinzen ein vom Pascha ihm entgegengesandtes Dampfschiff. Der gelbrothe Nil, ein Wäldchen von funfzig bis hundert Palmen, die malerisch gruppirt und manche achtzig bis neunzig Fuß hoch, in vollem Schmucke mit ihrer wunderschönen rothen und goldgelben Frucht prangten; Dörfer, deren Häuser mehr Maulwurfshügeln, als menschlichen Wohnungen glichen und in denen halbbekleidete, unreinliche Menschen hausten, das waren die Gegenstände, welche von Atfeh abwechselnd die Aufmerksamkeit der Reisenden fesselten. Die zum Zeitvertreib mitgeschickte Musikbande, welche bekannte Opernmelodien spielen sollte, leistete trotz Sonnenbrand und Hitze ihr Möglichstes mit Trommel, Trompete, Pauke und Serpent; aber es war ein nervenangreifendes, Mark und Bein durchdringendes Konzert.

Vom Hôtel oriental aus, wo der Prinz in Kairo logirte, war die Aussicht überraschend schön. Eine Reihe orientalischer Häuser mit flachen Dächern und hölzernen, geschnitzten Jalousien statt der Fenster, nebst einigen schlanken, zum Theil roth und weiß gemalten Minarets bildeten den Vordergrund; im Hintergrunde erschien in

bläulicher Ferne ein Palmenwäldchen, und nicht weit davon zeigten sich die Riesenpyramiden von Gizeh; endlich rechts am Horizont die Wüste, in gelbgrauen Dunst gehüllt; vor derselben jedoch ein Akazienwald im heitersten Frühlingsgrün und blühende Maisfelder.

Nicht minder interessant ist das rastlose, echt morgenländische Leben und Treiben in der Stadt. Auf Eseln, neben denen die Treiber herliefen, wurden die engen, schmutzigen Straßen durchzogen; wo der Weg versperrt war, machte der Dolmetscher Platz durch unbarmherzige Hiebe mit der langen, aus Nilpferdhaut gefertigten Peitsche. Aus was für Leuten aber bestanden diese sich drängenden Massen! Hier der spindeldürre, unreinliche Araber, als Esel- und Kameeltreiber, halb bekleidet, schreiend, zankend, immer beweglich; dort der wohlgenährte, gravitätisch einherschreitende Türke in prächtiger roth- oder blauseidener Jacke, weißseidenen Pumphosen, gelben und rothen Pantoffeln, den weißen Turban um den kahlen Kopf geschlungen und im seidenen Gürtel die blitzenden Waffen; der bleiche Kopte im schwarzen Kostüm mit schwarzem Turban; der pechschwarze Nubier in weißem Talar und Turban; Fellahknaben in blauem Hemde und blauen Hosen, vor dem Gesicht den schwarzen Schleier, flache Kuchen, Gurken und Orangen verkaufend; dann vornehme Frauen, das Gesicht bis auf die Augen verhüllt, in weißen Gewändern, mit schwarzem Mantel über Kopf und Rücken auf Maulthieren in die Bäder reitend, vor sich her den Eunuchen; und in dieser lärmenden Menge die feurigen Araberrosse mit goldenen Zügeln und Steigbügeln und purpurnen, goldgestickten Sammetdecken, die schwer beladenen Kameele und die reich geschirrten Dromedare! Bei jedem Schritt in neuer Gestalt erscheinend, fesselt dies bunte Treiben das Auge des Nordländers, der fast betäubt durch die Tausend wechselnden Eindrücke, sich von dem Gewühl fortreißen läßt.

Kairo, eigentlich El-Kâhira, d. h. die Siegreiche, jetzt aber von den Eingebornen Masr genannt, ist die Hauptstadt Aegyptens und die größte Stadt in Afrika, mit sechs und zwanzig Tausend

Häusern und mehr als einer Viertel Million Einwohner. Auch wird sie in ganz Aegypten und Arabien für die Königin der Städte, für den Inbegriff alles Großen und Prächtigen gehalten, und die arabische Poesie rühmt ohne Aufhören ihre Schönheiten als so wundervoll, daß sich in keiner andern Stadt des Orients ihres Gleichen findet. Der Anblick der zahlreichen Minarets, welche die drei Hundert Moscheen dieser Hauptstadt zieren, erfüllen den Reisenden mit Staunen; Europäer jedoch, welche die Stadt nur aus dichterischen Schilderungen kennen, sehen sich einigermaßen enttäuscht, wenn sie in dieselbe eintreten, die äußerst schmalen und krummen, ungepflasterten Straßen durchwandern, belästigt von dem dichten Staube, den die wogende Menge von Menschen, Hunden, Kameelen und Eseln erregen. Die Residenz des Pascha's aber mit ihren zauberischen Sälen und Gemächern, die Citadelle, mit dem Josephsbrunnen und einer Wasserleitung vom Nil her, die marmornen Gräber der Mameluden mit bemalten und vergoldeten Kuppeln und die große Zahl der Moscheen, unter welchen die des Sultans Hassan alle Pracht der sarazenischen Architektur in sich vereinigt, sind von eigener Anziehungskraft. Prinz Waldemar schreibt von dieser gleich den übrigen Moscheen Kairo's ihrem Verfall entgegengehenden Hauptmoschee Folgendes: »Ein mit Marmorplatten belegter Vorhof, in dessen Mitte sich ein Wasserbehälter befindet, ist von vier etwa sechzig Fuß hohen Nischen umgeben. Diese sind mit bemalten Schnörkeln, Arabesken und Sprüchen aus dem Koran in großer erhabener Schrift und mit Hunderten von Lämpchen geschmückt, welche von der Wölbung an langen Schnüren herabhängen. Hier werden die heiligen, von Muhamed festgesetzten Waschungen vorgenommen. Der Hof ist von den Nischen durch einen Absatz getrennt und zwei Thüren führen in die Kibla (das Allerheiligste), welche von einer hohen Kuppel überdeckt ist. Dieser Raum hat in seiner, durch keine Ausschmückungen gestörten Einfachheit etwas Wohlthuendes und zugleich Ehrfurchtgebietendes. Außer einem Gitterwerke mit großem aufgeschlagenen Koran in der Mitte

(worunter sich das Grab des Sultans Hassan befindet) und einer Kanzel steht nichts darin.« Blutflecke auf dem marmornen Fußboden zeigen die Stelle, wo Sultan Hassan von den Mamelucken ermordet worden.

Der Prinz besuchte auch die Pyramiden und feierte an jenen berühmten ehrwürdigen Stätten den Geburtstag seiner theuern Mutter, so wie den Seiner Majestät des Königs von Preußen. Er schreibt über diesen Besuch: »Es war eben die Zeit der höchsten Nilschwellen, so daß wir nicht auf geradem Wege zu den Pyramiden gelangen konnten. Man kann Aegypten, abgesehen von dem Delta, als einen Streif Landes betrachten, der zwei bis drei Stunden weit auf jeder Seite des Nils sich erstreckt. Dies ist ein grüner, fruchtbarer Strich; über ihn hinaus fängt, scharf abgeschnitten, auf der einen Seite die arabische, auf der andern die lybische Wüste an. Durch prächtige Palmenwälder, die theilweise im Wasser standen, längs Kanälen mit Alleen von Gummibäumen, führte uns unser Weg auf schmalen Fußsteigen über das Inundationsland; dann kamen wir auf große Dämme, die sich wie zwischen Seen hindurchschlängelten. Was wir jetzt noch vom Wasser bedeckt sahen, ist bald wieder grünes Land. Die Pyramiden liegen schon in der Wüste, oder vielmehr an der Grenze derselben. Es ist für mich das imponirendste Menschenwerk, das ich je gesehen; sie erschienen mir förmlich wie große Felsmassen und ich finde es wohl erklärlich, daß sie von den Eingebornen oft als Werke Gottes betrachtet werden.«

Unter den noch vorhandenen fünf und vierzig Pyramiden Aegyptens, von denen funfzehn bei Gizeh, die dreißig übrigen aber weiter südlich, bei Sackara und Daschûr, liegen, ist die des Cheops die größte und berühmteste. Von der Spitze dieses vier Hundert zwei und zwanzig Fuß hohen aus ungeheuren Kalksteinquadern aufgethürmten Kolosses, dessen Basis einen Umfang von ein Tausend ein Hundert funfzig Schritt hat, und dessen körperlicher

Inhalt zu fünf und siebenzig bis neun und siebenzig Millionen pariser Kubikfuß berechnet worden ist, genießt man eine über alle Beschreibung eigenthümliche und großartige Aussicht.*)

Auf der einen Seite schaut man hinaus in die lybische Wüste, auf deren brennendem Sande sich nicht eine Spur von Pflanzenwuchs zeigt; auf der andern Seite sieht man das von Wassergräben und den Krümmungen des Stromes vielfach durchschnittene, fruchtbare Nilland: ein grüner Teppich, durchwirkt mit glänzenden Silberfäden; jenseit des Nils aber, in weiter Ferne, die Stadt Kairo mit ihren zahllosen Kuppeln und Minarets und dahinter den in röthlichen Duft gehüllten Berg Mokattam. Dies Alles überschaut man gleichsam mit einem Blick, und der sich so nahe berührende Kontrast erhöht den Reiz der Betrachtung.

Im Innern der Pyramide des Cheops finden sich Grabkammern, in deren einer ein leerer, trogartiger Sarkophag steht. Nicht ohne Beschwerlichkeit, ja oft nur kriechend, kann man durch die schachtartigen Gänge, in welchen drückende Hitze herrscht, hindurchkommen. Dunkel, wie die Zeit, in der sie entstanden, ist auch der Zweck dieser Riesenwerke. Dem Einen scheinen sie — und dies ist das Wahrscheinlichste — Grabmäler oder Schatzkammern der alten ägyptischen Könige gewesen zu sein, den Andern religiösen oder astronomischen Zwecken gedient zu haben; ja man hat sogar die Meinung aufgestellt, sie wären nur dazu bestimmt gewesen, den Ruhm ihrer Erbauer in die Ewigkeit zu tragen. — Diesen letztern Zweck zu erfüllen, sind sie gewiß geeignet; aber die Namen jener Ehrgeizigen sind längst im dunkeln Strome der Vergessenheit untergegangen; bis auf einige wenige, welche es erst in den letzten Jahrzehnten der gründlichsten Hieroglyphenforschung gelungen ist,

*) An Kubikinhalt wird diese Pyramide von keinem Bauwerk der Erde übertroffen; an Höhe von zweien, die beide im gothischen Styl errichtet sind: von der vier Hundert sieben und vierzig pariser Fuß hohen Kathedrale zu Antwerpen und dem vier Hundert vierzig pariser Fuß hohen Münster zu Straßburg, denen aber der Kölner Dom, wenn vollendet, den Rang ablaufen wird.

auf den Pyramiden selbst oder auf den umherliegenden Gräbern zu entdecken.

Der Prinz Waldemar besuchte die Pyramide des Cheops. Er schreibt darüber an seine Mutter: »Im Nu waren wir bei unserer Annäherung von einer Menge Beduinen umgeben, die wie aus der Erde gekommen herbeieilten. Jeder von uns suchte sich zwei Führer aus. Das Kriechen mit gekrümmtem Rücken durch die schachtartigen Gänge, in welchen drückende Hitze herrscht, war eine angreifende Sache. Oft muß man förmlich klettern, bald hinauf, bald hinab, einige Gänge sind von enormer Höhe. Noch schwerer ist das Hinaufklettern an der Außenseite; die untern Steinquadern sind wohl vier Fuß hoch, so daß man oft die Kniee zu Hülfe nehmen muß, um hinauf zu kommen. Diese stufenförmigen Absätze werden, je höher nach der Spitze, desto niedriger; man muß aber bis zuletzt die Füße bedeutend heben. Wir gebrauchten zwanzig Minuten, um hinauf zu kommen. Gerade zu Mittag waren wir auf der Spitze; doch wir hielten nicht lange vor den senkrecht fallenden Strahlen der Sonne aus. Wir tranken auf Deine Gesundheit. — Von hier oben gesehen, sticht das grüne fruchtbare Land recht grell gegen den Wüstensand ab. Die Tiefe, in die ich hinab sah, war sehr bedeutend. Die Seitenwände sind äußerst steil und erscheinen von oben fast senkrecht. Es gehört große Sicherheit dazu, um allein hinab zu gehen; wer ausgleitet, ist verloren. — Auf der Rückkehr setzten wir beim prächtigsten Sonnenuntergange über den Nil; die Pyramiden lagen in violettem Schimmer, und hinter dem glühenden Palmenwalde verschwand das Tagesgestirn.«

Ein Beweis von der Genauigkeit, mit welcher die Pyramiden ausgeführt sind, liegt auch darin, daß man aus der unteren Kammer der Cheops-Pyramide durch die abwärts führende enge Passage, welche den Eingang bildet, den Polarstern erblickt, woraus hervorgeht, daß die vier Seiten der Pyramide genau die vier Hauptpunkte des Kompasses anzeigen.

Neben den Pyramiden liegt, halb im Sande begraben und von Zeit und Menschen zerstört und verstümmelt, die gleichfalls aus der grauesten Vorzeit stammende ungeheure Sphinx, halb Löwe, halb Mensch, das dunkle Räthselthier alter Zeit. Ihr Kopf ist aus einem einzigen sieben und zwanzig Fuß hohen Felsstück gehauen; das Gesicht allein ist beinahe so hoch, wie ein Mann zu Pferde.*)

Am 20. Oktober begann der Wüstenritt auf den Dromedaren Mehemed Ali's nach Suez. Sobald man aus dem östlichen Theile Kairo's heraustritt, beginnt die Wüste. Außer einigen Windmühlen auf den Anhöhen in der Nähe erblickt man nichts mehr, was auf Leben deutet; hinter ihnen ist Einöde. Von Kairo bis Suez sind ungefähr vierzehn deutsche Meilen und man hat vier verschiedene Beförderungsarten, um durch die Wüste dorthin zu gelangen. »Die gewöhnlichste,« schreibt der Prinz, »schnellste und zugleich bequemste Art ist die, daß man sich der »Mail«, das ist vierspänniger, zweiräderiger Karren bedient, vermittelst welcher man in zwölf Stunden dahin kommt; die wohlfeilste Weise ist die, daß man auf Eseln

*) Nur noch der Kopf ragt aus der Erde hervor. Seit dem Zuge der französischen Armee in Aegypten haben viele Untersuchungen dieses ungeheuren Denkmals stattgehabt. Der bedeckende Sand wurde einigermaßen entfernt und man entdeckte am Halse einen Eingang, welcher in eine Reihe von Felsengemächern führt. Diese Gemächer haben alten Berichten und neueren Muthmaßungen zufolge mit dem Innern der großen Pyramide von Gizeh in Verbindung gestanden, die nahe bei dem Sphinx mit einer ziemlichen Anzahl kleinerer Pyramiden zusammen steht. Lange Zeit war es ein Räthsel, wie man in das Innere der großen Pyramide gelangen konnte, da sich nirgends ein förmlicher Eingang fand; seit der Entdeckung des Zusammenhangs mit dem Sphinx ist dies Räthsel gelöst. Die große Pyramide war, wie wahrscheinlich alle andern in Aegypten, das Grad eines Königs; der Sarkophag stand im Hauptgemach und ein weiteres diente zur Ausübung der periodischea Tadtenfeste und Ceremonien. Der Sphinx hat neben dem Zwecke des Eingangs nach die symbolische Bedeutung des Wächters. Die ganze Länge der Sphinx beträgt Hundert siebenzehn Fuß, der Umfang des Kopfes allein ein und achtzig Fuß und die Höhe vom Bauch bis zum Kopfe ein und funfzig Fuß. Auf dem Kopfe befand sich ein Einschnitt von einigen Fuß, der dazu bestimmt war, den Hauptschmuck zu halten. Außer dieser kolossalen Figur giebt es nach eine Menge untergeordneter Sphinxe, bald mit Menschenhäuptern, bald mit Widder- ader andern Thierköpfen. Sie lagen gewöhnlich an den Eingängen der Tempel und Pyramiden zu beiden Seiten und trugen zwischen ihren Vorderfüßen die Statue irgend eines Gottes oder Königs. Anmerkung des Herausgebers.

reitet; eine dritte Art aber: in leichten von Eseln getragenen Portechaisen zu reisen; die eigenthümlichste und unbequemste endlich ist das Reiten auf Dromedaren. Der Seltenheit wegen hatten wir letztere Art gewählt; auch reisten wir des Nachts, um die Tageshitze zu vermeiden. Es war dies eine sehr unbehagliche Reise. Hin und her geworfen in dem von Leisten zusammengeschlagenen Sattel mit ganz kurzen Steigbügeln, welche die Füße nach hinten zogen, waren wir alle nach einem zwölfstündigen Ritte wie gerädert. Die Gegend war sehr eintönig: Unabsehbare Flächen von gelbem und braunem grobkörnigen Kiessand und lange wellige Hügelreihen lagen vor, hinter und neben uns; da war kein Hälmchen auf der Erde, kein Vogel in der Luft, kein Fisch in den hin und wieder halb ausgetrockneten salzigen Tümpeln. Anfangs war es wunderschön. Den Mond und die hellblinkenden Sterne über uns, ritten wir frisch in die kühle Nacht hinein; der uns begleitende Beduine sang, und auch wir ließen deutsche Weisen ertönen. So ging es sechs Stunden, bis zur ersten und zweiten Station, ganz gut; dann aber bemächtigte sich unserer große Müdigkeit, und wir fühlten unsre Glieder wie zerschlagen. Mich intriguirte in halb träumendem Zustande lange Zeit ein Licht auf einer Höhe, das mir abwechselnd roth und grün erschien. Ich hielt es für einen Telegraphen und machte meine Begleiter darauf aufmerksam; es stellte sich jedoch zu unserer Verwunderung heraus, daß es ein Stern war. Zuletzt wurde ich so abgespannt, daß ich vor Müdigkeit nichts mehr fühlte, und gleichgültig bis zum Heruntersinken weiterritt. Der Mond war schon längere Zeit nicht mehr sichtbar, die Morgenröthe brach an, da endlich zeigte sich unsern Blicken die Station Nummer 4, das Ziel unseres zwölfstündigen Rittes. Wie ein Hospiz in den Alpen erschien mir diese Station: Ein Haus mit kleinem Hofe, von hoher Mauer umgeben und fest verschlossen, abgeschieden von aller Welt, und das Leben darin eben so einförmig und traurig wie seine Umgebung. Es giebt zwischen Kairo und Suez acht solcher

Stationshäuser; in dreien derselben findet man zu essen, die andern sind nur zum Wechseln der Postpferde bestimmt.

Um sechs Uhr des Abends saßen wir wieder auf unsern Dromedaren, welche während des ganzen Tages mit den Leuten außerhalb der Station bivouakirt hatten. Heute fühlten wir uns auf diesen Thieren weniger unbehaglich; auch nahm die Wüste nun einen andern Charakter an und kam mir nicht mehr so einsam vor. Scharf geformte, niedrige Bergrücken unterbrachen die Ebene. Einige Beduinenfeuer leuchteten von Weitem und die über den Mond hinziehenden Wolken warfen die sonderbarsten Schatten. Viele Handelskaravanen, darunter auch eine von Eseltreibern und zuletzt ein halbes Dutzend jener vierspännigen Postkarren, die mit Passagieren von Suez kommend, an uns vorüberrollten, belebten die Scene. Dieser wilden Jagd, schlaftrunken und zugleich aufgeregt durch das anstrengende Reiten, zu begegnen, machte natürlich auf unsere Phantasie einen eigenthümlichen Eindruck, und eine Menge der seltsamsten Bilder zogen an uns vorüber.« Jede Erhöhung, die in der Ferne sichtbar wurde, erschien als eine feste Burg mit Zinnen und vorspringenden Mauern, und bald bevölkerte auch die aufgeregte Einbildungskraft diese seltsamen Festungswerke im zitternden Mondlicht mit geschäftigen Kriegern. Dann wieder erschien dem schlaftrunkenen Auge ein See in sanften Wellen gekräuselt. Strich ein Luftzug durch die lautlose Stille, so war es ein Getön, als ob sich große Schaaren fortbewegten; man glaubte die Gefallenen der einst hier durchgezogenen Heeresmassen von den Assyrern und Persern bis zu den Franzosen und Neuägyptern wieder aufstehen zu sehen. »Die Wolkenschatten,« schreibt der Prinz, »erschienen mir wie in verschiedenen Kolonnen marschirende Truppen; ganz deutlich sah ich die vorgezogene Avantgarde mit Tirailleurs an der Spitze, und besonders kam es mir alle Augenblicke so vor, als ob mir eine reitende Batterie im Galopp entgegenkäme: Es waren dies niedrige, vereinzelte Grasbüschel, wie sie hier vielfach die Wüste bedecken.

Auch däuchte es mir, als ob ich in kultivirtem Lande ritte, so sah ich Büsche und Felder, namentlich letztere, auf beiden Seiten des Weges ganz bestimmt.« Aber Alles war gleich der Fata morgana der Wüste, die dem verdursteten und von glühender Sonne gemarterten Wanderer blaue Seen, dicht beschattete Baumgänge, volkreiche Städte mit glänzenden Prachtbauten und dichtem Menschengewühl vor die erhitzten Sinne führt: luftige Phantasiegebilde, ebenso schnell zerronnen, wie sie entstanden waren. — Gegen Morgen wurde die Gegend offener: vor uns wieder die flache Wüste, in weiter Ferne aber lange Höhenrücken und auch zur Rechten ansehnliche Berge. Die Morgenröthe war kurz und unbedeutend. Gleich darauf stieg die Sonne, der unsere Dromedare entgegenschnaubten, majestätisch am Himmel empor. Der Osthimmel bedeckte sich allmählig mit blaßrother feuriger Färbung. Immer höher und höher mischten sich die goldenen Tinten mit dem grell abstechenden Blau des Himmels, je näher dem langsam aufsteigenden Feuerball, desto gluthstrahlender, je weiter von ihm entfernt, desto blasser. Rings um leuchteten, bald in violettem, bald in röthlichem Glanze die kahlen Flächen der Wüste, der vorliegende Gebirgskamm und die tiefblauen Fluthen des rothen Meeres, ab und zu blendete auch eine weißliche Sandschicht das Auge. Die Sonne selbst war bald nicht mehr zu sehen, um sie herum lösten sich Himmel und Erde in einen goldstaubartig schimmernden Dunst auf. Suez, das ersehnte Ziel, war erreicht.

Kurz nach sieben Uhr Morgens traf man in dem Städtchen ein, das schon von fern ein erbärmliches Ansehen hat, und auch in der That nur ein kleiner schmutziger Flecken ist, aber dennoch einen verhältnißmäßig recht belebten Hafen nebst Schiffswerft besitzt.

Nach einem dreitägigen Aufenthalt in Suez trat der Prinz die Fahrt nach Ceylon an, auf dem Dampfboot Hindostan, geführt vom Kapitain R. Moresby, dem rühmlichst bekannten Vollender der Küstenaufnahme des rothen Meeres in den Jahren 1833—1834.

Ueber das Leben auf dem Hindostan schreibt der Prinz: »Ein ganz neues Leben begann für mich mit dem Tage der Einschiffung: Ich war mit einem Male wie nach England verschneit. Von den Hundert zwanzig Passagieren sind Hundert zehn Engländer, darunter viele von Urlaub nach Indien zurückkehrende Offiziere, eine interessante Gesellschaft. Am meisten unterhalten mich die Sailors, deren wir von allen möglichen Nationen an Bord haben; ein langer Stettiner ist bei den Spielen der europäischen Matrosen, deren nur siebenzehn unter der Hundert siebenzig Köpfe starken Bemannung sind, einer der hervorstechendsten. Des Abends, während die Europäer auf dem Vorderdeck im Mondschein ihre wilden kräftigen Spiele treiben, ruhen auf ihren Matten um den Schornstein herum die Bengalis, ein kleiner, gleichsam kinderartiger aber feiner und schöner Menschenschlag, sich zum Islam bekennend und vortrefflich geeignet für die leichten Arbeiten im Takelwerk. Mittags erklingen oft aus der Tiefe von der Maschine herauf wilde eintönige Schreie, begleitet von Paukenschlägen; es sind Neger aus Abessynien, die die Kohlen heraufziehen. Sie scheinen das Geschäft mit dem größten Vergnügen zu vollbringen bei dem eintönigen schreienden Reigen, wo immer Eines Stimme die vorherrschende ist, und die Andern im Takt ihre Stimmen verstärkend, einfallen; bei Trommeln und Händeklatschen fangen sie an zu tanzen und sich aufzuregen und Gesichter zu schneiden, daß ihnen der Schweiß nur so herunter läuft und ihre Haut wie Bronze glänzt. Diese Schwarzen haben eine fast herkulisch zu nennende Gestalt, aber die abscheulichsten, häßlichsten Gesichter von der Welt; besonders beim Tanz sind sie komplet wie Affen. Eigenthümlich sticht gegen diese Scene der Aufregung die Ruhe eines Arabers ab; theilnahmlos sitzt er über der Maschine, ruhig dareinschauend und seine Pfeife rauchend. Ein Chinese mit breitem Zopf ist der Tischler an Bord.«

Wegen der in den Kabinen herrschenden großen Hitze war die Reise auf dem rothen Meere sehr unangenehm und auch auf dem

Verdeck nicht besonders einladend, da die Temperatur nicht weniger als vier und zwanzig Grad Reaumur betrug. Wo die Küsten sich den Blicken zeigten, waren sie überall kahl und öde. Am 1. November legte der Hindostan bei Aden an, um Kohlen einzunehmen. Der Prinz besichtigte die Stadt und die auf dem Felsen gelegene merkwürdige Festung mit ihren Werken. Ein leichter Regen, der sich hier einstellte, der erste seit dem Verlassen Deutschlands, war eine lang ersehnte Erquickung.

Die kleine Stadt Aden, welche auf einer Halbinsel an der südlichen Küste Arabiens liegt, unweit der Straße Bab el Madeb, wurde im Jahre 1838 einem Araberhäuptling von den Engländern für die Summe von funfzehn Tausend Thalern abgekauft, und dann, da die Familie sich diesem Uebereinkommen widersetzte, mit Gewalt genommen. Wiederholte Angriffe der Araber vermochten nicht, die Eroberer aus Aden zu vertreiben, welche sich jetzt im ungestörten Besitz dieses wichtigen Platzes befinden. Dies Gibraltar an der Küste Arabiens gewährt nämlich nicht nur ein sicheres, leicht zu vertheidigendes Entrepôt zwischen Suez und Bombay, sondern es ist auch der einzige für größere Schiffe brauchbare Hafen zunächst dem Eingange in das rothe Meer. Zugleich haben die Engländer hiermit festen Fuß auf dem arabischen, den Europäern bis dahin fast unzugänglichen Festlande gefaßt und die Aussicht gewonnen, sich hier neue Ausfuhrwege für ihre Manufakturen, theils nach Arabien, theils nach der gegenüberliegenden Küste Afrika's zu verschaffen, und den Handel des rothen Meeres an sich zu ziehen. Eine auf einem Vorsprunge der sonst durchaus flachen und sandigen Küste plötzlich steil aufsteigende gegen ein Tausend sieben Hundert Fuß hohe Felsmasse macht gleich der von Gibraltar die dahinter liegende Halbinsel nur auf einem schmalen Wege längs des Westrandes zugänglich. Der Felsen von Aden unterscheidet sich aber von dem Gibraltars dadurch, daß er ein mächtiger, ausgebrannter Vulkan ist, dessen senkrechte Kraterwände die kleine

maurische Stadt und jetzt noch die Kasernen der englischen Truppen, so wie die Wohnungen ihrer Offiziere und Beamten in einer sandigen Ebene von geringer Ausdehnung umschließen und beschützen. An der östlichen Seite ist der Rand des Kraters durchbrochen, und hier liegt die gleichsam aus demselben ausgeworfene kleine Felsinsel Syra, welche den Hafen des alten Aden schließt und vertheidigt. Schon in früheren Zeiten hatten die Araber, indem sie die Festigkeit dieses Punktes erkannten und vermittelst tiefer Brunnen auch das erforderliche Trinkwasser gewannen, sich im Innern des übrigens unfruchtbaren Felsenkraters angesiedelt, und die von der Natur schon verliehene Sicherheit durch die Errichtung einer mit Thürmen versehenen Mauer noch erhöht.

Am 2. November wurde wieder in See gestochen. Noch einmal sah man die Küste von Afrika, es war das Kap Guardafui, Tags darauf, am 4., die Insel Sokotora und am 11. die grünen Lakadiven, ganz in der Nähe aber die mit Kokospalmen bedeckte, von Booten umschwärmte Insel Monakai; außerdem hatte man immer nur über sich den blauen Himmel und unter sich das dunkle Meer, über welches von Zeit zu Zeit die in der Sonne hell glänzenden fliegenden Fische hinschweben, während in der blauen Fluth der räuberische Hai auf seine Beute lauert. Endlich aber umkreisten Landvögel das Schiff, schwimmende Pflanzen verkündeten die Nähe der ersehnten Küste und am Morgen des 13. November, des Geburtstages Ihrer Majestät der Königin von Preußen, ward Ceylon am Horizont sichtbar, eine lang hingestreckte grüne lachende Küste mit schönen blauen Bergen.

Das smaragdgrüne Gewand von Kokos- und allerlei andern Palmen, in welchen die duftreiche Küste der Zimmetinsel prangt, kontrastirt wundervoll mit den dunklen Klippen, an welchen sich die weißschäumende Brandung bricht. Ueber die Masse des Pflanzenteppichs ragen die Könige des Gewächsreiches: Schlanke Palmen, zierliche Bananen und mächtige Brodfruchtbäume an Laub und

Früchten reich, empor, die Wurzeln tief im verwitterten Gestein der Küste, die Kronen hoch in blauer Luft und mit den Zweigen über den spritzenden Wogenschaum hinaushangend; so weit das Auge reicht, erblickt es überall die herrlichste, üppigste Vegetation. Die Zusammenstellung aller Nuancen von Grün ist höchst pittoresk, indem die Hunderte von verschiedenen Baumarten bald auf zartem Grasgrunde einzeln hervortreten, bald aus verworrenem Unterholz herausschießen, bald wieder ein stilles Wasser mit hohem Uferrande einfassen, das sanft unter hohem Rohr und Schilf oder Farren hinrauscht, und über welches hinweg sich der graziöse gelbe und grüne Bambus wölbt. Die Gewürznelken und Rosenapfelbäume bestreuen den Boden rings umher mit rothen Blüthen. Dazwischen erheben sich Bananen und Baumwollenstauden in malerischen Gruppen. Neben der wilden Ananas mit den phantastisch gestalteten Zweigen, die zu einem stachlichten Gesträuch üppig emporschießt, bilden die Amaryllis und die Gloriosa superba mit ihren zarten feinen Blüthen den reizendsten Gegensatz. Die in weiter Ferne in den mannigfaltigsten Formen sich erhebenden bewaldeten Gebirgsspitzen vollenden das Großartige und Pittoreske des Naturgemäldes. Der Reisende, welcher kurz zuvor die dürren, baumlosen Wüsten Afrika's und Arabiens verlassen hat und nun diese liebliche Insel betritt, glaubt in ein Paradies versetzt zu sein. Frische balsamische Lüfte, mit köstlichem Aroma erfüllt, fächeln den durch die Hitze und die einförmige Seefahrt Ermüdeten die süßeste Kühlung zu.

Der Hafen von Point de Galle war es, in den der Hindostan einlief. Ueberall zeigte sich herrliches Grün; ein Wald von Kokospalmen umfaßte den auf einer felsigen Landzunge gelegenen befestigten Ort. Inmitten eines Haufens von kleinen gebrechlichen Kähnen und Booten der Eingebornen ließ das Schiff die Anker fallen; der Prinz aber wurde feierlich empfangen. Auch die braune Bevölkerung in leichten farbigen Gewändern und Turbans hatte sich herausgemacht und erwartete nach indischen Begriffen einen Fürsten mit Edelsteinen

bedeckt und mit einem Schwarm von Gefolge umgeben ans Land steigen zu sehen. Sie mag sich nicht wenig getäuscht gefühlt haben.

Ehe wir der interessanten und öfters nicht gefahrlosen Streifzüge des Prinzen auf der Insel Ceylon erwähnen, wollen wir zuvor die nähere Beschreibung der Insel selbst mittheilen.

Ceylon, eine der schönsten und fruchtbarsten Inseln der Welt, das Sicilien der Halbinsel Dekhan, »aus deren Braue es gleich einer Perle getropft ist«, besitzt seit der ältesten Vorzeit auch einen seltenen Reichthum von Namen. Es ist, um hier nur die wichtigsten zu nennen, das Singhala (im Sanskrit Singhala Dwipa, das ist Löweninsel) oder Lakka der Eingebornen, das Lanka der Hindu's, das Selan Diu oder Serendiw der Araber; bei Marko Polo wird es Zeilan genannt, bei Claudius Ptolemäus Salike; Taprobane aber bei den Alten, zunächst beim Onesicritus, dem Schiffsführer Alexander des Großen, durch dessen Kriegszug die erste zuverläßige Kunde von dieser Insel ins Abendland gebracht wurde. Die ersten genaueren Nachrichten, die wir von ihr erhalten, datiren jedoch aus dem sechszehnten Jahrhundert, zu dessen Anfang (1505) sie von den Portugiesen kurz nach der Auffindung des Seeweges nach Indien entdeckt wurde.

Die ältesten getreuen Berichte über das Innere der Insel verdanken wir Robert Knox, der im Jahre 1659, neunzehn Jahr alt, mit einem von seinem Vater geführten Schiffe, wegen Havarie bei Trinkomali einlaufen mußte und von hier nebst jenem und einigen Matrosen gefangen nach Kandy geschleppt wurde. Erst nach einer zwanzigjährigen Gefangenschaft, während deren er sich nach seinem Gefallen abwechselnd von Ackerbau, Viehzucht, Betteln und Handeln ernährte und einen großen Theil des Innern kennen lernte, gelang es ihm glücklich, als Hausirer verkleidet zu entwischen und durch eine wunderbare Flucht nach Arippo an der Westküste sich zu befreien. Sein Bericht über Ceylon erschien im Jahre 1681 zu London und erregte das größte Aufsehen. Mehr als hundert Jahre

blieb hierauf das Binnenland der Insel wieder vollständig verschlossen, und erst in den letzten vier Jahrzehnten ist es uns zunächst durch Dr. Davy (1816—1820) näher bekannt geworden. Doch bleibt, besonders im nördlichen Theile der Insel, auch heute noch gar vieles zu erforschen über Natur und Geschichte des Landes.

Wie ein Stern erster Größe für den vom fernen Gestade kommenden Seefahrer liegt sie auf dem weiten, blauen Spiegel des indischen Oceans, — gleichsam ein edler Sprößling des herrlichen Nachbarkontinents, dem sie so eng sich anschmiegt, und dem sie auch in fast allen Beziehungen sehr ähnlich sieht, so daß man wohl annehmen darf, sie habe einst mit demselben zusammengehangen. Am südwestlichen Ende der Bai von Bengalen, gleichzeitig dieser und dem Ocean angehörend und nur sechs Grad vom Aequator entfernt, dehnt sie sich in birn- oder, wie die Holländer meinten, schinkenförmiger Gestalt sieben und funfzig deutsche Meilen gegen Norden aus bei einer Breite von funfzehn und zwanzig bis zu dreißig Meilen. Der schroffe Quadersandsteinfelsen Dondera Head (Donnerkap) bildet ihre Süd-, die flache Palmyraspitze, nahe Point Pedro, ihr Nordende. Vom Kap Comorin, der Südspitze Dekhans, ist sie etwa dreißig Meilen entfernt, im Nordwesten aber nur durch den zur acht bis zehn Meilen breiten Palksstraße sich verengenden Manaargolf von der Küste von Koromandel geschieden. Mit letzterer hängt sie überdies durch einen fünf bis sechs Hundert Schritt breiten, aber mehr als sechs Meilen langen hie und da mehrere Fuß hoch über dem Wasser stehenden Sandsteindamm, die Adamsbrücke, zusammen, die erst gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts bei einem Sturme durchbrochen worden ist und die der Sage nach auf wunderbare Weise von Rama erbaut sein soll. Außerdem liegt Ceylon auf dieser Seite eine Gruppe von funfzehn Eilanden vor, deren größtes und wichtigstes, Djaffna, auch als Halbinsel betrachtet werden kann und auf sechs und funfzig Quadratmeilen eine Bevölkerung von mindestens zwei Hundert Tausend Einwohner hat. —

Der Küstenumriß Ceylons beträgt etwa Hundert zwei und funfzig Meilen und das Areal der Insel von ein Tausend ein Hundert vier und funfzig Quadratmeilen ist etwa gleich dem der Provinz Preußen. Ihre Bevölkerung wurde im Jahre 1847 nach offizieller Schätzung auf eine Million fünf Hundert fünf und funfzig Tausend sechs Hundert ein und funfzig Seelen angegeben, das ist fünf Achtel von der Bevölkerung Preußens.

Die nördliche Hälfte von Ceylon bildet eine fast vollkommne Ebene, deren höchste Punkte, mit Ausnahme der Hügel um Trinkomali, sich nicht über drei Hundert Fuß erheben. Dagegen ist das Innere der breiteren Südhälfte erfüllt von einem Gebirgslande, das bei einer Ausdehnung von durchschnittlich zehn Meilen in ostwestlicher wie in nordsüdlicher Richtung etwa den eilften Theil des Gesammtareals der Insel einnimmt und auf allen Seiten von einer ein bis vier Meilen breiten und im Allgemeinen Hundert bis fünf Hundert Fuß hohen Hügelregion umgeben ist, der sich das theils wellige, theils vollkommene Niederland anschließt.

Jene den Kern der Insel bildende Gebirgsregion hat zwischen acht Hundert und acht Tausend, im Durchschnitt aber ein Tausend fünf Hundert bis zwei Tausend (Kandy zum Beispiel ein Tausend fünf Hundert achtzig) pariser Fuß Meereshöhe. Gegen Süden allmählig ansteigend, bildet sie hier, jenseits Maturatte, ein kleines Hochgebirge von vier bis sechs Tausend Fuß Massen-, und im Pedro Talla Galla von sieben Tausend sieben Hundert acht und sechzig Fuß Gipfelerhebung; westlich von diesem liegt der acht Hundert Fuß niedrigere Adamspik.

Kaum läßt sich eine größere Mannigfaltigkeit in den Formen und Richtungen der Berge vorstellen, als hier auf Ceylon zu finden ist. Bald runden sie sich in sanften oder gewölbten Kuppen ab, bald, obschon seltener, erheben sie sich zu steilen Kegelpiks; hier reihen sie sich zu parallel oder auch in den verschiedensten Richtungen streichenden Ketten aneinander, dort gruppiren sie sich zu

unregelmäßigen, wild zerklüfteten Massen. Eben so mannigfach ist auch die Bildung der Thäler; meist sind es enge, finstere Schluchten in allen Direktionen; die tiefsten, im Herzen des Hochgebirgs gelegenen, haben eine Tiefe von drei bis vier Tausend Fuß, während die Höhen zur Seite kaum zwei Tausend Fuß von einander entfernt sein mögen.

Nach Dr. Davy und Dr. Hoffmeister besteht das ganze Centralgebirge von Ceylon aus Urgestein in den verschiedensten Varietäten, aber nur in wenigen Spezies. Vorherrschend sind Gneiß und nächstdem Granit; als deren Begleiter treten auf: Quarz, Hornblende und Dolomit, weniger Syenit, Glimmerschiefer und Porphyr. Dagegen kommen von Gebirgsarten jüngerer Formation nur Kalk und Sandstein vor, und zwar in den verschiedensten Altersstufen, bis zur jüngsten hinab, jedoch durchaus beschränkt auf den Küstensaum der Insel. Kalkstein, meist mit muscheligem Bruch und reich an Petrefakten, findet sich hauptsächlich nur an der Küste der vollkommen flachen Ebene von Djaffnapatam und an den von Korallenbildungen bedeckten und umgürteten Gestaden des Nordwest-Distrikts; Sandstein aber ist es, der die Gestade fast der ganzen Insel, namentlich deren größeren südlichen Theil, wie mit einer Mauer einfaßt, binnenwärts in losen Quarzsand übergehend. Quarz macht denn auch in der Gestalt von Grus, Kies oder Sand den weit überwiegenden Theil des Erdbodens aus, zumal im Tieflande, wo dieser nicht mehr als ein bis drei Prozent vegetabilischer Erde enthält. Auch in den höhern Theilen des Berglandes, wo die Hitze geringer, die Atmosphäre von Nebeln erfüllt und der Boden feucht und moorig ist, zum Beispiel in Ober-Ouwa bei vier bis fünf Tausend Fuß Meereshöhe beträgt der Humusgehalt nur sieben bis zehn Prozent. Das fruchtbarste Erdreich der Insel, ein brauner oder rothgelber Thon- und Lehmboden, »Kabuk« genannt und entstanden aus der Verwitterung von feldspathreichem Gneiß und Granit, von Porphyr oder Thoneisenstein, ist, durch sein begieriges Einsaugen und Festhalten des Wassers,

von außerordentlicher Produktivität; aber selbst bei dem reinen Sandboden bedarf es nur der Bewässerung, um auch ihm, unterstützt von der schwülen Luft und den häufigen Regenschauern, die herrlichste Vegetation zu entlocken. So zum Beispiel trägt an der Küste bei Kolombo, Djaffnapatam und so weiter ein an der Oberfläche schneeweißer dürftiger Sandboden, auf acht und neunzig ein halb Gewichtstheile Kiesel nicht mehr als ein Theil Humus und ein halb Theil Wasser enthaltend, die größten und schönsten Zimmtwälder der Insel. Selbst der Boden des Reisfeldes, der bei regelmäßiger Ueberschwemmung den reichsten Ertrag liefert, ist arm an Humus. Der rothbraune, mehr wasserhaltige Thonboden aber ist von der seltensten Fruchtbarkeit und trägt die herrlichsten Kokos-, Jack- und Brotfruchtwälder; auch das Zuckerrohr und der Kaffeebaum gedeihen vorzüglich auf diesem Erdreich.

An Metallen ist die Insel eben so arm, wie an Gebirgsarten. An verschiedenen Punkten der Insel brechen warme, jedoch klares Wasser führende Quellen hervor, sogar im Tieflande von Trinkomali.

Natürliche Seen besitzt die Insel fast gar nicht; nur in der Niederung finden sich einige. Außerordentlich groß ist dagegen die Zahl der Wasserläufe. Die bis zur Spitze mit dichter Waldung bekleideten Berge senden nach allen Richtungen hin Gewässer aus, die dem Boden seine große Fruchtbarkeit und der Vegetation das herrliche Grün verleihen. Kein Thal, das nicht seinen Bach oder Fluß hätte. Selbst in dem ebenen Tieflande trocknen die Wasserläufe niemals aus. Am reichsten ist die Südseite der Insel mit Flüssen ausgestattet, wo einige trotz ihrer Kürze sehr breit und zum Theil schiffbar sind; daran reiht sich der Westen; auf der Ostseite, der geringern Regenmenge gemäß, sind die wenigsten, doch mündet der größte Fluß der Insel, der Mahavilla-Ganga, auf der Ostseite. Die kleineren Flüsse heißen »Oya«, in der Malabar- oder Tamilsprache aber heißen alle »Aar« (wie mehrere in der Schweiz und Deutschland), die vier größten Flüsse werden mit dem Hindutitel

»Ganga« belegt. So der Mahavilla-, Kalani-, Kalu- und der Walleway-Ganga. Ersterer fließt gegen Nordosten, der zweite gegen Westen, der dritte gegen Südwesten und der vierte gegen Südosten.

Das Klima Ceylons ist ein echt tropisches, gemildert durch seine maritime Lage. Statt der vier Jahreszeiten kennt das Land nur die zwei Perioden des Nordost- und des Südwest-Monsuns; ersterer weht an der Küste, vornehmlich des nördlichen Theils der Insel, drei bis vier Monate lang, vom November bis Februar; letzterer mehr über die ganze Insel sich ausbreitend, fünf bis sechs Monate hindurch, vom Mai bis Oktober. Zwischen beiden Perioden liegt die Zeit der veränderlichen Winde; am Tage See-, bei Nacht Landwind. Sie dauert an der Südwestseite der Insel ganze fünf Monate, vom Februar bis April und Oktober bis November; an der Nordostseite dagegen nur drei Monate, vom März bis April und vom Oktober bis November. Die Temperatur ist in jenen beiden Hauptperioden sehr gleichmäßig, so daß man mit Recht sagen durfte, die Insel erfreue sich eines ewigen Sommers. Selbst im Innern derselben, zu Kandy, bei ein Tausend fünf Hundert Fuß Höhe ist die mittlere Temperatur beider Jahreszeiten wenig verschieden, nämlich im Winter siebenzehn acht Zehntel, im Sommer achtzehn zwei Zehntel Grad Reaumur, während sie in Trinkomali zwanzig sechs Zehntel und drei und zwanzig ein Zehntel (Extrem: neunzehn und sechs und zwanzig fünf Zehntel), im Jahresdurchschnitt aber ein und zwanzig neun Zehntel Grad beträgt; dieselbe Temperatur, die auch Kolombo an der Südwestküste hat, und nur um drei Zehntel Grad niedriger als die von Madras. Höher hinauf im Gebirge wird das Klima natürlich kühler; beim Ersteigen des Adamspiks gelangt man bis in das Klima Englands. Auf den höhern Bergen soll die Temperatur selten über zwanzig Grad steigen und Eis nichts Ungewöhnliches sein. Zu Nuwera Ellya, in einer Höhe von sechs Tausend Fuß, variirt die Temperatur angeblich

zwischen zwei und zwei und zwanzig Grad und beträgt im jährlichen Durchschnitt zwölf acht Zehntel Grad Reaumur. Selbst zu Badulla hat man beim Sonnenaufgang das Thermometer schon auf sieben Grad Reaumur fallen sehen.

Hinsichtlich der Regenmenge unterscheidet sich der heiße und trockene Nordosten von dem feuchten Südwest. Doch ist der Gegensatz geringer als auf dem benachbarten Kontinent zwischen der Koromandel- und Malabarküste. Zwischen jenen beiden klimatischen Küstenzonen aber liegt eine dritte, das Bergland der Insel, wo Feuchtigkeit und Trockniß mit einander abwechseln. — Während die Regenmenge auf Malabar etwa Hundert zwanzig (an einem Punkte, bei Mahabaleschwar, sogar zwei Hundert acht und dreißig vier Zehntel!), auf Koromandel dagegen, bei Madras, nur sechs und vierzig und im Innern von Dekhan, zu Seringapatam, nur zwei und zwanzig pariser Zoll beträgt, ist sie zu Kolombo gleich drei und neunzig, zu Kandy, auf dem Hochlande, noch gleich neun und siebenzig Zoll. Mehr als drei Viertel von jenem Quantum zu Kolombo, welches das Fünffache von dem Norddeutschlands, aber das normale der tropischen Zone ist, fällt in den vier Monaten Mai, Juni, Oktober und November, häufig in mächtigen Güssen, die in einem Tage zwei bis drei Zoll und mehr betragen; in den übrigen Monaten, besonders vom Juli bis September, vergehen dagegen oft mehrere Wochen ohne einen Regenfall. Anders ist es schon im Berglande Kandy, wo zwar auch jene zwei Regenzeiten im Jahre sind, aber selten ein Tag ohne Regen bleibt, ganz anders aber auf der Nordwest-, Nord- und Ostküste der Insel, wo im November und Dezember der anhaltend herabströmende Regen das Niederland weithin überfluthet, dann aber eine zehnmonatliche nur beim Beginn des Südwestmonsuns noch einmal von Regenschauern unterbrochene Dürre eintritt. Daher ist es vor Allem der Süden und Südwesten der Insel, wo das Land, durch die gleichmäßige Vertheilung der Niederschläge über das ganze Jahr,

stets in das frischeste Grün gekleidet erscheint, und wo in manchen Theilen, wie in dem Berglande nächst der Westküste, Saat- und Erntezeit niemals aufhören. Dagegen mußten auf der Ost- und Nordseite der Insel, besonders aber in der großen Provinz Wanny (das heißt armes, versengtes Land) künstliche Wasserbauten, die Tanks (Seen) und Kanäle, angelegt werden, um den Ueberfluß des Wassers aus der nassen Jahreszeit für die trockene aufzubewahren.

Stürme sind auf Ceylon sehr häufig, namentlich auf den dem Südwestwinde ausgesetzten Küsten und Bergen und in der Regel von Donner, Blitz und heftigen Regenströmen, im Berglande auch wohl von Hagel begleitet. Zur Zeit der Monsunwechsel sind sie von furchtbarer Heftigkeit; im Allgemeinen aber wirken sie äußerst wohlthätig und erfrischend auf die ermattete Natur, so daß zum Beispiel die Singvögel um Kandy in diesem Aufruhr der Elemente sogar ihren fröhlichsten Gesang anstimmen sollen. Die Westküste der Insel hat von Mitte Mai bis Ende Juni und in den drei letzten Monaten des Jahres fast jeden Tag Nachmittags ihren Gewitterregen. Ueberhaupt herrscht in dem feuchten Küstenstriche eine ungemein schwere, schwüle Luft, mit fast beständigem Wetterleuchten und einem Barometerstande von circa acht und zwanzig Zoll.

Eine fortwährende Wolkenbildung findet im Hochlande der Insel statt und verhüllt oft anhaltend die Gipfel ihrer Berge, so daß ein Fremder, der kurz nach dem Eintritt des Südwest-Monsuns mit seinen starken Seebrisen in Kolombo landet, dort oft vier bis fünf Monate verweilen kann, ohne die Spur von einem Berge zu sehen, bis endlich der Nordost-Monsun einsetzt, die Wolkenmassen zerreißt und verjagt, und die kaum zehn Meilen entfernte schöne Gebirgskette, überragt vom Adamspik, seinen erstaunten Blicken entschleiert, den Fuß bis zur Mitte ihrer Höhe verdeckt durch eine aus den Thälern aufsteigende weiße Nebelschicht, welche, die Täuschung vollendend, sie dem Auge auf wenige Meilen nahe rückt.

Trotzdem, daß Ceylon ein so herrliches Klima besitzt und die Atmosphäre dort eine so häufige Reinigung erfährt, ist der Aufenthalt auf dieser Insel doch nicht durchweg ein gesunder zu nennen. Sie hat mit allen Tropenländern jene bösen Miasmen gemein, welche aus der faulenden Vegetation, den stagnirenden Gewässern und aus den der Seeluft nicht zugänglichen dumpfigen Waldjungles aufsteigen, zu deren Vertreibung es aber meistentheils nur eines vermehrten Anbaues der Insel, die jetzt zu drei Viertheilen noch unkultivirt ist, und im Tieflande eines geregelten Abzugs der Gewässer bedürfte. Schon die bloße Lichtung der Wälder und Dickichte, in denen die Pflanzenwelt seit Jahrhunderten, mephitische Dünste entwickelnd, modert, hat in vielen Gegenden der Insel das Klima bedeutend verbessert. Die ungesundesten Theile der Insel sind die Gegend um Hambantotte an der Südostküste, die nördlichen und innern Distrikte der Ostprovinz, der größte Theil der Nord- und der nördliche Theil der Westprovinz; in früherer Zeit gehörte zu ihnen auch jene, das centrale Hochland umgebende waldige Fieberregion, welche die Könige von Kandy absichtlich wüst und unbebaut ließen, um sich dadurch gegen die Invasion der dem »Kandy-Fieber« bald erliegenden europäischen Truppen zu schützen. Auf der ganzen Südwestküste der Insel dagegen, zumal bei der Hauptstadt Kolombo selbst und bis über Galle und Matura hinaus, ferner auf der Halbinsel Djaffna und überhaupt in allen Gegenden, wo keine todten vegetabilischen Stoffe sich anhäufen können, ist das Klima auch für Europäer ungemein gesund, und letztern der Aufenthalt daselbst zuträglicher als in den meisten übrigen Theilen Indiens. Selbst die hochstämmigen Kokoswälder, die das Südwestgestade umgürten, die aber allerdings kein Unterholz auf ihrem Boden dulden und im größten Theil des Jahres von frischen Seewinden durchweht werden, sind ein sehr gesunder Wohnort. Immerhin aber läßt sich nicht leugnen, daß das Sprüchwort: Niemand wandelt ungestraft unter Palmen, auch hier eine gewisse Wahrheit behauptet. Fieber

sind zu manchen Jahreszeiten häufig, und die Europäer besonders dem Wechselfieber sowie der »tropischen Flechte« und andern Hautkrankheiten unterworfen, zumal wenn sie sich dem Sonnenbrande aussetzen oder nicht mäßig leben. Die rothe Ruhr, der fürchterliche Aussatz und die Wasserscheu sind nicht selten und endigen meist mit dem Tode. Auch die spasmodische Cholera ist periodenweise erschienen und hat Tausende, jung und alt, den Mäßigen wie den Trunkenbold, hinweggerafft. Die schrecklichste Krankheit aber, von der die Insel sonst heimgesucht worden ist, sind wohl die Blattern, von den Eingebornen die »große Krankheit« genannt, und als eine direkte Strafe der Götter betrachtet. Sie ist gewiß eine der Hauptursachen der Entvölkerung Ceylons, und namentlich im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung soll dieser »rothäugige Pestteufel«, wie die einheimischen Annalisten das Uebel bezeichnen, das Land der Hälfte seiner Einwohner beraubt haben. Doch hat die Vaccination, die schon seit mehr als funfzig Jahren auf der Insel eingeführt ist, jetzt bereits fast allgemeine Verbreitung gewonnen und diesen Verheerungen ein Ziel gesetzt.

Der Reichthum Ceylons an Naturprodukten ist, obschon noch nicht vollständig erforscht, außerordentlich groß. Am geringsten scheinen die Schätze des Mineralreichs zu sein; sie beschränken sich hauptsächlich auf Edelsteine: Saphire, Amethyste, schöne Katzenaugen (Pseudoopale), Rubine und Zimmtsteine; Salz, das in großer Menge in den sehr flachen Salzlagunen gewonnen wird, mit einem jährlichen Ertrag von zwanzig Tausend Pfund Sterling; Eisen, Graphit, Salpeter, welcher letztere in beinahe dreißig Höhlen sich findet.

Das Pflanzenreich bildet die glänzendste Seite in der Natur dieses gesegneten Landes. Begünstigt durch ihre Lage innerhalb der Tropen, durch den perennirenden Sommer, die anhaltende Feuchtigkeit der Atmosphäre und die außerordentliche Regenfülle, so wie durch das bedeutende Ansteigen des Bodens im Innern besitzt Ceylon eine

so üppige und zugleich mannigfaltige Vegetation, wie kaum ein zweites Land der Erde. Fast die ganze Pflanzenwelt des Kontinents von Indien findet sich hier vereinigt, und überdies gar manches der Insel eigenthümliche, wie auch manch eingeführtes Gewächs. Dazu kommt, daß hier wie in allen Tropenländern sowohl die Pflanzen als auch die Thiere, unter letzteren besonders die Insekten, Vögel und Fische, die wunderbarste Farbenpracht, den mannigsaltigsten Glanz entwickeln. Gleichsam in Gold und Silber, in Sammt und Seide ist die Natur gekleidet; es ist ein großer, ewiger Feiertag, der sie umfängt.

Nach der Erhebung über dem Meere betrachtet zerfällt die Insel in drei Vegetationsregionen: Erstens die Region der Palmen, von Null bis drei Tausend Fuß Höhe, im Südwesten der Insel durch Rosen, Bambus, Mimosen und Zimmt, im Nordosten durch Tamarinden, Akazien, Aloe, Euphorbien und so weiter charakterisirt; Zweitens die Region der Bergwiesen, von drei bis sechs Tausend Fuß Höhe, mit Orchideen, Malvaceen, Solanum und so weiter; Drittens die Region der Ericeen, über sechs Tausend Fuß, mit Rhododendren, Moosen, Flechten, Myrthen, Veilchen, Maiblümchen, als Kulturpflanzen europäisches Gemüse und Getreide.

Im Allgemeinen ist aber tropische Waldung der höchsten und edelsten Art, theils wildwachsend, theils verpflanzt, der vorherrschende Vegetationscharakter der Insel. Ein großer, mächtiger Urwald, durch den der Wanderer Schritt vor Schritt seinen Weg sich bahnen muß, bekleidet das centrale Bergland bis zu den höchsten Rücken und Gipfeln hinauf; Waldung und undurchdringliches Buschwerk (Jungle), das in einem Jahr bis zu zwölf und mehr Fuß Höhe aufschießt, bedeckt auch das Niederland bis an die Meeresküste, höchstens den Norden der Insel mit seinem kahlen, trockenen Boden ausgenommen. Nadelholz fehlt der Insel gänzlich; überall trägt sie großblättrige und blumige, saftstrotzende Gewächse. Die Schönheit der Wälder, deren Bäume meist eine glatte glänzende Rinde haben,

und in denen beinahe ein Baum dem andern ähnlich sieht, so daß von einer vorherrschenden Holzart fast nirgends die Rede sein kann, wird erhöht durch den Reichthum an Schlingpflanzen, Farrenkräutern und Laubmoosen, an offizinellen Kräutern und an den prachtvollsten Blumen: der feuerfarbigen Gloriosa superba, der scharlachrothen Ixora coccinea, der blaßrothen Vinca rosea, den schönsten Balsaminen und vielen andern. Von den Wurzeln bis zu den Gipfeln hinauf sind die Bäume mit einander verwebt und verschlungen, und in der reizenden Verwirrung die insbesondere der üppige Wuchs der auf- und niederrankenden Gewächse erzeugt, ist es oft unmöglich, aus der Fülle von Blüthen und Blättern diejenige Pflanze, der sie angehören, herauszukennen.

Sowohl wegen der trefflichen eßbaren Früchte, als wegen ihres vorzüglichen Nutzholzes und sonstiger Produkte sind jene Wälder für die Bewohner von großem Werthe. Der merkwürdigste und einer der wichtigsten Bäume der Insel ist der echte Zimmtbaum, der hier seine Urheimath hat und verpflanzt nirgends ein so gutes Produkt liefert, als hier. Trotzdem die Verbreitung des Baumes beschränkt ist auf die südwestliche, regenreiche Hälfte von Ceylon, ist der Zimmt doch das Haupterzeugniß der ganzen Insel und durch den Handel mit diesem feinsten und köstlichsten aller Gewürze haben nach einander gar manche Völker des Morgen- und Abendlandes große Reichthümer erworben: in älterer Zeit die Phönizier, Chinesen, Araber und Muhamedaner, die bis ins funfzehnte Jahrhundert hinein den Ursprung des Zimmtes als ein Geheimniß eifersüchtig bewahrten, dann die Portugiesen und Holländer, in neuester Zeit aber die Engländer. Von 1845 bis 1850 hat sich die Ausfuhr zwischen vier bis sieben Hundert Tausend Pfund gehalten; nur im Jahre 1849 stieg sie auf sieben Hundert drei und dreißig Tausend sieben Hundert fünf und funfzig Pfund. Im Jahre 1833 hat die englische Regierung, die das Monopol in Händen hatte, dasselbe aufgehoben, den Verkauf von Zimmtland

an Privatleute gestattet und sich damit begnügt, die Ausfuhr des Zimmts auf die beiden Haupthäfen der Insel, Kolombo und Point de Galle, zu beschränken, mit einer Abgabe von vier Pence pro Pfund. Mit dieser Aufhebung hörte auch der beklagenswerthe Zustand der förmlich in vier Abtheilungen organisirten Zimmtschäler auf, die seit Jahrhunderten als unterste, verachtetste Klasse in einer Art von erblicher Sklaverei und in größter Dürftigkeit lebend, an Stelle einer Abgabe das mühsame Geschäft des Einsammelns und Präparirens des Zimmtes hatten verrichten müssen, und deren Zahl sich im Jahre 1832 auf sechszehn Tausend fünf Hundert belief.

Der Zimmtbaum selbst gehört zu den Lorbeerbäumen. und ist nicht zu verwechseln mit dem ihm sehr ähnlichen aber größeren und goldgelb blühenden Kassienbaum, ebenfalls einer Lorbeerart, die auch auf Ceylon häufig wächst, deren Rinde aber ein weit geringeres Produkt, die sogenannte Zimmtkassie oder den indischen Zimmt giebt. Der echte Zimmtbaum ist in den Plantagen an der Westküste gewöhnlich nur zehn bis zwölf, selten zwanzig Fuß hoch und der glatte, blanke Stamm nur etwa von Stärke der Haselstaude. Im wilden Zustande wird er bedeutend höher und stärker. Am Westgestade, wo er Alles vereinigt findet, was er bedarf: einen dürren Sandboden, starke Hitze und häufigen Regen, werden die zur Saat bestimmten Bäume bei achtzehn bis zwanzig Zoll Durchmesser vierzig bis funfzig Fuß hoch.

Zur Blüthezeit, im Januar, sind die Wälder mit zahllosen weißen Blüthen bedeckt, die an hellgelben Stengeln sitzen und einen sehr angenehmen, aber keineswegs zimmtartigen Duft verbreiten; im April reift die wenig benutzte, wachholderbeerartige Frucht und im Mai beginnt die Entrindung der Bäume, die bis zum Dezember währt. *)

---

*) Beim Anbau des Zimmts beobachtet man das Verfahren, den Baum zu fällen, wodurch die Wurzel genöthigt wird, gerade und schlanke Sprößlinge zu treiben. Diese werden, wenn sie ein bis drei Jahr alt sind, abgeschnitten, doch gleich nach dem ersten Regen erscheint rasch ein frischer Nachwuchs. Die Ernte des Zimmts bietet ein interessantes Schauspiel. Die

Aus der Wurzel wird Kampher bereitet. Der papier- oder pergamentdünne, von der äußereren grauen Rinde ziemlich befreite Bast der ein- bis dreijährigen finger- bis daumstarken Schößze, die in Bündeln gesammelt werden, giebt in der Sonne gedörrt den Zimmt oder Kaneel. Der im Handel vorkommende Zimmt

---

Arbeiter sammeln sich zur Ernte bei Tagesanbruch in Schaaren van dreißig, an der Spitze ihr Aufseher, alle bewaffnet mit einem leichten, scharfen Gartenmesser und einer starken Schnur, um die abgeschnittenen Schäßlinge zusammen zu binden. Auf ein Zeichen des Oberaufsehers stürzt die ganze Mannschaft, wahl an zwei Hundert Arbeiter, schreiend und jubelnd mit geschwungenem Messer durch die Büsche, auf die Zimmtbäume las, wobei ihr langes schwarzes Haar ihnen wild um die Schultern weht. Bald aerstummt das Geschrei und man vernimmt nur noch das Klirren der Messer und das Knacken der fallenden Schößlinge. Gegen eilf Uhr hört das Abschneiden auf, man packt die Schößliage in Bündel und begiebt sich nach dem Schälhause. Hier wird das Bündel in der Veranda niedergeworfen, und die Arbeiter setzen sich, nachdem sie eilig die Milch einer Kokosnuß getrunken und sich den Schweiß von der Stirn gestrichen haben, mit untergeschlagenen Beinen auf eine Binsenmatte und beginnen mit einem hohlrunden kleinen Messer die Rinde abzustreifen. Rasch fährt man mit dem Messer an den beiden entgegengesetzten Seiten des Schößlings von einem Ende bis zum andern, löst dann mit einem Holz die Rinde, sa daß sie in langen Streisen ohne Verletzung abfällt.

Am Morgen des zweiten Tages eilen Weiber und Kinder nach dem Schälhanse, setzen sich in Reihen und schälen die grünen Häutchen von den Rindenstreifen. Die abgeschabtr Rinde tragen die Kinder wieder zu den Arbeitern, welche dieselben nach ihrer Dicke und der Lebhaftigkeit ihrer Farbe in drei Sarten scheiden. Die kürzeren Stücke jeder Sorte werden in längere gesteckt und dann zu einer Ralle zusammengerollt, welche durchschnittlich drei einen halben Fuß lang ist und eine dreifache Einlage hat. Hauptsache bei diesem Geschäft ist die richtige Sortirung; denn da die Arbeiter nach dem Gewicht der abgelieferten Röhren bezahlt werden, sa bringen diese gern zum Schaden des Pflanzers möglichst viel dicke Rinde in die Röhre. Ein fleißiger Arbeiter schafft mit Weib und Kind in einem Manat Hundert Pfund Zimmt und verdient ein Pfund Sterling siebenzehn Schilling und sechs Pence, das heißt in vier Monaten Erntezeit so viel, daß er die übrigen acht Manate faullenzen kann.

Da die Rinde von Natur geneigt ist, sich zusammenzuwickeln, so bedarf sie nur geeinger Nachhülse. Sind die Röhren am zweiten Tage aufgerollt, so werden sie einzeln auf Leinen gezogen, welche im aberen Theile des Hauses ausgespannt sind. Dart bleiben sie zwei Tage, werden dann, ein wenig nachgewickeit, auf Gestellen im Freien getrocknet, wobei sie jedoch durch übergedeckte Kakosblätter gegen die Sannenstrahlen geschützt sind, nach drei bis vier Tagen auf leichten Holzrahmen zwei Wochen ausgelegt, abgewogen und bezahlt. Die Arbeiter dürfen im Schälhause nicht sprechen. Die Aufseher, in lange, weiße Gewänder gekleidet und mit einem hohen Kamme in den Haaren, gehen schweigend von einem Arbeiter zum andern und weisen mit dem Finger auf jedes mangelhafte Stück.

Anmerkung des Herausgebers. (Nach Dickens.)

ist großentheils unecht. Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, daß neun Zehntel alles in London für Ceylonzimmt verkauften Gewürzes Kassie ist, aus China und von Malabar, dessen Produktion von 1835 bis 1845 die enorme Steigerung von zwei Tausend zwei Hundert Pfund auf ein Hundert vier und dreißig Tausend fünf Hundert Pfund erfahren hat.

Aus den Fruchtwäldern, die auf eine Strecke von vierzig bis funfzig Meilen das Südwestgestade Ceylons umsäumen, ist vor allen zu nennen die Kokospalme. Sechs und zwanzig Meilen weit, von Kolombo (an der Westküste) an bis Tangalle (an der Südküste), bedeckt sie die Küste auf mehrere Meilen landeinwärts in einer dichten, an eilf Millionen hoher fruchttragender Bäume zählenden Waldung, der größten und prachtvollsten Kokoswaldung der Erde, und unmittelbar am Meere erreicht sie bei nur ein bis zwei Fuß Stärke des Stammes oft die gewaltige Höhe von sechzig bis achtzig, ja Hundert Fuß. Sie ist die nutzbarste, segensreichste unter allen Palmenarten der Welt und reicht allein hin, die Bedürfnisse ganzer Völkerschaften zu befriedigen. Ihre kopfgroßen Früchte dienen bald als eine nahrhafte Speise, bald zur Bereitung eines kühlenden Labetranks, oder eines Araks, oder auch des Kokosnußöls; die Schale der Nüsse braucht man als Trinkgefäß; der Saft der jungen, mehrere Fuß langen Blüthenkolben giebt einen köstlichen Palmwein (Toddy), wie auch den Palmzucker »Jagory« der Engländer; das zwanzig bis dreißig Pfund schwere Herz der Blätterkrone liefert den wohlschmeckenden Palmkohl; die Wurzel dient zum Flechten von Körben und Wannen, das Holz des Stammes zum Bau von Wohnhäusern und Schiffen; die zwölf bis sechszehn Fuß langen Blätter werden zum Dachdecken, zu Sonnenschirmen, zu Papier und zu Fackeln benutzt, und die Fasern der Rinde, der Blätter und der Nußschale zu den dauerhaftesten Schiffstauen und Stricken, zu Decken und kostbaren Teppichen verarbeitet. So dient die Kokos nach der Sage des Volks, das ihr eine hohe Verehrung

widmet, zu neun und neunzig verschiedenen Dingen; aber das Hundert voll zu machen, wolle dem menschlichen Witz nicht gelingen. — Zu der Nützlichkeit dieses Gewächses gesellt sich noch die Schönheit desselben mit seinem gewaltigen, den verhältnißmäßig dünnen Stamm auf sehr graziöse Weise niederbeugenden Wipfel, dessen großartige, ins Goldgelbe spielende, langgefiederte Blätter in ewig zitternder Bewegung sind, so wie mit den am Grunde desselben herabhängenden Nußtrauben und der mehrere Fuß langen Blüthenknospe, die, wenn sie aufgebrochen, wie ein weißer Federbusch über die Krone des Baumes hinausragt.

Außer der Kokospalme bestehen jene Fruchtwälder hauptsächlich aus dem schönen und mächtigen, vierzig bis funfzig Fuß hohen, unserer Erle nicht unähnlichen Jackbaum, mit seinen sehr nahrhaften und bei den Eingebornen beliebten von ein bis dreißig Pfund schweren Früchten, deren eine oft zu funfzehn Mahlzeiten hinreichend ist, und aus dem gleichfalls sehr nützlichen aber minder geschätzten und gepflegten prachtvollen Brotfruchtbaum mit ähnlichen Früchten von der Größe eines Kommißbrotes. Ueber dieses vor allen andern Bäumen durch Pracht sich auszeichnende Gewächs schreibt der Prinz: »Es erreicht eine Höhe von funfzig Fuß und ist mit fußbreiten, langen zackigen Blättern und das ganze Jahr hindurch auch selbst mit Blüthen geschmückt; seine köstlichen Früchte, grün mit rauher Schale, welche auf mannigfache Weise bereitet werden, sind die Hauptnahrung der Singhalesen und schmecken mit Butter wie frische Semmel.« — Aus der Palmenfamilie sind außerdem hervorzuheben: die hochstämmige Palmyra- oder Fächerpalme, welche mehrere hundert Jahr alt wird und mehr den trocknen Boden liebt, daher fast nur im Norden und Nordosten vorkommt; die schlanke Arekapalme mit ganz geradem hohen Stamme und einer sehr kleinen Krone von kurzgestielten, breiten und krausen dunkelgrünen Blättern, deren gelbe Nüsse, zu drei Hundert bis Tausend an einem Baum, alle andern des Orients an Feinheit des Aroma's übertreffen sollen und einen Hauptartikel der

Ausfuhr bilden; die seltenere aber besonders schöne achtzig bis hundert Fuß hohe Schirmpalme (Talipot der Engländer), mit langem und starkem, zuweilen schon unten an der Erde angesetzten und den Stamm hinaufreichenden Blattstiel, die nur einmal, wenn sie ihre größte Höhe erreicht hat, das ist nach funfzig bis hundert Jahren, blüht, indem ihre Blüthenknospen mit einem kräftigen Knall aufbrechen, die dann aber schnell abstirbt, und deren zwanzig bis dreißig, ja vierzig Fuß im Umfang messende kreisrunde Blätter als Sonnen- und Regenschirme, Papier und so weiter benutzt werden. Mehr oder weniger verbreitet sind noch: der riesige Kumbuck, der zierliche, in seinen drei bis vier Zoll langen Früchten eine Hauptnahrung liefernde Pisang (Banane genannt), der Bobaum oder indische Feigenbaum, der Masse nach der größte aller bekannten Bäume der Erde, der Hauptstamm nur zehn bis funfzehn Fuß hoch, aber fünf und zwanzig bis dreißig, ja sechs und dreißig Fuß im Umfange dick und mit einem sechzig bis siebenzig Fuß hohen, Hundert zwanzig bis Hundert dreißig Fuß breiten Wipfel, so daß er, aus kurzer Entfernung gesehen, einem kleinen Walde gleicht; ferner der Kaschunußbaum, der Mango und die Tamarinden, — während der Kaffeebaum, die Pfefferrebe, Kardamone, Gewürznelke, Jambuse, Guave, Papaya, Pompelmuse, Orange, Mandel und viele andere exotische Gewächse kultivirt werden, darunter manche mit dem reichlichsten Erfolge. Gute Stricke werden unter anderm aus den Blattfasern der Agave bereitet, Zimmer- und Bauholz liefert der Teckbaum, der Kumbuck, der Ebenholz- und der Eisenholzbaum, die Palmyra- und viele andere Palmen; feine Möbelhölzer: der Jack, Satin, Homander und Neam, der Rosenholzbaum, das schönste und kostbarste aber der Kalamander, eine Ebenholzart; ein gutes Farbeholz endlich zum roth- und orangefärben der Sappan. Außerdem sind hier mehrere Arten von Gummiguttbäumen, die ein vorzügliches stark ausgeführtes Produkt liefern. — Indigo findet sich wildwachsend; die Baumwollenstaude gedeiht gut, doch ist ihre Kultur noch beschränkt;

der Hanf ist vorzüglich, bedeutender jedoch wird der Tabak kultivirt; der Kaffeebaum wird neuerdings sehr fleißig angebaut, ebenso das Zuckerrohr. Auch den Theestrauch hat man in neuester Zeit eingeführt. Unter den Cerealien steht obenan der Reis, die Hauptnahrung der Eingebornen. Sowohl in dem niedern Küstenlande, als an den kunstvoll terrassirten Abhängen der Berge wird Reis gebaut. Mais, Weizen und viele andere einheimische Getreidearten, besonders Hirsearten, als: Korakan, Tana, Mungeh, Amu, Tala und so weiter, und viele Hülsenfrüchte (Bohnen, Wicken) werden namentlich von den ärmern Klassen im Berg- und Flachlande gebaut; auch nährende Knollen und Wurzeln, wie Yams, Bataten, Arrowroot, Kaladium und so weiter hat die Insel im Ueberfluß. Im Norden baut man Zwiebeln und spanischen Pfeffer, im Innern und im Süden vortreffliche Kartoffeln. Unter den zahlreichen offizinellen Kräutern werden nur Jalappe und Ricinus kultivirt.

Trotz dieses Pflanzenreichthums wird die Insel nicht selten von Hungersnoth heimgesucht. Die Kultur des Landes, welche kaum den zehnten Theil der Insel umfaßt, genügt noch nicht für das Bedürfniß derselben, namentlich muß noch immer Reis eingeführt werden.

Ueberaus reich ist auch die Thierwelt von Ceylon. In Erde, Wasser und Luft wimmelt es von Thieren aller Art, vom Elephanten bis zu den kleinsten Geschlechtern. Besonders ist der heiße, salzreiche Norden in dieser Beziehung ausgezeichnet.

Im Allgemeinen sind die Thiere Ceylons gleich den Pflanzengattungen dieselben, wie auf dem gegenüberliegenden Kontinent, mit Ausnahme weniger Arten, namentlich des bengalischen Tigers, des Wolfs und mehrerer anderen Arten, die auf Dekhan vorkommen, auf Ceylon aber fehlen. Mit Europa und speziell auch mit Deutschland hat die Insel sehr viele Thiergattungen gemein, aber äußerst wenig Arten, obschon gar manche derselben den deutschen Spezies sehr ähnlich sind. Unter den Säugethieren sind, von den wenigen

eingeführten abgesehen, Ratte und Maus, Delphin und Meerschwein die einzigen Bekannten, die der europäische Reisende hier wiederfindet.

Der Elephant, durch seine Größe, Stärke und Klugheit der König der Thiere, und bei den ehemaligen Beherrschern des Landes, wie noch heute bei denen von Awa und Siam, die Prärogative ihrer Souverainität, hat schon in ältester Zeit die Insel in Ruf gebracht. Sie und die Insel Sumatra sind die einzigen großen an Elephanten reichen Inseln der Erde. Der Elephant Ceylons (»Ali« der Eingebornen) war von jeher besonders geschätzt und einst von Point de Galle aus ein bedeutender Gegenstand der Ausfuhr. Es ist wahrscheinlich dieselbe Spezies, wie der von Dekhan, von diesem jedoch dadurch unterschieden, daß er etwas kleiner, in der Regel bis zum Scheitel nur acht bis neun Fuß hoch, dennoch aber stärker und, wenn gezähmt, auch lenksamer ist. Auch sollen die weißen Elephanten, die eine bloße Spielart sind und als eine Inkarnation des Buddha angesehen und heilig gehalten werden, — so daß zum Beispiel der höchste Titel des Königs von Awa ist: Beherrscher des Himmlischen und der weißen Elephanten, — hier verhältnißmäßig häufiger sein, als irgendwo in Indien. Nach Anderen jedoch fehlen sie gänzlich.

Trotz der häufigen Jagden auf diese wandelnden Fleischgebirge, die, da die Eingebornen sich nicht darauf verstehen, das ausschließliche Vergnügen der britischen Offiziere ausmachen, aber auch schon Manchem das Leben gekostet haben, ist ihre Vermehrung sehr stark, und wird auf jährlich sechs bis acht Hundert Stück geschätzt; die nördlichen Gebirge des Landes sollen durch sie ganz entvölkert sein, ungeachtet seit dem Jahre 1831 das Gouvernement die Vernichtung von Elephanten allgemein gestattet, in einigen Distrikten sogar eine Prämie auf Elephantenschwänze gesetzt hat. Bei nächtlicher Weile truppweise umherziehend, richten sie großen Schaden in den Reisfeldern und Pflanzungen von Bobäumen, Kokospalmen und so weiter an.

Nicht selten kommt solch ein großartiger Spitzbube bei Nachtzeit in die Dörfer, deckt das Dach von den Häusern, welche Reisvorräthe enthalten, ab, thut sich daran mit aller Muße gütlich, und verzieht sich, so leise wie er gekommen, vor Tagesanbruch. Den Menschen aber ist der Elephant nur gefährlich in der Brunstzeit oder wenn er ausnahmsweise allein von der Heerde abgesondert umherstreift; wehe dem nicht genügend bewaffneten einzelnen Wanderer, der in die Nähe eines solchen Landstreichers kommt und sich nicht im Gebüsch zu verbergen weiß, wo das Thier ihn nicht aufsucht, oder einen Baum ersteigen oder auch schnell aus Palmblättern sich eine Fackel bereiten kann, die er der Bestie dreist gegen den Kopf hält, sie so in die Flucht treibend: er läuft Gefahr von ihr angegriffen und auf die jämmerlichste Weise todtgestampft zu werden. Dem zu begegnen, waren sonst in den öberen Gegenden des Landes an den dicksten Bäumen zur Seite der Wege vorsorglich Leitern angebracht. Des Elephanten langer Schritt oder watschelnder Trab ist in der That nicht rascher, als der Lauf eines behenden Mannes und es ist auf offenem Pfade schon öfters Jägern, die er verfolgte, gelungen, ihm zu entrinnen. Das dichte, für Menschen undurchdringliche Jungle tritt er wie Gras mit seinen plumpen Füßen nieder, reißt Bäume in seinem Laufe um und bringt so, wenn er gejagt wird, ein Krachen und Knacken im Walde hervor, das vereint mit seinen durchdringenden Trompetenstößen weit hin zu hören ist. Getroffen stürzt er mit dumpfem Stöhnen nieder und aus dem unter seiner Last zusammenbrechenden Unterholz erhebt sich ein lautes Geprassel wie ferner Donner. *)

Seine vielfache Nützlichkeit in Krieg und Frieden, für die Jagd und den Hausdienst, ist in Ceylon noch wenig ausgebeutet worden; doch wird er auch dort schon vielfach zum Reiten, so wie als Zug- und

*) Im Durchschnitt sollen jährlich zwölf Menschen auf der Insel ihr Leben durch Elephanten verlieren, funfzehn dagegen durch Schlangen, die nach Ratten und Eidechsen suchend in die Häuser eindringen.

Lastthier bei Brückenbauten und so weiter verwendet. Die Stoßzähne des ceylonischen Elephanten sind meistentheils ganz kurz, höchstens einen Fuß lang, vorstehend, gerade und von einem Zoll im Durchmesser; ausgebildete von drei und vier, bis zu sieben Fuß Länge finden sich nur bei den Männchen und auch da kaum bei einem oder zweien unter funfzig. Das Ceylon-Elfenbein wird wegen seiner Weiße und Feinheit für das vorzüglichste gehalten.

Weit zahlreicher als der Elephant und auch dem Menschen weit gefährlicher ist der wilde Büffel (Gaura), eine kleine, sehr reizbare, starke und muthige, dabei tückische Art, dem auch gezähmt nie recht zu trauen ist, mit kräftigem Nacken und kurzen Hörnern. Er findet sich vornehmlich in den dünn bevölkerten Gegenden des Flachlandes, wo man große Jagden auf ihn abhält, die nicht ohne Gefahr sind, da er nur durch einen wohlgezielten Schuß in die Schulter sicher zu tödten ist. — Der Ochse Ceylons ist der schnellfüßige zum Fahren sehr brauchbare Zebu- oder indische Buckelochse, den Cuvier und Andere für die Stammrace unseres europäischen Rindviehs halten; er ist von brauner oder weißer Farbe und hat langes, mondförmiges Gehörn. Das Pferd dagegen ist nicht auf der Insel heimisch; nur wenige werden von den Fremden gehalten. Schafe und Ziegen haben sich seit ihrer Einführung sehr vermehrt. Am zahlreichsten unter den Hausthieren ist aber das Schwein, das schon durch die Portugiesen und Holländer verbreitet wurde, und die tägliche Nahrung der Einwohner bildet. Auch der Pariar-Hund, ein Bastard von untergeordneter halbwilder Race und graugelber Farbe ist in jeder Singhalesenhütte zu finden.

Zahllose Schaaren munterer theils lang- theils kurzgeschwänzter Affen treiben in den Wäldern ihr Wesen; darunter der ernstblickende aber sehr raubsüchtige Rilawah, der von den Eingebornen hochverehrt wird, die schon öfters durch Verwechselung mit ihm auf einander geschossen haben. Auch mit Raubthieren und jagdbarem Wilde ist die Insel reichlich versehen und der Singhali ein gewandter

Jäger. Das Katzengeschlecht wird durch mehrere kleine Arten, hauptsächlich aber durch eine fünf bis acht Fuß Länge erreichende Leopardenart, den Zitta oder Tschita, die jedoch den Menschen nicht angreift, vertreten. In Menge finden sich ferner: Hirsche verschiedener Art und der sogenannte Elk, der aber mit unserm Elenn gar keine Aehnlichkeit hat; es ist ein Hirsch, so groß wie unser Edelhirsch, mit einem Gehörn wie dieser, aber von sehr dunkler, braungrauer Farbe; ferner wilde Schweine und Ziegen, eine Art kleiner Bären, Schakals, Hasen, Genetten, Ichneumons und Fischottern, Schuppenthiere, Moschusratten so wie Meer- und Stachelschweine, die gleich dem fliegenden Fuchs und den Legionen gemeiner Ratten und Mäuse den Pflanzungen ungeheuren Schaden zufügen.

Die gefiederten Bewohner dieser Insel, in allen Farben prangend, zum Theil auch melodische Sänger, meist aber unleidliche Schreihälse, erfüllen Berg und Thal, Wald und Busch mit dem regsten Leben und mit betäubendem Lärm. Prachtvoll schimmernde Vögel besitzt Ceylon in den Papageien und Pirolen, Maina- und Pagodenvögeln, Eisvögeln, Bienenfressern, Sommer- und Honigvögelchen, Pfauen und Fasanen. Aber auch eine Menge gewöhnlicher Gattungen giebt es, zum Theil in mehreren Arten, als: Spechte von verschiedener Farbe und papageiartigem Ansehen, Kuckucks und Kuruku's, Krähen, Nashornvögel, Staare, Fliegenschnäpper, Neuntödter, Drosseln und Grasmücken, Lerchen, Finken, Sperlinge, Kreuzschnäbel, Reisvögel und Ammern, Schwalben und Ziegenmelker, Ohr- und andere Eulen (von denen eine für einen Teufel gehalten wird), Falken und Geier, Feld- und Waldhühner, Tauben, Regenpfeifer und Kiebitze. Am zahlreichsten aber ist verhältnißmäßig das Geschlecht der Sumpf- und Wasservögel, Kraniche, Reiher, Flamingo's, Nimmersatts, Ibisse, Schnepfen, Rohrhühner, wilde Enten, Löffelgänse und Anhinga's.

In den Flüssen leben zahlreiche Fische, in den Küstenflüssen aber auch Alligatoren von zehn bis zwanzig Fuß Länge, außerdem von

Amphibien noch drei Fuß lange Eidechsen, Chamäleons, Laubfrösche, See-, Fluß- und Landschildkröten, erstere den schönsten Schildpatt liefernd, und mehr als dreißig, meist unschädliche Schlangenarten in allen Farben schillernd, unter andern die mächtige bis fünf und zwanzig Fuß lange Anakonda und die heilig gehaltene von den Zauberern viel benutzte Brillenschlage. Von Krustenthieren finden sich Flußkrebse, der Einsiedler und der Soldat, hübsch gefärbte, behende Landkrabben und Seeheuschrecken. Unter den sehr zahlreichen Insekten fallen besonders die prachtvollsten Schmetterlinge auf: Helenus, Hector, Agamemnon und Priamus; ferner ausgezeichnete Käfer, große, herrlich gefärbte Cykaden, die mit ihrem schrillen Gesang das Ohr betäuben. Anderseits fehlt es auch nicht an häßlichen und schädlichen Thieren; da sind greuliche, schwarzbehaarte Vogelspinnen mit vier Zoll langen Beinen, schwarze und giftige, braune Scorpione, widerliche Schaben, über dreißig Arten von Tausendfüßen, die bis acht Zoll Länge erreichen, kolossale giftige Rollasseln, fünf bis sechs Zoll lange Regenwürmer, große Schaaren von Heuschrecken und Holzwespen, Miriaden aber von Mosquito's und kleinen schwarzen Ameisen, und jenen berüchtigten weißen Termiten, welche, Metalle und Arsenik ausgenommen, durchaus nichts mit ihrer Gefräßigkeit verschonen. Eine nicht geringe Plage für den Menschen ist auch der Blutegel, eine ganz kleine springende Art, die den stillstehenden Reisenden mit einer solchen Gewandheit bis zum Halse hinaufsteigend anfallen, daß er nicht selten einen bedeutenden Blutverlust erleidet.

In dem Meere um Ceylon tummeln sich außer den Schaaren lustiger Delphine von allen Größen und Farben, einige darunter giftig, die meisten aber eine sehr schmackhafte Nahrung bietend. Da ist der Hai, der Hammer- und Sägefisch, der Seedrache, der dreißig Fuß lange Schwertfisch, Seebarsche und Barben, Rochen und Stockfische, Panzerfische, der Drachenkopf, das glänzend rothe Ochsenauge, eine Menge von Papageifischen und wohlschmeckenden Makrelen. In den seichtern ruhigern Gewässern im Nordwesten bergen zahlreiche

Muscheln und Schnecken, als: Harfen- und Venusmuscheln, Wendeltreppen und die als Scheidemünze weltbekannte Kauri, von denen Hundert in Bengalen nur einen Pfennig gelten; auch viele eßbare, gallertartige Seethiere leben hier, als Holothurien, Seeigel und so weiter. Hier sind auch die Wohnsitze der Tschankmuschel, deren Fang einst an dreißig Tausend Thaler ergab, jetzt kaum noch drei Tausend einträgt, und der köstlichen Perlauster, deren Bänke, 14 an der Zahl, im Golf von Manaar auf einem Raume von vierzig Quadratmeilen bei einander liegen.

Ceylon ist einer der wenigen — etwa zehn — Punkte der Erde, wo die echte Perlmutter gefunden und gefischt wird. Die dortige Perlenfischerei hat schon einer Kleopatra und den edlen Römerinnen ihren Schmuck geliefert.*) Die britische Regierung, welche die

*) Die Verwendung der Perlen zum Schmuck ist so alt, wie die Geschichte; im Abendlande verbreitete sich die Sucht, Perlen zu tragen, jedoch erst nach der Eroberung von Aegypten. Namentlich haben die Römerinnen im Perlenschmuck Unglaubliches geleistet. So eine römische Patrizierin hatte ihre aus dem goldgelben Haar einer gefangenen Deutschen gefertigte Perücke mit reichen Schnüren von Perlen durchwunden, oder eine goldene, perlengeschmückte Spange umgab den Scheitel und hielt die Menge von Locken und Löckchen zusammen, deren Tracht seit der hellenisirenden Richtung der französischen Mode im vorigen Jahrhundert unter dem Namen des „Tituskopfes“ wieder in Aufnahme kam. Früher trug man im Ohre eine einzige Perle, später aber deren drei bis vier entweder in Kreuzform oder an Kettchen, deren Zusammenklingen beim Bewegen des Hauptes der Besitzerin wohl als das lieblichste Geläut dünken machte. Jede einzelne dieser Perlen war oft über ein Landgut werth. Seneca sagt gelegentlich: „Die Ohrläppchen unserer Frauen müssen eine eigene Festigkeit erlangt haben, recht viele Perlen zu tragen, und ihre Männer sind niemals galant genug, ehe die Frauen nicht eine Erbschaft in jedem Ohre tragen.“ Auch in den Pandekten werden einzelne dieser Monstreschmucksachen ausführlich erwähnt: eine einzige Schnur solcher Perlen kostete über vier und funfzig Tausend Thaler. Diese Perlen wechselten außerdem in geschmackvollen Abstufungen mit kostbaren Steinen, mit Smaragden, Chrysolith, Amethyst, Rubinen, deren Feuer und Farbengluth den sanften Glanz der Perlen erhöhte. Rechnet man dazu die Perlen-Bracelets, sechszehn Ringe, die mit Kameen und Edelsteinen geschmückt waren, während an goldenen Kettchen kostbare Glockenperlen herabhingen — die perlengeschmückten Sandalenriemen, welche es Mode machten, daß Niemand mehr in einem öffentlichen Kreis zu erscheinen wagte, ohne von diesem Collier der Perlen begleitet zu sein, — endlich selbst die Nachtanzüge im Schlafgemach, welche noch mit Perlen geschmückt waren, so findet man es natürlich, daß selbst die Plebejer behaupteten, nur die Perlen könnten ihren Frauen denselben Rang geben, wie den Frauen der Konsuln und reichen Patrizier. — Ferner schmückte man auch Altäre und Götzenbilder, Streitwagen und Waffen mit Perlen,

Perlenfischerei als Monopol betrachtet, erhielt im Jahre 1797 eine Million, 1798 ein und eine Drittel Million und 1804 noch eine halbe Million Thaler Pacht.*) In neuerer Zeit hat der Ertrag nachgelassen in Folge der Ueberfischung; man läßt den Austern jetzt Zeit zum Reifen und setzt die Fischerei in einzelnen Jahren ganz aus. Für diesen Verlust entschädigt die Perlenfischerei im persischen Meerbusen, die jährlich einen Gesammtwerth von drei bis vier Millionen Thaler ergiebt. Der Mittelpunkt des Perlenhandels nach Indien, Europa und so weiter und der Hauptsitz der Perlfischereipächter ist Madras. Die größten und kostbarsten Perlen bleiben gewöhnlich in Indien, als Schmuck der Herrscher und der Götzenbilder; die nächstbesten gehen als Perlenschnüre an die Höfe Europa's. — Das Perlfischen ist ein sehr prekäres Geschäft; in den meisten Muscheln findet man zwar eine oder auch mehrere, mitunter sogar funfzig bis

und Perlenschnüre dienten als Belohnungen der Sieger in Kampfspielen. Cäsar kaufte der Servilia, Mutter des Brutus, einst eine Perle von einer halben Million an Werth. Nero besaß ein Scepter und eine Krone, Caligula Stoffe, welche fast ganz mit Perlen übersäet waren. Paulina, die Gemahlin des Kaisers Claudius, trug einen Schmuck an Haar, Ohren, Hals und Fingern, dessen Werth drittehalb Millionen Thaler überstieg.

Anmerkung des Herausgebers.

*) Im März, wenn zwischen dem nordöstlichen und dem südwestlichen Monsun Ruhe eingetreten ist, läßt die Regierung durch eine große Anzahl eingeborener Taucher vielleicht zwei bis vier Millionen Austern auf den Bänken ans Land schaffen, welche dort in größeren und kleineren Partien verauktionirt werden und einen jährlichen Ertrag von circa achtzig Tausend Pfund Sterling bringen. Um diese Zeit gewinnt die sonst öde, sandige Bai von Kondaletry (Ankerplatz von Arippo) das Ansehen eines vielbesuchten Jahrmarktes. Zahllose hellfarbige Buden (Pandals) mit langen Streifen von weißem Zeug und mit blaßgrünen Palmblättern geschmückt, verdecken die niedrigen, schmutzigen Lehmhütten der Strandbewohner. Tausende von Singhalesen, Hindu's, Mauren, Birmanen, Persern, Juden und Andern wandeln in ihren verschiedenen buntfarbigen Kleidern zwischen den weitgedehnten Bazars und den Buden mit Süßigkeiten und Liqueurs. Auch Tempel sind in der Eile aufgerichtet worden, um Opfergaben zu empfangen; denn die Perlen sind nach der Meinung der Eingebornen Thautropfen, welche Buddha in gewissen Monaten herabfallen läßt, und welche die Muschel auffängt, wenn sie, um zu athmen, an des Meeres Oberfläche kommt. Pfeifen und Tamtams und wilde Lieder ertönen, und bis in die durch Freudenfeuer erleuchtete Nacht hinein lärmen Tanzende und Betrunkene. Nach etwa dreißig Tagen ist Fang und Verkauf beendigt. Die Myriaden faulender Austern verpesten nun meilenweit die Küste, und diese versinkt rasch wieder in ihre gewohnte Oede und Aermlichkeit.

Anmerkung des Herausgebers.

sechzig Perlen, aber sehr oft auch gar keine, oder nur sehr kleine, sogenannten Perlsamen, der nur im Orient entweder gebrannt zum Betelkauen oder mit Edelsteinen zerstoßen als Arzneimittel gebraucht wird. Ueber die Geschichte des Thieres behaupten die Eingebornen fest, die Perlenbrut falle als Regen vom Himmel und die Bildung der Perlen sei eine Krankheit des Thieres. Mit Rücksicht auf letzteres ist die Thatsache beachtenswerth, daß die perlenfreien Austern die besten zum Essen sind, während die fettige, schleimige Perlauster für ungesund gehalten wird.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der Bevölkerung der Insel.

Den überwiegenden Theil derselben bilden die Eingebornen des Landes, die Singhalesen, welche aber nicht dessen Urbewohner, sondern nach ihren eigenen, bis dahin zurückreichenden Annalen, den »Mahawansi«, die Nachkommen der fünf bis sechs Hundert Jahre vor Christi Geburt aus Hindostan hier eingewanderten Radjputen (Singhs, das ist Löwen, als Titel der Radjputenfürsten). Sie tragen alle Züge des großen Hindustammes an sich und unterscheiden sich von den Indiern des Festlandes nur durch dunklere Farbe und weichere Form. Die erstere geht vom Hellbraunen durch Oliven-, Kupfer- und Kaffeebraun bis fast ins Schwarze über, mit Ausnahme der sonderbar abstechenden ziemlich weißen Fußsohlen, auch Haar und Augen sind fast durchweg schwarz, selten braun. Ihre geringe Körpergröße, etwa fünf Fuß, noch mehr ihre geschmeidige Gestalt mit den sehr weichen runden Formen, die äußerst kleinen und zierlichen Hände und Füße, und das lange volle Haar, das sie vorn gescheitelt, hinten aber in einen Zopf oder Knoten zusammengedreht und mit einem großen Schildpattkamm auf dem Hinterkopf befestigt tragen, und die Kleidung, wo von solcher die Rede ist, geben ihnen ein ungemein weibisches Ansehen, so daß man gar oft einen Burschen für ein junges Mädchen ansieht. Sie sind mehr gewandt als stark und mehr für anhaltende, als für große Anstrengung geschaffen; nur die Bewohner des Berglandes ertragen letztere. Sie sind,

obgleich eben so schlank, doch kräftiger und stämmiger, als die der Küsten. Feine, oft schöne und geistvolle Gesichtszüge und ein lebhaftes Auge erhöhen den Reiz der Gestalt, besonders bei den auch mit starkem Bart versehenen Männern, während die Weiber wohl mit in Folge ihrer frühen Verheirathung im Alter von zehn bis zwölf Jahren, verhältnißmäßig weniger hübsch und oft durch kleine Knöpfe, die sie in dem einen Nasenflügel tragen, verunstaltet sind.

Im Innern des Landes gehen die Singhalesen, den weißen Leibschurz abgerechnet, so gut wie nackt, in den civilisirteren Gegenden haben sie ein langes, buntes, baumwollenes Tuch um die Hüften geschlagen, das wie ein Frauenrock aussieht und bis zu den Knöcheln reicht. Schuhe und Strümpfe waren früher verboten, sie galten als ein königliches Privilegium. Der gewöhnliche Anzug der Frauen ist eine weiße Jacke und ein Rock; erstere ist jedoch den Angehörigen der untersten Kaste verboten. Ihr Putz besteht in Armspangen, Ohrringen und Halsbändern; die Nägel färben sie häufig roth. Allerliebst sind die bis zum sechsten Jahre ganz nackt gehenden Kinder, die höchstens ein Amulett an einem Strippchen um den Leib und bei reichen Eltern silberne Arm- und Beinringe tragen. Die Priester gehen mit kahlgeschorenem Haupte, eine brandgelbe Toga leicht umgeworfen. Die Hauptleute der Ortschaft sind in feinen, weißen Mousselin gekleidet, aber ihr Kostüm ist häßlich und unpraktisch. — Die Singhalesen leben selten in größern Ortschaften beisammen, sondern entweder nur in ganz kleinen aus wenigen Häusern bestehenden Dörfchen oder in isolirten Wohnungen, die von einander nur durch das einem jeden zugehörige Land getrennt sind, so daß man nie den Anfang oder das Ende des Dorfs erkennen kann. Die Wohnungen sind in der Regel, besonders im Innern, nichts als kleine niedrige Lehmhütten, von einem Gärtchen umgeben, und von den Insassen selbst in möglichster Nähe ihrer Reis- und Korakanfelder erbaut. Sie bestehen meist nur aus einer Stube ohne Rauchfang, mit hohem und weit vorspringendem auf Säulen ruhenden

Dache, welches von dem in einem Winkel brennenden Feuer beschwärzt wird. Die Stube ist dunkel oder hat höchstens ganz schmale Luken statt der Fenster. Die Wände sind mit weißem Thon bestrichen oder auch gleich dem Dache mit Palmen- oder Bananen-Blättern und Zweigen bedeckt. An denselben entlang läuft eine Bank von Lehm, der Reinlichkeit und der Insekten wegen mit weichem Kuhdünger bedeckt. In den Küstenstädten ist die Bauart der Häuser etwas besser; rothe Ziegeldächer sind dort keine Seltenheit mehr, ebenso mit Ziegeln gepflasterte Fußböden; aber Glasfenster findet man nur wenig: man bedient sich dort der Fensterläden oder Rohrvorhänge, um das Innere kühl und angenehm zu erhalten. Im Allgemeinen jedoch ist die Bauart der Häuser mit der schattigen Veranda sehr nett und dem Klima angemessen, so daß die Europäer auf der ganzen Insel sie nachgeahmt haben. — Das Hausgeräth des gemeinen Mannes ist sehr dürftig: Ein paar irdene Töpfe, ein oder zwei metallene Schalen, ein Paar Porzellanschüsseln, ein oder zwei Stühle ohne Lehne, eine Lagerstätte von Matten, ein Paar Vorrathskörbe, einige Vorrichtungen zum Oelpressen, Reisstampfen und Kokosnußraspeln, sowie zum Korakan-, Pfeffer- und Kurkume-Mahlen, dazu Aexte, Sicheln, Hacken, Meißel und dergleichen Werkzeuge bilden die ganze Ausstattung der Leute. Tische haben sie nicht; auf Matten sitzend, essen sie an der Erde, entweder aus jenen Schüsseln oder von sauberen Bananenblättern.

Ihre Nahrung ist sehr einfach. Von seltener Genügsamkeit, bedürfen sie zu ihrem Unterhalt nichts, als gesalzenen Reis mit Curry und Früchte, wozu allenfalls noch Backwerk aus Korakanmehl oder Mais kommt. Der Curry ist eine scharfe Kräutersauce, die durch ganz Indien bei keinem Mahle fehlt. Sie wird aus Kocosnußsaft, mit rothem Pfeffer, Kardamonen, Zitronensaft, Zwiebeln, zerlassener Butter und so weiter, Alles gelb gefärbt durch Kurkume, bereitet und über klein geschnitteues Hühner-, Hammel- oder Kalbfleisch, Krebse, zerhackte Fische, Eier, die weiße innere

Schale der Kokosnuß und allerlei andere Gerichte geschüttet. Fleisch wird übrigens fast nie gegessen, nur von den höhern Ständen, und Rindfleisch ißt aus heiliger Scheu sogar Niemand; für Fische dagegen haben sie eine große Vorliebe.

Die Honoratioren, namentlich an den Küsten, wohnen nicht selten in Häusern von europäischer Bauart, wenigstens mit Ziegeln, einem Privilegium des Adels, gedeckt und aus zwei Zimmern bestehend. Sie besitzen auch schon Teller und andere Luxusgegenstände und essen mehrere Gerichte. Ihr Hauptgenuß ist wie in ganz Indien bis zu den Philippinen und nach Japan hin das Betelkauen. Von dem Betel — einem Gemisch von Betelblättern, Arekanuß und Tschunam (feiner Kalk von Seemuscheln oder Korallen) dazu auch wohl Tabak und Katechu, das Ganze in ein Betelblatt eingewickelt — sind sie unzertrennlich. Mit Ausnahme der Zeit, wo sie essen, haben Frauen und Männer stets dieses garstige Zeug im Munde, das sie nicht allein kauen, sondern auch wirklich essen; selbst beim Schlafengehen nehmen sie noch einen Mund voll. Durch diesen Genuß werden die Lippen gelblich und die Zähne rothbraun gefärbt; letzteres macht neben feinem Wohlgeruch den Betel den Singhalesen so theuer, denn weiße Zähne, glauben sie, schicken sich nur für Hunde; in Kochinchina sagt man: für Tiger. —

Der Charakter der Singhalesen ist ganz, wie man es von einem orientalen Volke erwarten kann. Unter einer milden, gefälligen Außenseite, höflichem Benehmen und sanfter, fließender Rede verbergen sie einen falschen trügerischen Sinn. Sie sind weichlich und träge, aber sehr reinlich, erfinderisch, verschmitzt und in hohem Grade neugierig, mäßig und sparsam, oft bis zum Geiz. Bosheit und andauernder Haß sind ihnen zwar fremd, aber eben so auch die zarteren Gefühle der Freundschaft und Liebe. Selbst von Geselligkeit und Gastfreundlichkeit wissen sie nur sehr wenig, und letztere wird fast ausschließlich nur bei Hochzeiten ausgeübt. Man besucht sich in der Regel nur, wenn einer vom Andern etwas erbitten oder borgen

will. — Im Ganzen ist es ein unmännliches, schwächliches Volk, dessen Charakter weder starke Licht- noch Schattenseiten besitzt, und als ein Gemisch von schwachem sittlichem Gefühl, starken natürlichen Neigungen und gemäßigten Leidenschaften betrachtet werden kann. Sich einzuschmeicheln und in der scheinbar ruhigsten Weise zu reden und zu überreden, verstehen sie vortrefflich. Der Verkehr zwischen den verschiedenen Ständen ist ein sehr angenehmer, was schon darin seinen Grund hat, daß die Hohen sehr nach Popularität, die Niedrigen aber eben so nach Gunst streben.

Arbeiten ist eben nicht ihre Passion; sie haben es auch nicht nöthig, sich anzustrengen, denn Kokosnüsse und Reis wachsen ihnen ohne große Mühe zu. Von eigentlichem Land- oder Gartenbau ist fast keine Rede bei ihnen. Ersterer beschränkt sich auf das Pflanzen und höchstens gelegentliches Bewässern; nur für die Reiskultur werden die Felder mit Hacke oder Pflug bearbeitet, oder von Büffeln regelmäßig durchgeknetet. Sehr viele der Eingebornen leben sogar ausschließlich von dem Ertrage des Gärtchens an ihrem Hause, worin einige Bananen, Brotfrucht- und Kokosbäume wachsen, umrankt von Betelpfeffer. Für reine Zierpflanzen zeigt dieses bequeme Geschlecht nur sehr wenig Sinn.

Das Weib hat eine sehr untergeordnete Stellung, und ist wesentlich nur Sklavin des Mannes. Die verheiratheten Frauen besorgen den ganzen Haushalt; sie melken, spinnen, schlagen Holz, stampfen Reis und so weiter; auch tragen sie den Ertrag ihrer Gärten auf dem Kopf in einem Korbe zu Markte. Die Männer dagegen widmen sich den größten Theil des Tages dem Nichtsthun. Außer der Wartung der Kinder, die der Mann bei diesem weibischen Volk mit der Frau theilt, ist Fischen und Jagen seine Hauptbeschäftigung. Beim Fang der Seefische bedienen sie sich funfzehn bis achtzehn Fuß langer, äußerst flacher, einmastiger Segel-Kanoe's, die aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamm bestehen, als Steuer dient ein, an dem einen Fuß des Hintermannes befestigtes Ruder. Mit diesen

Fahrzeugen, die pfeilschnell über das Wasser hinschießen und die nicht untersinken können, wagen sie sich, gute Schwimmer, zwei bis drei Meilen weit in die See hinaus, bewehrt mit Angeln, Netzen und Fischreusen.

Die Industrie steht auf einer sehr niedrigen Stufe. Von der großen, natürlichen Geschicklichkeit der Singhalesen und ihrem Geschmack legen ihre Arbeiten in Gold, Silber und Edelsteinen Zeugniß ab; auch Eisen und Stahl produciren und bearbeiten sie und sind vorzügliche Kunsttischler und Töpfer. Die Weberei ist aber noch sehr in der Kindheit und erzeugt bei Weitem nicht den Bedarf. Durchweg bedienen sie sich der einfachsten, rohesten Werkzeuge; bei besseren Hülfsmitteln würden sie gewiß in allen Zweigen Ausgezeichnetes leisten. — Binnen- und Seehandel, ja selbst der Küstenverkehr sind ihnen bis in die neueste Zeit fremd geblieben. Ihre Fuhrwerke sind äußerst einfach: kleine, viereckige, grün angestrichene Holzkasten, in denen man liegen oder höchstens hocken kann, auf zwei Rädern ruhend, und vorn mit einem Fenster, aus welchem der Führer den vorgespannten kleinen Buckelochsen an einem durch die Nase laufenden Stricke lenkt; so fahren die Wohlhabenderen zur Stadt. Transportwagen sind mit zwei solchen Ochsen bespannt.

Hagestolzen und alte Jungfern sind sehr selten; fast jeder Mann heirathet, meist schon von achtzehn bis zwanzig Jahren und zwar das Weib der Wahl seines Vaters. Dieser besucht einen Familienvater aus seiner Kaste, erkundigt sich nach der Mitgift der Tochter und trägt dann seinen Sohn förmlich an; der Brautvater erwiedert den Besuch, erforscht die Umstände und Aussichten des jungen Mannes, und das Geschäft wird abgeschlossen. Hierauf erst lernt jener die Braut selbst kennen. In der Kandyprovinz giebt es zweierlei Ehen; bei der einen zieht der Mann in das Haus der Braut und bei der andern zieht die Braut in das Haus des Mannes, der dann das Recht hat, sich von seiner Frau wieder zu trennen. Die Hochzeitsceremonie in dieser Provinz ist sehr einfach: die Finger des Brautpaars

werden von den Aeltern zusammengebunden und mit Wasser begossen. — In den andern Provinzen sollen, von der Zeit der Jesuiten sich herschreibend, die Ehen christlich eingesegnet werden. Die Eingebornen kommen, werden getauft, die Ehe wird eingesegnet, im Kirchenbuch verzeichnet, und die Kinder sind rechtmäßig; aber Aeltern und Kinder leben dabei ruhig als Buddhisten fort. — Polygamie, besonders aber Polyandrie ist in der Centralprovinz nicht selten. Es kommt dort noch häufig vor, daß zwei oder mehr Brüder eine Frau haben. Die Kinder sind dann Gemeingut und nennen den älteren Ehemann den »großen«, den Jüngeren den »kleinen Papa.«

Das Verhältniß zwischen Aeltern und Kinder erscheint als ein sehr angenehmes und liebevolles. In den meisten kleinen Familien herrscht ein ganz patriarchalisches Verhältniß. Kindesmord wurde übrigens vor Ankunft der Engländer kaum als ein Verbrechen angesehen.

Die Singhalesen sind ohne Familiennamen. An dem Tage, wo die Kinder den ersten Reis zu essen bekommen, und der als ein hoher Feiertag gilt, erhalten sie vom Vater einen Namen. Sind sie aber erwachsen, so geben sie sich selbst einen nach ihrem Wohnorte oder nach ihrem Alter. Da sie ein titel- und namensüchtiges Volk sind, so bieten sie alle Kunst ihrer Sprache auf, um sich in diesem Punkte zu genügen.

In den Sitten und Gebräuchen sind sie den eigentlichen Hindu's ebenfalls sehr ähnlich. So haben sie auch eine Kasteneintheilung; doch ist dieselbe hier weder durch die Religion, noch im Gesetz begründet, sondern blos eine allgemein angenommene Gewohnheit, die sich auf die Vertheilung der Gewerbe gründet, wie sie behufs der Besteuerung von der Königin des Landes eingeführt wurde. Früher hatten sie vier Hauptkasten, nämlich die königliche Kaste, die Priesterkaste, die Kaste der Kaufleute und Ackerbauer und die niedere Kaste. Die beiden ersteren sind gegenwärtig erloschen und es bestehen nur noch folgende: erstens Landbesitzer, zweitens Fischer, drittens Einsammler

des Toddy (Palmwein), viertens Schmiede aller Art, fünftens Zimmtschäler, sechstens Barbiere, siebentens Wäscher, welche nur für die vier ersten Kasten waschen, achtens Palmzuckerbereiter, neuntens Tamtamschläger (Tamtam ist eine kleine Pauke), zehntens Wäscher für die fünfte Kaste, elftens Grasschneider, zwölftens Korbflechter, dreizehntens Töpfer, vierzehntens die Rhodia, die unterste Klasse, ebenso tief stehend, wie in Indien die Paria. Die Weiber dieser letzteren Kaste sollen schön sein und die Jongleur- und Wahrsagerkunst treiben, ähnlich den Zigeunerinnen, weshalb sie auch nicht so sehr gemieden werden als die Männer. — Der Kastenunterschied macht sich zwar im Allgemeinen nicht sehr bemerkbar, doch haben sie eine verschiedene Art, sich zu begrüßen, heirathen nicht untereinander, essen auch nicht beisammen. Der Gruß gegen Höherstehende besteht darin, daß sie beide Hände vor die Stirn halten, die innere Fläche nach oben und sich so verbeugen; der Höhere hält jedoch nur eine Hand vor oder nickt auch blos mit dem Kopfe. Die Frauen grüßen, indem sie beide Hände seitwärts vor die Stirn halten.

In der Beamtenwelt sind bis jetzt nur bei der Justiz Eingeborne angestellt, außerdem aber ist die ganze Civilverwaltung mit Eingebornen besetzt, die in den oberen Stellen englisch lesen und schreiben können.

Die Sprache der Singhalesen ist ein besondrer Zweig des Sanskrit, sehr wohlklingend und ausdrucksvoll, sehr regelmäßig, aber durch ihre eigenthümliche Satzbildung dennoch schwierig; dabei ist sie so reich an Synonymen,*) daß man fast sagen kann, es gebe drei besondere Sprachen: die eine für die Anrede des Königs, die zweite für die der Priester und die dritte die Familiensprache, welche letztere wieder je nach den Kasten in einen höheren und niederen Dialekt zerfällt, dazu kommt noch die gelehrte aber todte Schriftsprache, das

*) Für das Pronomen Du haben sie zum Beispiel nicht weniger als dreizehn verschiedene Wörter, deren Gebrauch sich genau auf Grund strenger Regeln nach dem verschiedenen Range des Redenden wie des Angeredeten richtet.

hier und auch in Siam und Awa für die heiligen Bücher gebräuchliche Pali, ebenfalls eine Tochter des Sanskrit. Die Mehrzahl der Männer kann schreiben und lesen, doch ist dies auch ziemlich Alles, was sie lernen; den Frauen ist beides fast ganz unbekannt. Die Schriftzeichen sind identisch mit denen des Pali, von schöner, runder Form.

Die Wissenschaften stehen großentheils noch auf sehr niedriger Stufe. Sie haben zwar von den Malabaren entlehnte Ziffern, bedienen sich aber beim Rechnen gewöhnlich der Finger. Ihre geographischen Kenntnisse sind sehr gering; von Astronomie wissen sie so gut wie nichts, desto mehr aber von der Astrologie. Jeder der sieben Wochentage steht unter einem besondern Planeten, und die wichtigsten wie die gewöhnlichsten Dinge in ihrem Leben werden durch die Gestirne bestimmt, daher die Astrologen im höchsten Ansehen stehen und unaufhörlich befragt werden. Ihre Heilkunde ist äußerst phantastisch und verworren; bei der Behandlung der fünf Hundert zwei und siebenzig Krankheiten, oder vielmehr Symptomen von Krankheiten, die sie unterscheiden, überlassen sie ein gutes Theil der Natur. Die »Native-Doktors« (die eingeborenen Aerzte), obgleich nicht selten zu gleicher Zeit Ochsentreiber und so weiter, sind nicht ohne Talent und verrichten oft merkwürdige Kuren.

Der Styl ihrer ziemlich zahlreichen Werke ist echt orientalisch: schwülstig, pomphaft und mysteriös. Obgleich diese Bücher sämmtlich nur Handschriften sind, mit Stahlstiften auf Palmblätter eingekratzt, und durch Bestreichen der Schrift mit einem durch Kohle gefärbten Oele schwärzlich gefärbt, so sind sie dennoch weit dauerhafter als unsere Bücher, die, zumal in Ceylon, bald von Insekten zerstört sein würden. Es ist Brauch, seine Gedanken und Wünsche in Versen auszudrücken. Auch die meisten ihrer Bücher, ausgenommen die über Religion, sind in Versen geschrieben, ohne Kunstwerke zu sein. All ihre Poesie wird gesungen oder recitirt. Sie haben nur sieben verschiedene sehr einfache Weisen und etwa eben so viel verschiedene Instrumente, wovon die meisten einen gewaltigen Lärm machen. —

In der Architektur waren sie geschickte Nachahmer der Hindu-, siamesischen und chinesischen Baumeister, und in der Skulptur beschränkten sie sich von jeher auf die Darstellung des Buddha oder der Götter in Thon, Holz, Marmor und Metall; doch gießen sie auch noch jetzt in Kupfer oder Messing sehr hübsche kleine Figuren von Göttern und Thieren.

Ihrem Glauben nach bekennen sich die Singhalesen zum Buddhismus, der hier vermuthlich seinen Ursitz hat. In zahlreichen Tempeln, die von etwa vier Tausend in zwei Seminarien zu Kandy ausgebildeten Priestern bedient werden, verehrt man die kolossalen Buddhabilder, und bringt ihnen Opfer von Speisen und Blumen dar, den Wiharé's dagegen werthvolle Gegenstände. Die gegenwärtige »Maha Kalpe« (Periode von einem Chaos zum andern) zählt fünf Buddhas; vier davon sind bereits erschienen; der letzte darunter war Gautama, der auch noch jetzt der einzige von echten Buddhisten und vom Volke verehrte ist. Er starb im Jahre 543 vor Christi Geburt und hat verkündet, daß seine Religion fünf Tausend Jahre dauern, dann aber durch den fünften Buddha, Maitré, regenerirt werden würde. Offenbar war es ein einsichtsvoller, praktischer Philosoph, der eine trefflich milde Sittenlehre gab, die hier auf Ceylon aber erst um das Jahr 90 vor Christi Geburt niedergeschrieben wurde, und jetzt durch allerlei brahminische und andere Zuthaten und Ceremonien verunreinigt und entstellt ist. Von einem höchsten Wesen hat man keinen Begriff. Pantheismus, Materialismus und Fatalismus sind das herrschende Element. Neben Buddha werden auch eine Anzahl Götter und Dämonen angebetet. Der Glaube an letztere scheint von den Ureinwohnern herzustammen. Von ihren Göttern wissen sie nicht viel; Furcht vor den bösen Geistern ist fast ihre einzige religiöse Empfindung; diese rufen sie an, wenn sie krank werden, wenn sie Abends im Dunkeln ausgehen und so weiter. Aeußerst abergläubisch, sehen sie in jedem kleinen Zufall ein Omen, gut oder böse; so zum Beispiel hat es eine große Bedeutung für sie,

welches die erste Person ist, die ihnen Morgens beim Ausgehen begegnet. Ist es zum Beispiel ein weißer Mann oder eine dicke Frau, so wird es ein glücklicher Tag; ist es eine häßliche Person, so wird es ein unglücklicher.

Eine vollständige buddhistische Anstalt besteht Erstens aus dem Wiharé oder Tempel, mit einer oder mehreren Buddhastatuen; Zweitens dem Pohagé oder dem Lehrhause, worin die Priester sich gegenseitig prüfen und das Volk unterrichten (hauptsächlich über die in den Tempeln üblichen Gebräuche); Drittens dem Pansala oder dem Wohnhause der Priester; Viertens dem Dagoba oder dem Reliquienhause; Fünftens dem geheiligten Bobaum, von einem Absenker des Baumes zu Anuradhapura gezogen; endlich um dieses Alles aus einer Mauer mit vielen Nischen zur Aufnahme von Lampen bei festlichen Gelegenheiten. Zu jedem Wiharé gehören ein oder mehrere bis dreißig Priester, die, wie einst die Mönche in Europa, die Hüter der Wissenschaft sind. Zu dem alt hergebrachten Hochmuth dieser Kaste ist in neuerer Zeit noch eine allgemeine Schlaffheit der Disziplin, Habsucht und Unwissenheit, selbst in Dingen ihrer Religion, gekommen; sie entschuldigen sich darüber einfach damit, daß die Welt sich jetzt in der Periode ihres Verfalls befinde.

Dieser Wahn ist in der That in Bezug auf das Volk der Singhalesen und deren Geschichte eine unleugbare Wahrheit; das beweisen uns die Trümmer zahlloser großartiger Bauwerke, Denkmale einer glänzenden Vergangenheit, der reichsten Bevölkerung in jetzt verödetem unfruchtbaren Lande, und redende Zeugen jener hohen Stufe der Kultur, die dieselbe einst vor tausend und mehr Jahren, zur Zeit, als die Buddhareligion hier in vollster Blüthe stand, eingenommen hat. Nicht allein hatte dies Volk prächtige, kolossale Tempel und Palläste, um seine Götter und Könige darin zu ehren, jene ungeheuren Bewässerungsbauten, die das Niederland im Norden der Insel erfüllen, deuten auch darauf hin, daß hier einst eine blühende Bevölkerung war. In der That, man muß erstaunen

über diese immensen Kyklopenwerke, diese ein bis zwei Quadratmeilen großen Kunstseen und meilenlangen schiffbaren Kanäle, welche lebhaft an die Wasserbauten der alten Aegypter und Babylonier erinnern, und über die vielen einfachen doch großartigen und schönen Trümmer der bis zu zwei ja drei Hundert Fuß Höhe ansteigenden Bauwerke, denen man an verschiedenen Orten begegnet.

Außer den Singhalesen wohnen auf Ceylon noch: die Weddahs (im Innern), die Tamuls, Mukwa's und Muhamedaner (an den Küsten) und die eingewanderten Portugiesen, Holländer, Engländer, Malayen, Kaffern, Parsis und Chinesen.

Die Weddahs sind die Ureinwohner des Landes, von den Singhalesen unterdrückt und theilweise ausgerottet. Sie zerfallen in die wilden oder Waldweddahs, die in der Regel nur paarweise bei einander in den Höhlen der Felsen, in Erdlöchern und in Bäumen leben, und die Dorfweddahs, die etwas Ackerbau treiben, der aber kaum diesen Namen verdient. Sie hassen sich gegenseitig und werden von den Singhalesen tief verachtet. Die Waldweddahs sind von dunkelbrauner Hautfarbe; das unstete, funkelnde Auge und das lange Haar, das sie weder abschneiden noch reinigen, geben ihnen ein scheußliches Ansehen. Sie gehen bis auf einen kleinen Schurz ganz nackt, tragen Pfeil und Bogen und sind mit Hülfe ihrer Hunde sehr gewandte Jäger, wobei sie sich sehr geschickt der Zehen bedienen, um den Bogen zu halten. Sie nähren sich vom Fleisch der erlegten Thiere, das in der Sonne gedörrt wird, wilden Früchten und steinhartem Brote, aus dem Mehl einer Wurzel gebacken. Sie können nur bis fünf zählen und scheinen nicht einmal Namen zu führen. Essen und Tanzen, wobei sie tolle, rasende Sprünge unter gräßlichem Geschrei machen, bilden ihren einzigen Genuß. Sie haben besondere Götter, Dämonen, denen sie unter Bäumen opfern; von einer eigentlichen Religion ist aber keine Spur vorhanden. Obgleich betrügerisch, rachsüchtig und von abschreckendem Aeußern, sind sie doch im Allgemeinen gutmüthig,

gastfrei und gewiß bildungsfähig. Ihren Tribut an die Regierung entrichten sie in Wachs, Honig und Elephantenzähnen.

Die Tamuls (fälschlich auch Malabaren genannt), von der Küste Koromandel herübergekommen, sind ein industriöses, thätiges, unternehmendes und im Allgemeinen ehrliches Volk, das hauptsächlich vom Handel lebt und dem Brahmaismus zugethan ist. Noch jetzt bewahren sie streng das Kastenwesen ihrer Heimath, durch die bunten Figuren auf ihrer Stirn ausgedrückt. Die Männer der höhern und mittlern Klassen tragen ein langes Mousselin- oder Kalikogewand, graziös umgeworfen, eine Jacke und einen über die eine Schulter geschlagenen, vorn und hinten bis auf die Erde reichenden Shawl und auf dem Kopfe einen weißen Turban, in den Ohren je vier bis fünf große Ringe von zwei bis drei Zoll im Durchmesser. Die Frauen gehen in bloßem Kopfe, starren aber oft von Ringen und Juwelen, von den Zehen bis hinauf zum oberen Theile des Ohres und zu den Nasenlöchern.

Die Mukwas sind die Nachkommen der Nairs oder Mukwas auf der Küste Malabar und den Tamuls in allen Dingen sehr ähnlich; nur mit dem Unterschiede, daß die Männer niemals Ohrringe tragen, und daß sie sich theils zum römisch-katholischen, theils zum muhamedanischen Glauben bekennen.

Die Muhamedaner, von den Engländern gleich allen Muhamedanern in Afrika und Hindostan Mohren (»Moormen«), von den Singhalesen aber Marakkalaya, das heißt Bootsmänner, genannt, sind die Nachkommen theils der Araber, die im eilften und zwölften Jahrhundert sich in vielen Seehäfen Indiens angesiedelt, theils der Indomohren, die sich in einer späteren Periode zahlreich in den Distrikten von Tschilah und Putlam niedergelassen und ihren westlichen Brüdern sich vollständig assimilirt haben. Fünf Jahrhunderte hindurch, bis zur Ankunft der Portugiesen, hatten sie Handel und Schifffahrt der Insel als Monopol vollständig in Händen und obgleich sie seitdem immer mehr durch die Europäer hierin überflügelt worden

sind, so gehört ihnen auch heute noch der ganze innere Handel des Landes, mit Geld wie mit Waaren fast ausschließlich an. Sie sind nächst den Europäern der schönste Menschenschlag auf der Insel, groß, wohlgebaut, von gelblicher Farbe und ernstem kriegerischen Aeußern, prachtliebend, aber sehr fleißig und betriebsam, schlau und unternehmend. Ueberall eben so wie in Dekhan unter der übrigen Bevölkerung zerstreut lebend, als Kaufleute, Hausirer, Handwerker und so weiter gleichen sie hierin, und sogar in vielen ihrer Sitten und Gebräuche, ganz den Juden in Europa, deren Stelle sie hier vertreten. Am zahlreichsten sind sie im Distrikte von Putlam, wo sie fast die ganze Bevölkerung ausmachen. Ihre Gebete sprechen sie in arabischer Sprache; im Umgange brauchen sie jedoch nur das Tamulische. Sie lassen den Bart lang wachsen und gehen ähnlich gekleidet wie die Tamuls, meist in sehr farbiger Pracht, mit langen Jacken und weitfaltigen, unten schließenden Beinkleidern; auf dem Kopfe tragen sie eine kleine gestickte Kappe oder einen Turban; um das sehr weite weiße Gewand einen gewirkten Gürtel.

Portugiesen sind in allen Städten der Insel zu finden, am zahlreichsten in Kolombo und Djaffna. Sie haben durch Heirath mit eingebornen Weibern aller Stämme vielfache Kreuzungen durchgemacht und sich stark verändert. Eine fast schwarze, oder bräunlich gelbe Farbe, eine magere schlechte Figur, dazu Indolenz und Unwissenheit, Armuth, Stolz und niedrige Gesinnung, das sind die Eigenschaften, die sie von den Singhalesen und Tamuls unterscheiden. Ihre Sprache ist ein verdorbenes Portugiesisch.

Die Holländer reden ihre eigene Sprache weniger, als portugiesisch und zum Theil auch englisch, im Uebrigen haben sie aber ihre Nationalität sehr gut bewahrt, die Vermischung mit den übrigen Stämmen der Insel, Eingebornen und Eingewanderten, meidend.

Die Malayen Ceylons sind Nachkommen der von den Holländern aus Java, Malacka und Sumatra verbannten kleinen Radjah's und ihres Anhanges, von beinahe kupferbrauner Farbe, mittler Statur

und kräftigem aber keineswegs schönem Aeußern, in jeder Beziehung einen Gegensatz gegen die Singhalesen bildend. Ihre Gesichtszüge erinnern an die Chinesen. Sie sind ein tüchtiger Stamm, geborne Krieger, voll Muth und Ausdauer, auch fast alle der Ceylonarmee, besonders dem Jägerregiment, einverleibt.

Die Kaffern sind durch die Holländer vom Kap der guten Hoffnung und später durch die Engländer von Mozambique herübergebracht worden, und noch häßlicher als die Malayen. Sie dienen gleichfalls im Ceylon-Jägerregiment.

Die Parsis (Perser) der Insel sind größtentheils Handelsleute, durch die Schätze derselben hergezogen; ebenso die Chinesen. Durch Tracht und Gesichtszüge sind beide ausgezeichnet, besonders die ersteren durch ihre Habichtsnasen und die langen schwarzen Bärte.

Die Geschichte der Insel, wie sie über einen Zeitraum von mehr als zwei Tausend drei Hundert Jahren in den einheimischen Annalen vor uns liegt, ist eine fast ununterbrochene Kette von Unruhen: Zwietracht, Verrath und Mord innerhalb der königlichen Familie, Kabalen der Minister gegen ihre schwachen Fürsten, Einfälle der turbulenten Nachbarn füllen fast diese ganze Periode aus. — Widjeya-Singh, der im Jahre 543 vor Christi Geburt an der Küste bei Putlam landete, unterwarf die Eingebornen derselben, die Yakha (oder Weddah), sowie »die zahllosen bösen Geister, von denen die Insel bewohnt war.« Die Insel wurde seitdem von eigenen Königen beherrscht, Despoten, die sich mit gewaltigem Pomp umgaben. Im Jahre 632 vor Christo machten die sogenannten Malabaren von Tandjore auf der Koromandelküste aus ihren ersten Einfall, und eroberten die Insel. Solche Einfälle wiederholten sie, mehr aus Raub- als aus Eroberungssucht im Laufe der Jahrhunderte vielfältig mit mehr oder weniger Glück. Immer wieder vertrieben, kehrten sie im Jahre 1219, vier und zwanzig Tausend Mann stark, zurück und verwüsteten nun auf eine unerhörte Weise das ganze Land mit Feuer und Schwert. Zwar wurden sie bald wieder von den Singhali's

theilweis verdrängt, aber das Reich konnte nicht mehr zu dem frühern Glanze gelangen. Die Einfälle, welche vom dreizehnten bis funfzehnten Jahrhundert durch Malayen und Malabaren gemacht wurden, schlug man glücklich zurück; aber von dem gewaltigen Stoß, den das Volk in Religion und Sitte einmal erhalten, konnte es sich nicht wieder erholen. In mehrere Reiche zersplittert und dadurch geschwächt, wurde das Land sechs Jahrhunderte hindurch ein steter Schauplatz von Fehden und Empörungen.

So fanden die Portugiesen im Jahre 1505 die Insel. Lorenzo d'Almeida war es, der nach der Westküste der Insel verschlagen, bei Kolombo landete. Er schloß einen Freundschaftsbund mit dem Könige der Küste. Später setzten sich die Portugiesen hier fest, machten den König tributpflichtig und lagen in steter Fehde mit den Eingebornen. Um 1592 gelang es ihnen, fast die ganze Insel unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, bis auf das centrale Königreich Kandy. Aber schon im Jahre 1601 waren die Holländer unter Admiral Spilbergen gelandet. Sie schlossen einen Schutz- und Handelsvertrag mit dem Könige von Kandy, vertrieben nach und nach die Portugiesen gänzlich von der Insel, gaben aber dem Könige die Küstenstädte nicht zurück, wie man versprochen hatte. Allmählig schlossen sie das Binnenland immer mehr ein und häuften Bedrückungen und Grausamkeiten auf einander. Doch sollte ihre Macht bald gebrochen werden. Die Engländer, die bereits im Jahre 1782 Trinkomali erobert hatten, vertrieben 1796 die Holländer gänzlich.

Im Jahre 1798 bestieg Sri Wickrama Radjah den Thron von Kandy, ein junger Mann von achtzehn Jahren, von grausamem Charakter und der Spielball seines schändlichen, treulosen ersten Adikars (Großveziers), der mehrere Kämpfe mit den Engländern hervorrief. Der stets zunehmende Haß und wiederholte Empörungen des Volkes gegen den blutdürstigen Tyrannen, der seit 1812 massenhafte Hinrichtungen mit Foltern, Spießen, Köpfen, Hängen und Ersäufen anordnete, wobei weder Weiber noch Kinder, selbst hohe

Würdenträger und Priester nicht geschont wurden, veranlaßte die Engländer auf den Nothschrei des gemißhandelten Volks und seiner Häuptlinge, im Jahre 1815 dem Könige den Krieg zu erklären. Derselbe wurde gefangen genommen und die Kandyerhäuptlinge erkannten den König von Großbritanien als Oberherrn der ganzen Insel an, wogegen ihnen die Aufrechthaltung der alten Regierungsform, ihrer Gesetze, Gebräuche und Religion zugesichert wurde. Aber diese Milde half nicht viel; die Herrschaft der Fremden war besonders den Häuptlingen ein Dorn im Auge und 1817 brach daher eine Empörung aus. Dieselbe wurde jedoch von den Engländern unterdrückt und dem schrecklich verheerten Lande 1818 eine neue Verfassung gegeben, die mit einigen Veränderungen noch heute in Kraft ist.

Die Bevölkerung der Insel ist seit vielen Jahrhunderten durch die ewigen Kämpfe und Unruhen in steter Abnahme gewesen; doch hat sie in den letzten Jahrzehnten wieder bedeutend zugenommen. Im Jahre 1847 betrug sie eine Million fünf Hundert fünf und funfzig Tausend sechs Hundert und ein und funfzig. Auf jede der ein Tausend ein Hundert vier und funfzig Quadratmeilen der Insel kommen folglich im Durchschnitt noch immer nur ein Tausend drei Hundert acht und vierzig Menschen, während sie wohl das Zehnfache dieser Zahl ernähren könnte. Nach dem Census von 1847 lebten auf der Insel acht Tausend ein Hundert Weiße, eine Million fünf Hundert fünf Tausend und sechszig Farbige, zwei und vierzig Tausend vier Hundert ein und neunzig Fremde; darunter waren vier Hundert fünf Tausend neun Hundert zwei und sechzig Ackerbauer, vierzig Tausend fünf Hundert sieben Gewerbetreibende und neun und vierzig Tausend zwei Hundert sieben und siebenzig Handeltreibende. Seit 1831 hat sich im Ganzen eine Zunahme der Bevölkerung um sieben und vierzig Prozent gezeigt, also mehr als in irgend einem gleich großen oder größeren Theile Europas. Die Weißen, die nur etwa ein halb Prozent der Bevölkerung bilden, leben fast ausschließlich in den Haupt-Seestädten; in der Centralprovinz befinden sich außer

den Beamten fast gar keine. Merkwürdig ist, daß die Zahl des weiblichen Geschlechts bedeutend größer ist als die des männlichen.

Sklaverei, mit der milden Lehre des Buddhismus unverträglich, hat hier niemals in strenger Form bestanden, die meisten Sklavenbesitzer waren stets Muhamedaner. Seit 1845 sind die letzten Reste der Sklaverei vernichtet.

Hinsichtlich der Religion sind die die größere Südhälfte Ceylons bewohnenden Singhalesen, also die Mehrzahl, buddhistisch. Die Zahl der Brahmanen in der Nordhälfte der Insel mag drei Hundert Tausend, die der Muhamedaner siebenzig Tausend, die der Christen zwei Hundert Tausend betragen, wovon mehr als die Hälfte Katholiken sind, aus der Portugiesenzeit, größtentheils auch nur Namenchristen, die gleichzeitig die Götter der Hindus und der Buddhisten und die Heiligen des römischen Kalenders verehren. Die evangelischen Christen stammen meist von den Missionsbemühungen der Holländer her; auch ist in neuester Zeit die englische und die amerikanische Mission sehr thätig, wovon besonders die letztere große Erfolge erringt, und das Christenthum macht zumal unter den Singhalesen die erfreulichsten Fortschritte; die Tempel verfallen, heidnische Feste und Ceremonien werden eingestellt und fast überall erheben sich evangelische Gotteshäuser. Die anglikanische Kirche hat einen Bischof zu Kolombo, drei Missionsseminare und zahlreiche Missionsstationen. Tennent (1850) giebt ein Hundert sechszehn Tausend sechs Hundert fünf und vierzig katholische Christen an, darunter drei und achtzig Tausend fünf Hundert ein und sechzig Singhalis, ein und dreißig Tausend neun Hundert zwei und funfzig Tamuls und nur ein Tausend ein Hundert ein und vierzig Europäer. Sie haben sechs und vierzig Schulen mit mehr als zwei Tausend Kindern, dagegen die englisch-kirchliche Mission allein in und um Kotta ein und siebenzig Schulen mit zwei Tausend vier Hundert, und die Baptisten im Ganzen fünf und dreißig Schulen mit acht Hundert funfzig Kindern. Letztere zählen, nach strengern Grundsätzen rechnend, nur zwei Hundert, die

Wesleyaner, von denen Gleiches gilt, wenig über tausend eingeborene Mitglieder; die holländisch-reformirte Kirche hat gegenwärtig nicht mehr als zwei Tausend Anhänger zu Kolombo.

Das Unterrichtswesen macht gleichfalls die glücklichsten Fortschritte. Schon zur Holländerzeit bestanden im Küstenlande über hundert Schulen, in denen Kinder jedes Glaubens unterrichtet wurden; hierzu sind in neuester Zeit in allen Theilen des Landes so zahlreiche von den fünf auf Ceylon arbeitenden Missionsgesellschaften gestiftete Schulen für Knaben und für Mädchen gekommen, die in englischer, singhalesischer und tamulischer Sprache unterrichten, daß bereits etwa der vierte Theil aller schulfähigen Kinder die Schule besucht. Die Damen in Kandy können gegenwärtig schon durchweg lesen und schreiben; besonders die Tschalia's (Zimmtschäler) legen hohen Werth auf den Schulunterricht ihrer Kinder. Zum Besuch der englischen Schulen findet nirgends ein Zwang statt; auch ist die Annahme des Christenthums dazu nicht erforderlich. — Für den höheren Unterricht wird ebenfalls mehr und mehr gesorgt: in Kolombo besteht eine Akademie nebst Musterschule, eine Handelsschule und ein weibliches Seminar; in Galle eine Handelsschule.

Die Ausbreitung des Christenthums und des öffentlichen Unterrichts, so wie die Einführung der Gleichheit vor dem Gesetz, die Abschaffung jeder Zwangsarbeit, die Einschränkung der Autorität und des Einflusses der Häuptlinge, die Verbreitung der englischen Sprache und die gesteigerte Kommunikation im Innern des Landes haben den geistigen und insbesondere den sittlichen Zustand der Bevölkerung schon in den wenigen Jahrzehnten der britischen Herrschaft außerordentlich gehoben. Die Polizei ist zahlreich und gut organisirt; Verbrechen kommen jedoch nur selten vor. Daß sogar das politische Leben schon erwacht ist, geht daraus hervor, daß fünf politische Zeitschriften erscheinen, vier zu Kolombo und eine zu Djaffnapatam.

Eben so erfreuend ist der Fortschritt in der physischen Kultur des Landes. Unter den Erwerbszweigen der Bevölkerung steht die

Bodenkultur in erster Linie, in letzter die Industrie. Während zwei und achtzig Prozent der Bevölkerung vom Landbau und zehn Prozent vom Handel sich ernähren, sind es nur acht Prozent, die vom Handwerk leben. Wären die Eingebornen des Landes, die nur zwei Monate im ganzen Jahre zu arbeiten pflegen, weniger träge und die Bevölkerung desselben stärker und seiner großen Produktivität mehr angemessen, dazu das Tagelohn in vielen Gegenden nicht so hoch, so würde der Landbau einen weit reichern Ertrag liefern, als jetzt der Fall ist. Seit 1839 ist jedoch in Betreff des Arbeitermangels eine Verbesserung eingetreten; es kommen nämlich jährlich fünf und dreißig bis vierzig Tausend Kulies (das ist Arbeiter) aus Malabar und Koromandel nach Ceylon herüber, wo sie vornehmlich bei der Kaffeekultur beschäftigt werden und nach sechs- bis zwölfmonatlichem Aufenthalt mit einem Verdienst von drei bis sechs Lack Rupien (zwei bis vier Hundert Tausend Thaler) in die Heimath zurückkehren. — Im Niederlande der Nord-, Ost- und Südprovinz bedürfte es nur der Wiederherstellung der mehr als sechs Hundert alten Tanks und Kanäle, die seit Jahrhunderten verfallen, jetzt ganz unbenutzt liegen, um die Insel wieder zu einer reichen Kornkammer zu erheben, wie sie es vor Tausend und mehr Jahren gewesen ist. Gartenbau in europäischer Weise ist den Bewohnern fast völlig fremd. Die Maulbeerkultur, für welche die Nordprovinz so vorzüglich sich eignet, ist jetzt vollständig vernachläßigt; es bedürfte hier nur der Einführung des Seidenwurmes, um eine neue reiche Quelle des Wohlstandes zu eröffnen. Zur Hebung der Kultur, wie auch der Landeseinkünfte sind in neuerer Zeit Steuern eingeführt worden auf Hunde, Miethswägen, Läden und Feuergewehre, so wie zum Straßenbau bestimmt, eine Kopfsteuer, einen Thaler auf jeden Mann betragend.

Der Handel der Insel hat verschiedene Phasen durchgemacht. Von der ältesten Zeit bis zur Auffindung des Seeweges um das Kap der guten Hoffnung war die Pambam-Passage und das rothe

Meer die alleinige Seehandelsstraße zwischen Asien und Europa; seit jener Entdeckung aber sind die nördlichen Häfen Ceylons so wie seine eigene Schifffahrt, die ganz in die Hände der Portugiesen überging, in Verfall gerathen, den auch das bisherige Monopolsystem der britischen Regierung zu hemmen nicht geeignet war. Jetzt aber, in den letzten Jahrzehnten, gewinnt der Handel wieder rasch an Ausdehnung, der auswärtige vornehmlich durch die Abschaffung fast aller Ausfuhr- und die Herabsetzung der Einfuhrzölle, der innere durch die fortschreitende Wegbahnung.

Der Werth der Exporten, der den größten Schwankungen unterliegt, war in den eilf Jahren von 1825 bis 1835 durchschnittlich eine Million vier Hundert achtzig Tausend Thaler. In den folgenden eilf Jahren zwei Millionen neun Hundert achtzig Tausend, stieg aber 1847 auf sechs Millionen vier Hundert zehn Tausend Thaler und 1852 auf zwölf Millionen vierzig Tausend Thaler. Die Importen beliefen sich in den entsprechenden Zeiträumen auf zwei Millionen vier Hundert dreißig Tausend Thaler, sechs Millionen fünf und vierzig Tausend Thaler, neun Millionen vier Hundert achtzig Tausend und dreizehn Millionen drei Hundert zwanzig Tausend Thaler. Mehr als zwei Drittel der Einfuhr kommen aus Britisch-Indien, etwa ein Viertel aus dem Vereinigten Königreich; dagegen geht von der Ausfuhr nur ein Fünftel nach Britisch-Indien und mehr als drei Viertel nach dem Mutterlande. Vom Einfuhrwerthe machen Gold- und Silberbarren drei Zehntel, Reis ein Viertel, Baumwollenzeug ein Sechstel aus; hierauf folgen: Wein, Kurzwaaren, Bier, Fische und so weiter. Von der Ausfuhr: Kaffee zwei Drittel, Zimmt nur ein Vierzehntel, Arekanüsse ein Achtzehntel; hierauf folgen Tabak, Holz, namentlich Palmyra-Bauholz, Kokosnußöl, Coir (Stricke und Taue aus Kokosfasern), Kokosnüsse, spanischer Pfeffer, Zwiebeln und so weiter. Nach Europa gehen nur Kokosgarn und Oel, Kaffee, Zimmt, und ein wenig Ebenholz. — Zwei zu London bestehende Banken haben Filiale zu Kolombo und Kandy.

Die Schifffahrt ist in der bedeutendsten Zunahme; während im Jahr 1828 nur ein Tausend drei Hundert vierzehn Schiffe von sechzig Tausend sechs Hundert siebenzig Tons Tragfähigkeit in den Häfen Ceylons eingingen, liefen 1847 ein: drei Tausend ein Hundert eilf Schiffe von zwei Hundert acht und zwanzig Tausend sieben Hundert acht und dreißig Tons, aus: drei Tausend zwei und sechzig Schiffe von zwei Hundert acht und zwanzig Tausend neun Hundert neun und achtzig Tons. Die Seefischerei ist eine der ergiebigsten Nahrungsquellen des Landes und beschäftigt viele Tausend Hände. Im Jahre 1843 waren fünf Tausend vier Hundert sechs und funfzig Fischerboote und fünf Hundert zwei und zwanzig Flöße vorhanden.

Unter den zahlreichen Häfen der Insel ist der vorzüglichste der von Trinkomali, aber für den Handel fast gar nicht benutzt; die übrigen, unter denen der von Galle der beste ist, sind sämmtlich nur kleine Meeresbuchten, ohne Verbindung mit schiffbaren Flüssen, überdies meist so wenig tief, daß Schiffe von mehr als hundert Tons fast überall außen auf der Rhede bleiben müssen.

Die Kommunikation auf der Insel war früher gänzlich vernachläßigt und bis zum Jahre 1815 auch nicht eine gute Straße vorhanden. Im Jahre 1840 bestanden aber bereits eilf große öffentliche Fahrstraßen von drei Hundert ein und dreißig Meilen Gesammtlänge, außerdem noch in allen Theilen des Landes eine große Menge Vicinalstraßen.

So zeigt sich trotz mancherlei Hindernisse auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit, geistiger wie materieller, der entschiedenste Fortschritt; und wenn dieser bisher auch ein sehr langsamer war, so wird doch das Land um desto sicherer dem erhabenen Standpunkt entgegengeführt werden, auf den seine seltene Begabung ihm solch hohe Ansprüche giebt. Nachdem so lange Zeit hindurch die Finsterniß seines heidnischen Aberglaubens, die ewigen innern Unruhen und Kriege und in den letzten drei Jahrhunderten auch die Habsucht und der Fanatismus der Europäer das geknechtete Volk darnieder

gehalten, ja die geringen Reste seiner antiken Civilisation völlig vernichtet haben, ist jetzt offenbar eine neue Aera des Wohlstandes und der Kultur für dasselbe angebrochen.

Gegenwärtig ist die Insel eine unmittelbare Besitzung der britischen Krone, welcher sie von der ostindischen Kompagnie bereits im Jahre 1798 abgetreten wurde. Sie hat einen besondern Königlichen Gouverneur, der in der Regel auf fünf Jahre ernannt wird, einen Gehalt von sieben Tausend Pfund Sterling bezieht und mit einer sehr ausgedehnten Gewalt, auch dem Recht, fast alle Aemter zu besetzen, bekleidet ist. Er steht an der Spitze eines Legislative-Council von funfzehn, größtentheils von ihm selbst ernannten Mitgliedern, so wie eines aus fünf Mitgliedern bestehenden Ausschusses desselben, der die Exekutive in Händen hat. Unter jenen funfzehn Männern müssen sich sechs befinden, die nicht Beamte sind, darunter zwei Eingeborene des Landes. Dem Gouverneur sind die Governement-Agents der fünf Provinzen, in welche die Insel zerfällt (neuerdings ist von der Westprovinz noch eine sechste, die nordwestliche, gebildet worden) untergeordnet, diesen die Assistant-Agents der dreizehn Distrikte und letzteren die eingebornen Bezirkschefs, die in den vier Küstenprovinzen »Dissawé«, in der Centralprovinz aber »Ratté-Mahatmaia« genannt werden. — Die Justiz ist bei der großen Prozeßsucht der Singhalesen ein sehr wichtiger Verwaltungszweig. In den Seeprovinzen herrscht das römische Recht, im Innern das einheimische Kandysche. Jury's, aus dreizehn Geschwornen bestehend, sind schon im Jahre 1811 eingeführt worden.

Die Finanzlage ist noch immer keine erwünschte; noch überschreiten die Ausgaben die Einnahmen. Der Ertrag des Zimmts durch Ausfuhrzoll und Verkauf der Regierung wechselt zwischen ein Hundert funfzig bis vier Hundert Tausend Thaler; dagegen ist der Ertrag aus dem Elephantenfang und der Ausfuhr von Elfenbein, so wie aus der Perl- und Tschankfischerei schon seit mehreren Jahren fast auf Null herabgesunken.

Die Kriegsmacht ist im Ganzen nur vier bis fünf Tausend Mann stark, darunter einige Singhalesen, Malayen und Kaffern; letztere dienen als Pioniere, und werden namentlich zum Wegebau benützt. Die Centralprovinz hat sechs feste Punkte, darunter eine Citadelle zu Kandy; die Seeprovinzen sind durch die starken Festungen Kolombo, Trinkomali, Galle und Djaffnapatam und sieben Forts gedeckt: ein ausreichender Schutz für diesen hochwichtigen Posten.

Unter den Wohnplätzen der Insel sind folgende die merkwürdigsten.

1. Westprovinz.

Kolombo, Hauptstadt der Insel und Sitz des Gouverneurs, soll jetzt bereits achtzig Tausend Einwohner zählen, und ist der Hauptstapelplatz der Insel, hat einen untiefen und bei Südwest-Monsun unsicheren Hafen, einen Leuchtthurm, ein sehr starkes Fort, mit vier Bastions auf der Land- und sieben auf der Seeseite, eine öffentliche Bibliothek und zwei Banken. Die Fischerei in der See und im Kalani Ganga ist sehr lebhaft. — Eine Meile gen Südost entfernt liegt das Dorf Kotta, mit dem Hauptseminar der Church-Mission und den Ruinen der alten Kapitale Djayawardhanapura. — Putlam, feste Hafenstadt, Salzgruben, Fang eßbarer Austern. — Negombo, mit Rhede und Fort, einigem Küstenhandel und lebhafter Fischerei. — Kaltura, gleichfalls mit Rhede und Fort, und mit trefflichen Austerbänken. — Ratnapura, sehr alte Stadt, mit einem Fort; der Hauptsitz der Edelsteinfischerei.

2. Südprovinz.

Point de Galle, oder kurzweg Galle, feste Stadt von mehr als acht Hundert Häusern, mit einem geräumigen Hafen, dem besuchtesten der Insel, einem Leuchtthurm, großem Fort, bedeutendem Handel, unter anderm mit den Malediven-Inseln, und

ansehnlicher Kunstindustrie in feinen Hölzern und Edelsteinen. — Matura, mit tiefem Hafen und kleinem Fort, treibt Produktenhandel und starke Fischerei. — Dondera, großes Dorf, mit den prachtvollen Ruinen der hier im siebenten Jahrhundert gestandenen Singhali-Kapitale. — Tangalle, hat einen geräumigen Hafen und ein kleines Fort; Fischerei. In der Nähe finden sich die Reste alter Tanks und kolossaler Fels- und anderer Tempel. — Hambantotte, guter Hafen und Fort, mit ein Tausend fünf Hundert Einwohnern; auf rothem, sterilen Sandboden erbaut, aber wichtig durch die Lewahs in der Nähe, die das vorzüglichste Salz liefern.

3. Ostprovinz.

Trinkomali, mit vortrefflichem großen Kriegshafen, durch zwei Forts geschützt, mit Dockyard und See-Arsenal, in sehr fruchtbarer aber ungesunder Gegend, geringer Küstenhandel; war früher bedeutender, zählt aber noch jetzt gegen zwanzig Tausend Einwohner. — Anderthalb Meilen nordwestlich davon liegt der Ort Kanya, sieben besuchte heiße Quellen, von den Eingebornen hochverehrt. — Batekalo oder Battikaloa, auf einer Insel im See von Batekalo, mit Hafen, kleinem Fort und einem amerikanischen Missionsseminar (Hochschule). Treibt Küstenhandel und insbesondere Holzausfuhr nach Koromandel. — Pollonaruwa, jetzt Topare genannt und nahe dem Minere Tank gelegen; wurde im Jahre 1240 von den Malabaren zerstört, nachdem es fünf Hundert funfzig Jahre lang die Hauptstadt der Insel gewesen war und ist seit 1319 gänzlich verlassen. Unter den vielen wohlerhaltenen Trümmern ist ein Hundert funfzig Fuß langer Buddhatempel, eine von den acht kleinen Kapellen umgebene zwei Hundert siebenzig Fuß hohe Dagoba und eine Menge von großen Stein-Inskriptionen, in denen die Königlichen Erbauer sich selbst verherrlicht haben.

Im Norden dieser Provinz finden sich die großartigsten Reste des alten Irrigationssystems, namentlich ein funfzehn Meilen langer

Kanalbau von fünf bis funfzehn Fuß Tiefe und vierzig bis hundert Fuß Breite, der aus dem Amba Ganga bei Nalanda zur Trinkomalibai führte, und mit diesem in Verbindung stehend, zahllose künstliche Seen oder Tanks, die durch Flüsse und Regen gespeist wurden. Unter diesen Tanks, von denen einer fast zwei, ein anderer eine und ein anderer drei Viertel Quadratmeilen mißt, ist der Kandelly der am besten erhaltene und der schönste See in ganz Ceylon; der Hauptdamm desselben ist ein mächtiges Werk, eine Viertelmeile lang, zwanzig Fuß hoch, am Grunde Hundert funfzig bis zwei Hundert Fuß, oben dreißig Fuß breit, aus acht bis zehn Fuß langen Gneißquadern erbaut und mit schattigen Bäumen bepflanzt.

4. Nordprovinz.

Djaffnapatam oder Djaffna, in höchst fruchtbarer Gegend, der volkreichsten der ganzen Insel, mit starkem Fort, untiefem Hafen und Missionsseminar; zählt über fünf Tausend Einwohner, war aber früher, zur Zeit der Holländer, bedeutender. In der Nähe wird viel Tabak gebaut und Salz bereitet. — Mantotte, Dorf, dabei die Ruinen einer großen Stadt, aus Backsteinen und Mörtel aufgeführt, und ein immenser Tank, der Kattokare- oder Riesen-Tank, von vier Meilen im Umfange, auf der Westseite von einem sechs und dreißig bis sieben und sechzig Fuß hohen Deiche umgeben. — Anuradhapura, früher, zur Zeit der Holländer, die »Tausend Pfeiler« genannt und von Robert Knox im Jahre 1679 entdeckt. Es ist die antike Hauptstadt der Insel, um 500 vor Christo erbaut, und war von 437 bis 758 die Residenz der Könige; hierauf mehrmals von den Malabaren zerstört, aber wieder hergestellt, ist sie jetzt, seit sechs Hundert Jahren, so gut wie verlassen, aber noch heute, obgleich ihre weitläuftigen, über einen Raum von eilf Quadratmeilen zerstreuten Trümmer, die großartigsten antiken Bauwerke der Insel, ganz in Jungle und Waldung begraben liegen, ein Hauptwallfahrtsort der Buddhisten. Der heiligste unter diesen

Resten ist der hochberühmte Bogaha (das ist Bobaum, Banyane); außerdem bestehen dieselben aus Gruppen zierlicher Säulen, neun schönen Tempeln, einer Anzahl kolossaler Dagoba's, deren eine ursprünglich Hundert zwanzig, eine andere sogar Hundert acht und funfzig Ellen hoch war, acht großen Tanks.

5. Centralprovinz.

Kandy, Maha Nuwara der Eingebornen, während nur die Europäer und Tamuls sie Kandy nennen, ist die bedeutendste Stadt des Innern, der Centralpunkt für Kultur, Handel und Civilisation; besitzt eine Citadelle, einen schönen, über eine Viertelmeile langen Kunstteich und viele antike Baureste, darunter die berühmte, den Buddhazahn enthaltende Dagoba, und enthielt im Jahre 1848 sieben Tausend sechs Hundert zwanzig Einwohner. — In der Nähe Paradenia (Paradiniya), Zuckerplantage, dabei der botanische Garten und die früher erwähnte prächtige Brücke über den Mahawilla-Fluß. — Badulla, kleine Stadt, einst eine bedeutende fürstliche Residenz. — Nuwera Ellya, Gesundheitsstation seit dem Jahre 1829. — Dambulu Galle, ein mächtiger isolirter Felsberg, sechs Hundert Fuß hoch, der vier große Grottentempel enthält, die ältesten und größten der Insel, in denen mehr als hundert kolossale, in brillanten Farben gemalte Buddhafiguren stehen und liegen. — Mimurra, Salpeterhöhle, achtzig Fuß hoch und zwei Hundert Fuß tief. — Wellaway, ebenfalls eine große Salpeterhöhle. — Der Adamspik, auf der Grenze zwischen der Central- und Westprovinz, mit der hochgefeierten Fußtapfe des Buddha.

Folgen wir nun den Wanderungen des Prinzen auf der Insel. Wie schon erwähnt, landete derselbe bei Point de Galle, schlechtweg auch Galle genannt.

Point de Galle ist nur eine kleine Stadt, und macht, trotzdem es eine Festung ist, mit einem Fort und mit Wall und Graben

umgeben, einen ganz ländlichen Eindruck. Am zweiten Tage nach seiner Ankunft stellte der Prinz eine Vogeljagd an, wobei er Gelegenheit hatte, die Schärfe der Sinne der ihn begleitenden Jungen von portugiesischer oder holländischer Abkunft zu bewundern. Am 15. November trat Seine Königliche Hoheit die Reise nach Kolombo an. Die Straße, schmal aber so fest und eben wie ein Tisch, und belebt von Fahrenden und Fußgängern, windet sich immer dicht am Meeresufer fast zwölf Stunden lang durch einen prachtvollen Kokoswald hin, in welchem die Wohnungen der Eingebornen anmuthig hinter ihren Gärtchen versteckt sind, während die der Engländer in einem ganz ähnlichen kunstlosen Styl erbaut sind, wie jene unmittelbar am Wege liegend. Auffallend waren die vielen Läden; fast jedes Haus an der Straße enthielt einen solchen. Nachdem der Gin Ganga und mehrere andere Flüsse theils auf Fähren, theils auf Brücken passirt waren, wurde die Gegend offener; über Reisfelder und Wiesen zeigte sich zur Rechten die Kontur entfernter Berge, zur Linken aber die von der Brandung gepeitschte Felsenküste, auf welcher Fischer mit großen Netzen ihr Geschäft trieben. Als der gegen vier Uhr Nachmittags eintretende Gewitterregen, der eine volle Stunde anhielt, überstanden war, langte man an dem sehr breiten, schönen Kalu Ganga an, wo der Wagen des Gouverneurs den Prinzen erwartete. Die Straße ward von hier ab chausseeartig; die Häuser mit Ziegeln gedeckt, gewannen ein städtisches Ansehen. Vom Meeresstrande ablenkend, ging der Weg durch großartige Zimmtpflanzungen hindurch, an schönen, vornehmen Bangalos und zahlreichen Eingebornenhütten vorüber; noch ein Kokoswald wurde durchfahren und vor sich hatte man, von der Abendsonne beleuchtet, einen schönen, freien Rasenplatz, dahinter aber die Wälle einer Festung, Kolombo, ursprünglich Kolamba, das ist Seehafen, wo der Prinz feierlich vom Gouverneur empfangen wurde.

Die Aussicht vom Gouvernements-Hause einerseits auf das Gebirge mit den Felszacken des Adamspiks, andrerseits auf das

brausende Meer, den schönen, hohen Leuchtthurm und den von Schiffen belebten Hafen nebst Rhede; ferner die auf der Landseite regelmäßig bastionirte Festung mit einem breiten Wasserstreifen davor, einem künstlichen See; dann der schöne Stall des Gouverneurs, Sir Campbell, mit seinen edlen, arabischen Hengsten; endlich die Stadt selbst mit ihren breiten Straßen, den vielen blüthenreichen Hibiskus-Alleen und der fast aus lauter Bazars bestehenden sehr großen »Pettah« oder Schwarzenstadt, die Hütten der Eingebornen und die Häuser der reichen Engländer, beide ziemlich nach demselben Styl erbaut: niedrig aber lang und mit einem hohen, vorn weit vorspringenden auf Säulen oder Holzpfeilern ruhenden Dache; — dies waren die Gegenstände der Anziehung für den Prinzen.

Eine Hauptaufgabe bildete hier wie auf der ganzen Reise in Ceylon das Essen und »Breakfasts«, »Tiffins« und »Dinners«, die immer gemeinschaftlich genossen werden, kosteten eine gewaltige Zeit. Eigenthümlich sind besonders die letzteren; eine Anzahl von Dienern steht dabei rings um hinter den Gästen, jeder mit einer ganz bestimmten Funktion, theils Singhalesen, mit dem hohen Schildpattkamm in dem aufgesteckten, langen Haar, theils Malayen und »Moormen« (Mohren), das Tuch oder den Turban um den Kopf gebunden und mit weißen Gewändern bekleidet. Einer unter diesen braunen Gesellen hat das Amt, die »Panka«, ein buntbemaltes Brett von der Länge der ganzen Tafel und über dieser schwebend aufgehängt, beständig hin und her zu schwingen, und so der Gesellschaft Kühlung zuzuwehen.

Am 18. November trat der Prinz die Reise nach Kandy an. Eine gute Chaussee führte anfangs durch ebenes, wohl bevölkertes Land, welches wieder von Waldung und Reisfeldern in mannigfachstem Wechsel bedeckt war. Das Rasthaus von Ambapussy, das um Mittag erreicht wurde, liegt schon in den Bergen, die hier beinahe eben solche sonderbare Formen haben, wie der Königs- und Lilienstein in der sächsischen Schweiz, und dicht mit Buschwerk und

Bäumen überzogen sind. Die Straße beginnt nun zu steigen; der Ortschaften werden immer weniger, der grüne Wald aber, in dem nicht Ein welkes Blatt zu sehen ist, wird immer dunkler und dichter und giebt den Höhen ein düsteres, melancholisches Ansehen, welches die Reisenden unwillkührlich an die blauschwarzen Tannenwälder in der Heimath erinnerte. Steil geht es am Abhange der oft seltsam geformten Berge hinan, zur Seite eine tiefe Schlucht mit rauschendem Wasser, die sich mehr abwärts zu einem Thale mit hellgrünen Reisfeldern und mit Dörfern, von Palmen und Bananen umgeben, erweitert. Die an Hundert Fuß hohe Talipot-Palme, welche mit ihrer pinienartigen Krone das dicht verschlungene Unterholz weit überragt, so wie die erste Affenheerde wurden hier begrüßt, und bald war man auf der Höhe des Kaduganawa-Passes (ein Tausend sieben Hundert ein und dreißig Fuß über dem Meere) angelangt, auf welcher dem Baumeister dieser trefflichen Bergstraße ein Monument errichtet ist. Rasch ging es den kurzen jenseitigen Abhang hinab in den vom Mahawilla Ganga durchströmten Bergkessel von Kandy. Die Gegend wurde wieder lieblicher: eine weite Ebene, prangend mit den frischen Farben der Reisfelder; mannshohe Lorbeerbäume faßten die Straße ein, indeß die Berge an den Seiten bis zur halben Höhe kahl, nur mit Kaffeesträuchern bepflanzt, oben aber, wie bisher, mit schwarzem Hochwald bedeckt waren.

Feierlich empfangen zog der Prinz in die Stadt **Kandy** ein. Der Name der Stadt, Kandy, das heißt Berg, entspricht ganz ihrer Lage; von den Eingebornen aber wird sie »Maha Nuwara« das heißt große Hauptstadt genannt. Sie ist noch jetzt in jeder Hinsicht die wichtigste Stadt des Innern; weitläufig gebaut, ist sie aber nicht volkreich; 1848 zählte sie nur erst sieben Tausend zwei Hundert sechszig Bewohner, einschließlich der Besatzung. Sie besteht aus einer Menge kleiner Häuser, deren jedes einen Laden bildet, wohlversehen mit allerhand europäischen Waaren; in der nähern Umgegend interessiren besonders die Zuckerpflanzen. Hier sah der Prinz

unter andern auch interessante Proben der Kraft und Geschicklichkeit der Elephanten. Bananenstämme von einem Fuß im Durchmesser umschlangen sie mit ihrem Rüssel und brachen sie mit der größten Leichtigkeit um. Darauf schälten sie den Baum mit dem Rüssel ab und am Ende, wo er ihnen allzu dick war, traten sie mit dem einen Fuß darauf, während sie mit den Spitzen des andern ihn sehr geschickt klein stießen.

Außer ihren natürlichen Reizen besitzt diese Hauptstadt des ehemaligen centralen Königreichs der Insel noch manches interessante historische Denkmal; so den berühmten Dalada-Tempel und das Schloß der alten Könige von Kandy. Dieses ist ein mehrere Hundert Schritt langes, schmales, massives Gebäude, nur von einem Stockwerke, mit hohem Dache und fünf Fuß dicken Mauern. Es liegt ein wenig von der Stadt entfernt, unweit eines großen über eine Viertel Meile langen Kunstteiches, ist mehr als zwei Jahrhunderte alt und wird jetzt von dem Residenten bewohnt. Ein kleiner Säulengang führt von dem Schlosse aus zu einem engen Hofe, der von Arkaden aus Holzschnitzwerk umgeben ist und in dessen Mitte der die Hauptreliquie der Buddhisten bergende Tempel »Dalada Wiharé« liegt. Dieser Tempel ist ein kleines hölzernes in Glockenform erbautes Haus, aus zwei verandenartigen Stockwerken bestehend. Eine bescheidene Thür mit einem Vorbau von Säulen, deren Reliefs Gottheiten in halb thierischer, halb menschlicher Gestalt darstellen, bilden den Eingang. Die Ortsvorsteher (Rata Mahatmaia) in ihrer alten häßlichen kandyschen Tracht, — hohe viereckige, weiße Baretts, enge, goldgestickte Jacken mit Bauschärmeln und großen Knöpfen, ein sehr faltenreiches Unterkleid von Mousselin, das vor dem Leibe in einen dicken Wulst zusammengefaßt ist, und durch einen breiten goldgestickten Gürtel gehalten wird; ferner als Privilegium ein Beinkleid von Mousselin und eine feine Halskrause, — geleiteten den Prinzen eine Hühnerstiege hinan durch eine vergoldete Bronzethür in das Innere des von Kokosöllampen matt erhellten Heiligthums.

Hier liegt auf einem Altar verborgen unter einer drei Fuß hohen mit goldnen Ketten und Edelsteinen geschmückten Glocke die heilige Dalada, der Zahn des Buddha, aus Elfenbein bestehend. — Um den Altar standen die Priester mit geschorenem Haupte und mit der gelben römerartigen Toga, und vor demselben befand sich, wie in allen Tempeln Buddhas, ein Opfertisch, bestreut mit herrlich duftenden und stets sorgfältig erneuten Blumen und aus einem Nebengemach schallte eine ohrenzerreißende Bärenmusik. Die Wände nebst der Decke des Heiligthums sind mit baumwollenen, reich mit Gold und Silber durchwirkten Tüchern drapirt, erstere außerdem noch mit Palmblättern und Messingfiguren in dem steifen Style der Singhalesen verziert. — Uebrigens bezeigten die Priester selbst weniger eine große Verehrung vor ihren Göttern und vor dieser Reliquie, als vielmehr einen gewissen Stolz in der Schaustellung ihres Tempelreichthums und in dem Pomp, mit dem sie die Gäste empfingen, denen sie auch mehrere schwere, goldene Gefäße zeigten.

Ferner besuchte der Prinz das auf einer Anhöhe unter schattigen Bäumen gelegene »Pansala« (Wohnort für Priester, eine Art Kloster), dessen Dewalé oder Tempel eine wohl vierzig Fuß lange Buddhafigur enthält, in steifer Stellung, ganz gerade wie ein Soldat, horizontal auf der Seite liegend, über und über mit schwefelgelber Farbe angestrichen, nur die Fußsohlen, die Nägel und die Innenseite der Hand roth gefärbt, und über dem Haupte eine kleine Flamme.*)

Den 20. November ging die Reise zu Pferde weiter. Durch chinesische Papierschirme gegen die brennende Sonnenhitze geschützt, ging der Ritt, den grünen Kessel von Kandy verlassend, auf der Landstraße an dem Mahawilla Ganga**) stromaufwärts. An diesem

*) Man unterscheidet zweierlei Tempel, Dewalé's und Wiharé's. Die Dewalé's sind der Verehrung Buddha's geweiht und enthalten nur die kolossalen liegenden Buddhafiguren; die Wiharé's dagegen dienen zur Verehrung Brahma's, Wischnu's, Siwa's und der in die Tausende gehenden Reihe der indischen Götter.

**) Der Mahawilla Ganga ist der Hauptstrom der Insel; er ist an vierzig deutsche Meilen lang, wovon nur eilf bis zwölf Meilen dem Tieflande angehören. Ganga heißt

Tage hatten die Reisenden den ersten jener regelmäßigen, großtropfigen Nachmittagsregen auszuhalten, die senkrecht niederstürzend in wenigen Augenblicken bis auf die Haut dringen. Nicht wenig überrascht wurden sie am Abende, als sie in einer Niederlassung, wo sie nächtigen wollten, den Klang ihrer Muttersprache vernahmen. Es waren zwei deutsche Pflanzer (Gebrüder Worms aus Frankfurt am Main), die hier eine Kaffeeplantage angelegt hatten.

Am 21. November, nachdem man noch das »Kaffee-Plüstern«, (das Lösen des Fleisches von der Bohne), angesehen hatte, das mittelst einer in einem sehr engen Kasten sich drehenden rauhen Walze vollzogen wird, wurde die Reise fortgesetzt, wieder wie vorher auf halber Höhe der größtentheils mit Gras bewachsenen Berge, von denen zahlreiche Kaskaden herabstürzen. In dieser Höhe befindet sich die Region der ein kühleres Klima erfordernden Kaffeepflanzungen, die höchsten derselben mögen wohl über vier Tausend Fuß Meereshöhe erreichen. Die Nachtruhe hielt man in dem Rasthause »Nuwera Ellia«, südöstlich von Kandy, etwa sechs Tausend drei Hundert Fuß über dem Meeresspiegel, eine wichtige Gesundheitsstation der britischen Truppen. Dieser Ort erfreut sich eines so milden lieblichen Klimas, wie es nur wenigen Orten innerhalb des Wendekreises zu Theil geworden ist. Ueberdies findet sich auch in großer Fülle ein

Strom (ursprünglich im Sanskrit Göttin der Reinheit). Der Name Mahawilla bedentet im Singhalesischen „Großer Sand“, von maha: groß, und wellé: Sand und rührt von den tiefsandigen Ufern her, die er am untern Laufe durchschneidet. Sein Hauptarm, der Kotmalé Ganga, entspringt im Südosten von Kandy, auf dem hohen, wilden Massengebirge von Nowara Ellia und vereinigt sich bei Pasbage mit einem zweiten vom Adamspik herabkommenden Arm, der, obschon kleiner, den Namen „Mahawellé“ führt. Der so gebildete Hauptstrom verfolgt seinen Lauf gegen Norden bis Kandy und wendet sich darauf, diese Stadt in scharfem Bogen umschließend, gegen Südost und Ost, indem er nunmehr bis da, wo er wieder die Nordrichtung annimmt, in engem Felsthale sich hinabstürzt, mit einem Gefälle von mehr als tausend Fuß auf dieser nur sechs Meilen langen Strecke. Verstärkt durch mehrere Zuflüsse, durchbricht er sodann den Nordrand des centralen Hochlandes in einer Reihe von ansehnlichen Katarakten, erreicht am Fuße der Berge die Breite von fünf Hundert Fuß bei fünf Fuß Tiefe und nach acht Meilen weitern Laufs zwischen meist hohen Ufern tritt er bei Kalinga in das Niederland ein und spaltet sich später in zwei Arme, von denen der größere in die Bai von Trinkomali mündet.

sehr klares, reines Wasser, darunter mehrere Stahlquellen und die reichste Vegetation, gleichsam eine Vereinigung der Flora von Asien mit der von Europa. Die Sommer haben keine tropische Hitze und die Winter sind sogar nicht frei von Eis; die mittlere Jahrestemperatur ist dreizehn Grad Reaumur. Hieher eilen Kranke und Schwache aller Art aus dem Tieflande der Insel; in der reinen erfrischenden Luft haben schon viele Kraft und Gesundheit wiedererlangt. Die Station selbst liegt in einer offenen moorigen etwa eine Meile langen und eine Drittel Meile breiten Hochebene, durchschlängelt vom Mahawilla Gauga und um ein bis zwei Tausend Fuß überragt von steilen, aber nicht hoch erscheinenden rundgekuppten dunklen Waldbergen, darunter der höchste Gipfel Ceylons, der acht Tausend vier Hundert Fuß hohe Pedro Talla Galla. Der Ort besteht aus einigen zwanzig im Gebüsch zerstreut liegenden Häuschen, die mit ihren Strohdächern und rauchenden Schornsteinen einen überraschenden und freundlichen Eindruck machen. In dem humusreichen Boden blühen Rosen, Nelken, Veilchen und gedeihen Erdbeeren, Stachel- und Johannisbeeren, Pfirsiche und Feigen, Kohl, Salat, Rüben, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, während unter den wenigen Bäumen Akazien, Schneebälle, Apfel- und Birnbäume und der purpurroth blühende Rhododendron arboreum sich zeigen und ellenhohe, harte Gräser den Moorgrund überwuchern. — Die in dieser Gegend sich in großer Menge aufhaltenden sogenannten Elennthiere (Cervus unicolor) ziehen häufig Freunde der Jagd dorthin, obschon dieselben bei der großen Vorsicht und Scheu dieses Wildes sehr schwierig ist. — Der Hauptgenuß in diesem Hochthale war die romantische Gegend und die durch das kühle, nordische Klima, so wie durch die mancherlei wohlbekannten Blumen und Früchte lebhaft angeregte Erinnerung an die liebe Heimath.

Bis hierher war der Weg eine fahrbare Straße gewesen, von nun an war er nur noch für Lastthiere gangbar. Er führte (am 23. November) das Thal des Mahawilla hinab, dann in ein

Seitenthal des Gebirges durch ein ganz baumloses, nur mit hohem Grase bedecktes und von großen Viehheerden belebtes Land, in dem sogar einige der spitzigen Felsgruppen zu Tage kommen: eine Region, welche ganz den Anstrich des Kammes vom Riesengebirge in seinen kahlen knieholzlosen Partieen hat. Auf engem, oft gefahrvollem Pfade ritt man am Fuße des düster drohenden wohl fünf Tausend Fuß hohen schroffen »Hackgalla« vorbei. Durch wilde Schluchten allmählig bergabwärts wandernd, gelangte man wieder in Dörfer, mit Bananen umgeben; dann erschien die Brennpalme, die Areka, und zuletzt sogar die Kokospalme: eine recht unerwartete Erscheinung für die Reisenden, die an demselben Tage schon die Region des Oleanders durchzogen hatten. Die Gegend wurde immer pittoresker, die Vegetation immer üppiger und plötzlich standen sie am Ziele ihres Marsches: Badulla.

In einem offnen, von majestätischen Kokospalmen umkränzten und ringsum von hohen dunklen Waldbergen eingefaßten fruchtbaren Wiesenthale, das der Badulla Oya durchschlängelt, liegt, wie in einem Lustgarten, unter Kaffeegesträuch und hohen Bäumen versteckt und geschützt durch ein kleines Fort, die kleine freundliche Stadt Badulla, etwa zwei Tausend Fuß hoch über dem Meere gelegen. Sie ist die Hauptstation von Ober-Uwa und war ehedem die Residenz eines Fürsten. — Die Häuser sind meistens einstöckig, von Bambus erbaut und mit Kokosblättern bedeckt, in der Regel haben sie nur drei Wände; die vierte Seite ist offen und dient gleichzeitig als Laden, Fenster und Thür. Hier sitzen die ernsthaften Muselmänner, die den größten Theil der Kaufleute ausmachen; sie halten Steingut, Bronzesachen englischen Ursprungs. Neben ihnen erblickt man Singhalesen mit ihrem einfachen Leibschurz und dem breiten Schildpattkamm als Verkäufer von Früchten und Getreide. Die eine der beiden Straßen der Stadt gewährt an ihrem Ende eine entzückende Perspektive, den Vordergrund bildet der prächtigste Wald von Kokos-, Areka- und Palmyrapalmen,

den Hintergrund eine Reihe hoher, dunkler, schöngeformter Berge, darunter als der höchste der Kuli Kandi, sechs Tausend drei Hundert Fuß hoch. Das Unterholz des dichten schattenreichen Laubdaches besteht theils aus angenehm duftenden Gewächsen, deren meist weiße Blüthen wie Oleander geformt sind, theils aus einer Art von großen dunkelbraunen und weißen Glockenblumen, die sich in die Höhe und um alle Zweige winden. Sehr schön sind auch der zierliche Papayabaum (Carica Papaya), mit großen Schirmblättern an der Krone, und eine Menge orangenartiger Bäume mit blankem Laube und lockenden Früchten.

Am Ausgange des Städtchens Badulla erhebt sich auf hohem steinernen Fundamente ein seltsames aus feinem Holze zierlich gebautes Haus, in welchem der Priester der gegenüberliegenden Dagoba, eines Heiligthums des Buddha, wohnt. Diese altersgraue Dagoba liegt innerhalb einer weiten, doppelten Ummauerung, welche von hohen Palmen umschattet ist und in die eine schon verfallene steinerne Treppe hineinführt. Das etwa vierzig bis funfzig Fuß hohe aus Mauerwerk bestehende Gebäude ist von runder, glockenförmiger Gestalt, eine einfache große Kuppel und erscheint besonders räthselhaft dadurch, daß sich an ihr weder Fenster noch Thür oder sonst eine Oeffnung entdecken läßt; auf unterirdischem Wege gelangen die Priester in das Innere des Heiligthums. — Neben diesem kolossalen Bauwerke steht ein ziemlich bescheiden aussehendes »Wiharé« oder Götzenhaus. Es hat einen weißen Anstrich, ein von zierlichen Holzsäulen getragenes Dach und eine rings herum laufende Veranda. Im Innern sind mehrere Lampen, in denen Kokosöl gebrannt wird und vielerlei Geräthschaften aus Bronze auf einem Tisch aufgestellt, und von den Priestern werden beständig vor einem abscheulichen Bilde des ruhenden Buddha süß duftende Blumen erhalten. In der Veranda erblickt man eine Menge kupferner Lärmtrommeln und Tambourins, welche bei besonders feierlichen Gelegenheiten zum Akkompagnement des kreischenden Gesanges benutzt werden. Außerdem

stehen viele kleine stallartige Lehmhütten rund umher, deren Bestimmung nicht ermittelt werden konnte.

Das merkwürdigste in der ganzen Umgebung der heiligen Stätte ist ein uralter Bobaum oder Bogaha mit mächtigen weitreichenden Aesten und knorrigen Wurzeln. Der Bo gehört zur Gattung der Feigenbäume und erreicht eine ungeheure Höhe und Stärke, dazu ein Alter von mehreren Jahrtausenden. Daher schreibt sich denn auch die außerordentliche Verehrung, in welcher dieser Baum bei den Eingebornen steht.*) Wo irgend ein Bobaum sich findet, da ist auch sicher ein Tempel in der Nähe, oder man hat wenigstens einen Altar erbaut, auf dem die Vorübergehenden ihr Blumenopfer, gewöhnlich Blüthen von Plumeria (Jasminsunge, welche einen süßen fast betäubenden Wohlgeruch ausströmen), oder von Hibiscus (Rosenflitte, deren Blumen glänzend scharlachroth, auch gelb, weiß oder roth gescheckt und größer als unsre Rosen sind, aber duftlos und nur einen Tag dauernd), darbringen. Im Urwalde sieht man den Bobaum nicht selten hundert Fuß hoch mit einer großen Fülle kleiner, zugespitzter, pappelähnlicher Blätter; aber weit über das breitwipflige Laubdach dieser Bäume ragen noch die schlanken Palmen empor, die sich wie Raketen in Hundert funfzig bis zwei Hundert Fuß hohen Bogen in die Luft schwingen.

In Begleitung des berühmten Elephantenjägers Major Rogers wurde am 25. November nach dem sogenannten Park, der Haupt-Elephantengegend im Osten von Badulla ausgezogen. Zunächst ging es einige Stunden weit durch offenes Land, dann in einen üppig grünenden Wald eintretend, einen Paß hinan, und wieder hinab zum Bette des Badulla. Mitten unter den stärksten Riesenbäumen des Urwaldes, den hohen Kumbuks oder Kabucks, einer Art

*) Als einst ein Priester bei den herrlichen Ruinen eines verfallenen aber noch jetzt verehrten Tempels in Anuradhapura gefragt wurde, ob die jungen Ficus religiosa-Bäumchen, die dort in einer Entfernung von dreißig bis vierzig Fuß von einem alten Bobaum hervorsproßlen, mit letzterem in Verbindung ständen, antwortete er mit feierlichem Ernste: Ja, die jungen gestrengen Herren sind die Sprößlinge des alten gestrengen Herrn.

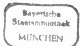
Terminalia, die in den Ebenen und trockenen Gegenden an allen Flußufern gefunden wird, liegt am Rande eines klaren, rieselnden Baches Taldenia, ein einsames Bangalo oder Ruhehaus, wo die Reisegesellschaft eine kurze Mittagsrast hielt. Es ist wie alle übrigen, nur aus schlanken Bambusstäben leicht und luftig in gefälliger Form erbaut und mit Palmblättern bedeckt.

Solch ein winziger Bau verschwindet oft unter den mächtigen Stämmen des Urwaldes, welche in bläulichen Schatten, in allen Nuancen des saftigsten Grüns prangen. Seltsam gestaltete Bäume streben wie Riesensäulen zum Himmel empor, bald in hohe Gewölbe abgerundet, bald kerzengrade aufstrebend oder wie Schirme ausgebreitet, dicht belaubt und so eng verwachsen, daß die Strahlen des Sonnenlichts kaum hindurchdringen; unter diesem Laubdache sprossen Farrenkräuter und die verschiedensten Gewächse der Tropen in üppiger Frische und Kraft, daneben Schlingpflanzen von mannigfacher Art und Stärke, welche an den riesigen Bäumen hinaufranken. Abgestorbene oder von Stürmen umgerissene Bäume scheinen gleichsam wieder belebt zu werden, denn aus allen Rissen und Spalten keimen und wachsen neue Pflanzen hervor. Abgefallene oder von Vögeln dahingetragene Samenkörner finden in dem vermoderten Holze einen fruchtbaren Boden und schießen üppig empor, während der von Moosen und schönblühenden Orchideen bedeckte Stamm wieder zu Erde wird. Oft aber schlagen auch die Zweige der umgestürzten Bäume von neuem Wurzel und verjüngen auf diese Weise den halb abgestorbenen Stamm, Schaaren von Vögeln beleben diese üppige Pflanzenwelt. Papageien in rothen und grünen Farben flattern von Baum zu Baum, die schönen Maina-Vögel zwitschern unter dem Laube, orangefarbige Pirole wiegen sich in den Zweigen und glänzende Pagodenvögel fliegen hin und her, zahllose Affenheerden schwärmen in den weit ausgebreiteten Zweigen des Banianenbaumes, hin und wieder schleicht sich durch das dichte Gebüsch der Leopard, auf Beute lauernd, und mit finstern Augen trabt ein Schwarm

wilder Büffel zur Tränke im murmelnden Bache, an dessen Ufer der schuppige Alligator weilt. Vom nahen Jackbaum schwingt die furchtbare Riesenschlange ihren Leib um eine vorbeieilende Antilope von zierlichem Gliederbau, während von der andern Seite her mit donnerähnlichem Getöse eine wilde Elephantenheerde sich durch den Wald ihre Bahn bricht.

So wie aber des Abends die Sonne unter den Horizont hinabgesunken ist, verändert sich die Scene; ringsum wird es still und dem entzückten Auge bietet sich ein neuer interessanter Anblick dar. Zahllose Feuerfunken durchfliegen zitternd in allen Richtungen das Dunkel des Waldes, gleichsam im Wetteifer mit den am wolkenlosen Himmel prangenden Sternen. Es sind die aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekommenen Leuchtkäfer. Plötzlich aber wird die Stille unterbrochen: es erhebt sich eine Unruhe, ein Geräusch; ein oder zwei Laubfrösche intoniren und im Nu fällt der ganze ungeheure Chor von Unken und Heuschrecken, Gecko's, Cykaden und Eulen in allen möglichen Tonarten ein. Von allen Seiten, aus Gras und Blumen und Sträuchern, ja von den höchsten Gipfeln herab, quakt und blökt und klappert, zirpt und schrillt, zischt und prustet es, mit einer Heftigkeit, daß einem die Ohren gellen und man sein eignes Wort nicht hören kann. Das ist das kolossale lustige Abendconcert, womit die Natur hier unter den Tropen in Schlummer gewiegt wird.

Jenseits Taldenia überschritt man den rauschenden Badulla Oya und darauf den Paß von Wackul Galla, der in das schöne Bergthal des Logal Oya hinabführte. Hier war es, wo man die ersten Elephanten traf: drei Singhalesen gingen als Führer voran, vorsichtig spürend wie Hunde; sobald sie ängstlich wurden und sich nach dem Major umsahen, ermunterte dieser sie durch Kopfnicken und einige freundliche Worte zum Verfolgen der Jagd; dieselbe mußte jedoch gegen Sonnenuntergang ohne Erfolg aufgegeben werden, da es nicht gelungen war, die Elephanten durch die



wohlgezieltesten Schüsse zum Angriff zu bewegen. Sie suchten alle das Weite.

Am nächsten Tag gelangte man bis zu dem Walddörfchen Galbocka, östlich von Badulla; es besteht nur aus zehn bis zwölf Hütten und zählt gegen funfzig Bewohner, die sich von Reisbau, Jagd und Viehzucht nähren. Die Umgegend des Dorfes ist eine der lieblichsten, die man sich denken kann und Prinz Waldemar wählte es daher während der Dauer der Elephantenjagd (auf acht Tage) zum Aufenthalte für sich und seine Begleiter.

Ein gleichförmiges grünes Wiesenland mit einzelnen Bäumen und Baumgruppen umgiebt den Ort. Dies ist der sogenannte Elephanten-Park. Derselbe ist nicht durchaus eben, sondern hat ein welliges, von vielen Bächen durchschnittenes Terrain und enthält einzelne Berge die meist bis zum Gipfel mit Wald bedeckt sind, der an manchen Stellen auch den Park überzieht. Außer den Elephanten, welche hier in großen Schaaren beisammen leben, enthält der Park auch noch anderes Wild und ist die berühmteste Jagdgegend der Insel. So findet sich hier unter andern eine Race kleiner schwarzer Bären, der braune Eber, der bis drei ein halb Fuß Höhe erreichende Axis oder ostindische Hirsch und der Citta oder kleine Tiger von Ceylon. Die Elephanten ziehen natürlich viel Fliegen und andere Insekten an, was wieder zahlreiche Vögel herbeilockt. So ist das Girren des schwarzen großen Krähfasans, mit langem Schwanz und rothbraunen Flügeln stets ein Zeichen der Nähe des Elephanten. Außer den überall auf der Insel verbreiteten rothbraunen Mainavögeln, mit gelbem Schnabel und Füßen, den intimsten Freunden der Kühe und Büffel, die sie ruhig auf ihrem Rücken von Ort zu Ort herumtragen, sind es besonders rothschnäbelige grüne Papageien mit langem Schwanze und Tauben von der verschiedensten Farbe und Größe, die das Jungle beleben. Ein großer schwarzer Storch und der sogenannte Reisvogel, ein brauner langbeiniger Vogel, auf der untern Seite der Flügel und des Leibes mit weißen Federn,

sind mehr im Thale von Badulla zu Hause. In der Gegend um Galbocka fiel dem Prinzen aber vor Allem ein Vogel, den er nie zu Gesicht bekam, durch seinen hübschen, nachtigallartigen Gesang auf, der ihn vielfach auf seinen Streifereien ergötzte.

Gleich am ersten Abend wurde eine Jagd auf Axis angestellt; am folgenden Tage aber ging es auf Elephanten. Eine Heerde von einigen zwanzig Stück zeigte sich auf einem der Inselberge, und der gewandte rüstige Rogers schoß zwei derselben; die andern aber trabten, was sie konnten, zwischen den Felsen hinab und nur Graf Gröben war so glücklich, einen derselben, ein junges, das sich mit seiner Mutter von der Heerde abgezweigt hatte, zu schießen. Am Nachmittage hatte Prinz Waldemar und Graf Gröben beim eifrigen Verfolgen eines Elephanten, auf den Graf Oriolla geschossen, sich von den Uebrigen verloren und dabei ein gefährliches weiter unten erwähntes Rencontre zu bestehen.

Es giebt nur wenige Stellen an diesem Thier, etwa von Größe einer halben Hand, wo ein auf höchstens zwanzig bis fünf und zwanzig Schritt Entfernung abgefeuerter Schuß augenblicklich tödtlich ist, nämlich an der Wurzel des Rüssels, an der Ausbiegung über den Augen und im Nacken; nur an diesen vier Stellen vermag eine starke, durch Quecksilber oder Zinn gehärtete Büchsenkugel durch den Schädel in das Gehirn einzudringen und hierdurch den Tod herbeizuführen. Wie leicht zu erachten, fehlt es daher bei der Elephantenjagd nicht an ernstlichen Abenteuern. Der Prinz sagt hierüber in seinem Tagebuche unter Anderm folgendes: »Wohl funfzig bis sechzig und mehr Mann stark, pflegten wir gemeinschaftlich auszuziehen, im Gänsemarsch, jeder Reiter hinter sich einen Pferdehalter, und zwei oder drei Männer, die, mit einem Talipotschirm versehen, die Gewehre trugen. Eine Spitze von drei Mann, aus den besten Jägern bestehend, darunter der Gammarala von Galbocka, eröffnete, zwanzig Schritt vor der Kolonne, flüchtig, wie alle Singhalesen sind, den Zug, Bogen und Pfeile

und den Schirm in der Hand, mit fliegendem Haar, das ihm einen wilden Anstrich gab. Des Morgens waren gewöhnlich schon Kundschafter ausgegangen, die uns entgegenkamen, um uns zu benachrichtigen. Hatten sie »Ali«, das heißt Elephanten, gefunden, so kamen sie mit blitzenden Augen, die Hände vor der Stirn, auf funfzehn bis zwanzig Schritt zu Major Rogers heran, verbeugten sich und statteten in ruhiger, flüsternder Sprache ihren Bericht ab. der Major besprach sich dann in der ruhigsten Weise mit dem Headman über die Art wie der Angriff zu machen sei, und hierauf ritten wir nach dem Jungle, in welchem die Elephanten standen. Hier wurde abgesessen und aufs Neue patrouillirt, um unbemerkt in ihre Nähe zu kommen. Die nackten Führer wußten sich, gebückt, oft auf den Händen kriechend, durch das verwachsene, dornige Jungle mit der größten Geschicklichkeit hindurch zu winden. Auch wir mußten fortwährend in gebückter Stellung gehen; das Gewehr in der Hand und mit demselben Bahn brechend, war es für uns in unsern Kleidern mit breitkrämpigen Hüten auf dem Kopfe und fast bei jedem Schritte festhakend, keine leichte Aufgabe, ihnen zu folgen. An einer etwas offenen Stelle blieb ich stehen, um mich umzusehen und zu horchen; denn man muß sehr vorsichtig sein: die Elephanten stehen ganz regungslos in dem verflochtenen Gesträuch, wo man mit aller Aufmerksamkeit höchstens zehn Schritt weit um sich sehen kann. Man steht neben einem solchen Thierkoloß, man weiß nicht wie, und ein Tritt mit seinem Fuße ist hinreichend, daß man nie wieder aufsteht.«

Einmal hatte sich der Prinz nebst Graf Gröben, beim hitzigen Verfolgen eines Elephanten, von seinen Gefährten, der Warnung des Majors zuwider, verloren, und gerieth dabei in große Gefahr. »Im hohen Grase,« erzählt derselbe in seinem Tagebuche, »finden wir, ich und Gröben, einen Elephanten. Ich schieße und verwunde ihn, und nun setzen wir im Trabe hinter ihm her. Er wird in seinem raschen Laufe langsamer und schwankend, er sieht sich um,

macht, als ob er sich besinne, mit den Ohren schlagend und den Rüssel erhoben, Kehrt, und mit dem uns schon hinlänglich bekannten Angriffssignale »Trr! Trr! Trr!« und einem ernsten zürnenden Auge kommt er sehr bestimmt auf uns losgetrabt. Wir erwarten ihn stehenden Fußes und ich drücke auf der besten Distance von funfzehn bis zwanzig Schritt los. Mein Gewehr — versagt, der eine Schuß ist heraus, und ich stehe ohne Waffe da. Ich springe über einen umgefallenen Baumstamm, den ich als Hinderniß für den Elephanten ansehe, falle, springe so rasch als möglich wieder auf und glaube schon den Rüssel des Thieres über mir geschwungen. Wie ich mich aber umsehe, reitet der Elephant sehr ungeschickt, seinen schweren Körper balancirend, auf dem Baumstamme. Er hatte die Füße in der Eile gekreuzt, und das hielt ihn, Gott sei Dank, auf. Nun wendet er sich gegen Gröben, welcher, von einem Baume gedeckt, ihm einen Schuß beibringt, der ihn seine Verfolgung aufgeben läßt. — Unsre Singhalesen mit den Gewehren kamen nun auf einmal von einer Höhe, auf der sie, zusammengekauert, die ganze Scene mit angesehen hatten, und bedauerten uns, durch Mienen und Geberden ihre Theilnahme zu erkennen gebend. Besser wäre es freilich gewesen, sie wären im entscheidenden Augenblick uns zur Seite geblieben, um uns unsre geladenen Gewehre zu reichen. — Uebrigens muß ich gestehen, daß von nun an die Elephanten in meiner Achtung stiegen und ich sie nicht mehr, wie bisher, als davonlaufende Kühe ansah!«

Aehnlich erging es dem Prinzen auch bei seinem letzten Streifzuge auf Elephanten in der Nähe von Komarika. Sein Tagebuch enthält darüber Folgendes: »Auf richtige Spur gekommen, verfolgen nun Oriolla und ich den Elephanten, unsere Führer voran. Im Eifer hatten wir uns von den Uebrigen, die einer andern Spur gefolgt waren, getrennt. Wir waren ohne Reserve-Gewehre, wollten aber, einmal hier, nicht die Jagd aufgeben, da wir ja vier Schüsse bei uns hatten. Wir kriechen und kriechen mehrere Stunden

lang, plötzlich springt der vor uns schleichende Singhalese zurück. Auf funfzehn Schritt vor dem Grafen steht der Elephant. Oriolla schießt; der Elephant stürzt, arbeitet sich aber wieder auf; jener schießt nochmals; der Elephant bricht abermals zusammen, kehrt sich aber um und kommt wüthend auf uns los. Jetzt ist die Reihe an mir, zu schießen. Ich drücke mein Gewehr ab; er stürzt wieder auf die Knie, bleibt jedoch im Chargiren; ich drücke den zweiten Hahn los, — er versagt! — Der Koloß uns schon so nahe, da war weiter nichts zu thun, als Kehrt zu machen. In dem dicken Gestrüpp war jedoch an ein rasches Laufen nicht zu denken; wir springen daher Beide — unser Singhalese hatte sich natürlich aus dem Staube gemacht — hinter einen besonders dicken Strauch, um unsern Anblick dem Elephanten zu entziehen und abzuwarten, was weiter kommen würde. Wir hören es noch dicht neben uns in den Sträuchern brechen und toben. Doch der Lärm verhallt; wir laden vorsichtig unsere Gewehre und suchen die Spur zu verfolgen: auf allen Zweigen Blut, auch manche Wasserpfütze voll langer Blutfasern, der Elephant aber über alle Berge und seine Spur bald so vielfach durchkreuzt von andern Elephantenspuren, daß sie nicht heraus zu kennen ist. Da auch unser Führer keine Lust zum Weiterjagen bezeigte, und wir selbst, nach einem vierstündigen gebückten Kriechen im Jungle, kaum mehr von der Stelle konnten, so gaben wir das Verfolgen auf. Als wir endlich, ganz zerrissen an Kleidern, Gesicht und Händen, wieder zu dem Platze kamen, wo wir heute Morgen unsre Pferde verlassen hatten, kamen uns Gröben und Major Rogers entgegen, voller Freude, daß wir endlich da seien; sie hatten große Angst um uns ausgestanden.«

Nach vollbrachtem Tagewerke hatte man bei diesen Elephantenjagden immer noch einen tüchtigen Marsch nach Galboda zurück zu machen. Meist schon von der Dunkelheit überrascht, zogen die Jäger auf ihren sichern Pferden in finsterer Regennacht schweigend durch den Park, während die unermüdlichen Singhalesen, die nicht von

ihrer Seite wichen, in fortwährendem Gespräch blieben. Sehnsüchtig nach dem Bangalo ausschauend, wurde man oft durch die Leuchtkäfer irre geführt; endlich aber dort angelangt, warf man sich rasch in trockene Kleider und setzte sich zu Tisch. Trefflich mundete das Mahl; bei einem Glase Punsch wußte der liebenswürdige Wirth, Major Rogers, so viel interessante Aufschlüsse über die Gegend zu geben, so manche Jagdgeschichte zu erzählen, daß die Gesellschaft in die angenehmste Stimmung versetzt wurde. Allgemein wurde dann »a song« verlangt, und des Doctors und Graf Gröbens deutsche Lieder tönten noch lange in den Wald hinein.

Der Major Rogers, der kühnste Elephantenjäger auf Ceylon, der vor sechs Jahren, nachdem er volle ein Tausend ein Hundert Elephanten erlegt hatte, sie zu zählen aufhörte und der außerdem noch sechs und vierzig »Tuskers« (Elephanten mit ausgebildeten, langen Stoßzähnen) geschossen, hat merkwürdige Abenteuer mit ihnen bestanden. Einstmals war er von einem Elephanten, auf den er alle seine Gewehre abgeschossen, wüthend angegriffen worden, und, bei einer nunmehr unausweichlichen Flucht, gefallen. Der Elephant hatte ihn erreicht, glücklicherweise an einem grasigen Abhange; der Major ließ sich denselben hinabrollen, und der Elephant konnte, der Böschung des Berges wegen, nicht dazu gelangen, ihn mit dem Kopfe gegen die Erde zu quetschen, oder auf ihn zu knieen, sondern mußte sich damit begnügen, sein Hinabrollen noch durch einige Fußstöße zu beschleunigen. Die brachen dem Major drei Rippen und zwei Mal den Arm. Am Fuß des Abhanges fiel er in eine tief aufgerissene Wasserfurche, stellte sich todt und der Elephant schritt über ihn hinweg, um sich bald im Jungle zu verlieren. — Ein ander Mal passirte es ihm, daß, während er nach einer Jagd-Exkursion im Flusse badete, Affen seine Kleider stahlen, sich, so gut es gehen wollte, damit anputzten und das Weite suchten, den unglücklichen Waidmann in puris naturalibus unter einer tropischen Sonne zurücklassend. Erst nach Verlauf mehrerer Stunden,

während deren er bis an den Hals im Wasser gelegen, wurde er von seinen Freunden, die ihn aufgesucht hatten, aus dieser fatalen Situation befreit.

Nicht allein wilde Thiere, auch wilde Menschen waren es, die den Aufenthalt des Prinzen zu Galbocka interessant machten: die Weddahs, Menschen ohne alle Religion und Sitten, die hier, auf den einzelnen Bergen im Park, ihr elendes Leben führen. Drei derselben, die der Major kommen ließ, führten einen Tanz aus, der sie in die höchste Exaltation versetzte und ihr widerwärtiges, halb thierisches Aeußere wahrhaft gräßlich machte. Geld und Branntwein, die man ihnen anbot, wollten sie erst auf Zureden der Singhalesen annehmen; es schien jedoch, als ob beides ihnen doch nicht so ganz unbekannt sei. Auch kam es dem Prinzen so vor, als ob das Exaltirte ihres Tanzes und das wilde Sprechen, womit sie auf einander eindrangen, nicht ganz natürlich war, sondern als ob sie sich bemühten, noch roher, wilder zu erscheinen, als sie wirklich waren.

Am 5. Dezember brachen die Reisenden wieder von Badulla auf, begleitet vom Major, den Badulla-Oya aufwärts ziehend; auf einer von demselben neu angelegten Straße kamen sie durch Land der verschiedensten Art: zuerst bebaute Felder, dann hochstämmiges Jungle, das den in enger Schlucht über Felsen hinstürzenden Fluß einfaßt, endlich baumlose, grasbedeckte Höhen. An diesen ging es, den Badulla verlassend, allmählig bergan, zum Passe von Hambantotte, mit einer berühmten unvergleichlichen Aussicht: zwischen einem schroffen, fast senkrechten, wohl acht Hundert Fuß hohen Felsen zur Rechten, unter welchem die Straße nach Hambantotte führt, und einer kahlen Bergwand zur Linken, über wellige, bewaldete Bergkuppen hinweg sieht man auf die weite blaue mit dem Himmel zusammenfließende Ebene, aus welcher gleich Inseln einige schön geformte Höhen auftauchen. Von da ab ging es wieder hinab in ein weites baumloses Thal, aus

welchem man nach rechts hin den Adamspik erblickte. Am einförmigen Rasenabhange der Berge ihren Weg verfolgend, hatten die Reiter manch heitere Episode, bald lag der Eine, bald der Andere am Boden. Am meisten aber hatte der Major Rogers, der als Kommandant von Badulla und als Assistant-Governement-Agent einen besondern Stolz auf seine Wege setzte, unter den neckenden Scherzen der aufgeräumten Reisenden zu leiden.

An der Grenze seines Distrikts verließ der liebenswürdige Major Rogers die Reisenden. Auf das schmerzlichste wurden diese überrascht, als sie schon nach kurzer Zeit, während ihres Aufenthalts in Simla, die Nachricht von dem jähen Ende dieses Mannes erhielten; ihm, der dem Tode so oft ins Auge gesehen, war es bestimmt gewesen, durch einen Blitzstrahl getödtet zu werden: ein Ereigniß, das in Ceylon übrigens zu den Seltenheiten gehört.

An den Ausläufern der steilen wohl fünf Tausend Fuß hoch über dem Meere emporragenden Bergwand, die zur Rechten des Weges ihre schroffen Spitzen gen Himmel erhebt, ging es ohne Unterlaß über wasserreiche, steil eingeschnittene Bachrinnen hinweg, eine harte Aufgabe für die Pferde, deren Reiter sich indeß an der Aussicht in die Ferne über wechselnde Felder, Wiesen und Waldstrecken ergötzten. Beim Eintritt des Nachmittagsregens zwischen vier und fünf Uhr erreichten sie ihr Nachtlager, das Haus des Headman in Mottetegoma.

Von hier wurde am nächsten Morgen ein großartiger Auszug gehalten: Voran fliegende Banner mit Tiger-Emblemen, dazu Tamtams und Pauken, Klarinetten und Pfeifen, die eine nervenzerreißende Musik machten; hinter dem Reisezuge aber der Headman des Orts, mit aufgehobenem Rock, im Eifer der Anordnung keinen Bach und keine Regenpfütze scheuend, und gefolgt von einem Schwarm von Singhalesen. Keine Bitten, keine Geldgeschenke wollten helfen, die Reisenden von dieser lästigen Begleitung zu befreien. Selbst Traben und Galoppiren waren umsonst. In wilder Auflösung

über Stock und Block stürzte der ganze Troß ihnen nach. Um das Maaß voll zu machen, kam man endlich an eine Stelle, wo eine neue Schaar, einen »Korale« (Vorsteher eines Korle oder Distrikts) an der Spitze, ihrer harrte, darunter einige Männer in alten verschossenen englischen Uniformen mit fratzenhaften Masken und furchtbaren falschen Bärten, andere mit vorgeschnallten messingenen Frauenbrüsten. Gleich nachdem diese Verstärkung, deren Glanzpunkt ein junger Elephant mit einer großen Schelle um den Hals bildete, sich dem Zuge angeschlossen, erreichte man das ziemlich bedeutende Dorf dieser Leute, Allutaore, zu dessen großem Dewalé jener Prunk gehörte. An dem Bangalo des Orts, in welchem die trefflichsten Anstalten zu einem Nachtquartier getroffen waren, ritt man ohne Aufenthalt vorüber. Der Weg war von hier ab mit Stangen markirt, an denen von einer zur andern statt der Stricke Schlingpflanzen hingen, verziert mit den feinen Blättern der Kokospalme. Auf einer Fähre gelangte man über den Olegantotti Oya nach Bolangodde, wo in dem Hause einer reichen eingebornen Dame ein solennes Frühstück der Gäste wartete. Eine Avenüe von Orangenbäumen, hinter denen die Ställe lagen, führte zum Vorhof des Hauses, welches ganz von Kokospalmen beschattet und mit Palmen- und Bananenblättern förmlich drapirt war. Eine weit vorspringende Veranda umgiebt das Gebäude; der untere Stock enthält große Hallen, während in der obern Etage ein großer Balkon, mit Holzwerk vergittert, Luft und Kühlung den Stuben verschafft, in welche man durch den großen, dunkel gehaltenen Salon eintritt. Dies war das erste große Native-Haus, welches der Prinz in Ceylon sah. Es gehörte der Wittwe eines Adikar, eines der Großen des Königreichs Kandy. Sie ist eine sehr geachtete reiche Frau, die viel Gutes thun soll und den Engländern wohlgesinnt ist. Als der Prinz wünschte, sie zu sehen, erschien sie von ihren Frauen umgeben und behängt mit ihrem vollen Schmuck; damit er denselben gehörig bewundern könne, schickte sie

ihn später herein. Es waren recht eigenthümlich gearbeitete, meist aus Rubinen und Perlen bestehende Zierrathen, die auch europäischen Damen gewiß nicht wenig gefallen hätten.

Durch ein Thal getrennt von dem langgestreckten, wohl drei bis vier Tausend Fuß hohen walligen Bergrücken zur Rechten, von dem eine Menge Wasserfälle herabstürzen, setzte man am Nachmittage den Weg fort. Mit den Beschwerden desselben, der Unebenheit und Schlüpfrigkeit des Lehmbodens kämpfend, hörte man plötzlich hinter sich deutsche Laute: es war ein Landsmann, ein junger Westphale, der in der Nähe eine Kaffeeplantage verwaltete und, vom Durchzuge des Prinzen hörend, ihm nachgeritten war, um ihn zu begrüßen, wodurch er Allen die freudigste Ueberraschung bereitete. Je weiter man abwärts kam, um so mehr öffnete sich das von fernen blauen Bergen begrenzte Thal, und um so angebauter wurde es: überall grüne Reisfelder, dazwischen prachtvolle Baumgruppen, mit Palmen untermischt. Die Freude wurde aber heute Nachmittag noch mehr als sonst, im eigentlichen Sinne des Wortes, zu Wasser gemacht. Ein furchtbares Gewitter, das sich an den Bergen zusammengezogen, brach los; von allen Seiten zuckten die Blitze, krachten die Donnerschläge, und eine wahre Fluth von Regen stürzte massenhaft, wie noch nie zuvor, auf die Reisenden herab. Es wurde hierauf so kühl, daß diese letzteren vom Pferde springen und, wohl oder übel, mit den schweren Kleidern, bis an die Kniee in dem von allen Seiten auf dem Wege zusammenschießenden Wasser watend, zu Fuß gehen mußten, um nur einigermaßen sich zu erwärmen. Glücklicherweise war Palmadulle, der Rastort, nicht fern. Hier, in dem fast ganz europäisch eingerichteten Native-Hause umgekleidet und restaurirt, fühlte man sich so wohl, wie lange nicht.

Das Tagewerk des 8. Dezember wurde mit der Besichtigung des Tempels von Palmadulle begonnen, eines ansehnlichen Gebäudes mit großer »Bana Mandué« (Verehrungshalle), deren Wände oben

in der Höhe eine Menge Fenster hatten, unten dagegen eine Anzahl Nischen, in denen an drei Seiten lauter bemalte Buddhagestalten standen, an der vierten aber eine blaue Wischnufigur. Auch das »Rattana Walié« (das auf zusammengeheftete Talipotblätter mit Stahlstiften geschriebene heilige Buch der Priester, dessen Autor und Alter sie aber nicht einmal anzugeben wußten,) ließ man sich zeigen, und besuchte dann eine kleine »Dagoba«, bei der eine »Poyage« (Erziehungsanstalt für Priester und Volk zugleich) lag, und das mit großen, scheußlichen Götzenbildern an der Außenwand überladene »Wiharé« (Götzenhaus). Den Eingang des letztern bewachen große gelbe Löwen mit Pfauenschweifen, Pfauen und menschliche Figuren mit Schwertern; unter diesen sind eine Anzahl unterer Götter angebracht, zum Beispiel Ganadejo, der Gott der Weisheit, eine sitzende Figur mit Elephantenrüssel, und Gurubi Radga, der Liebesgott, mit Ochsenkopf und Vogelschnabel. Eine andere Außenwand war mit gräßlichen Höllenstrafen bemalt, die besonders das arme Volk bedrohen, während die Könige und Fürsten, die den Göttern am nächsten stehen, stets belohnt werden. Die Wand, dem Eingange gegenüber, wird vollständig eingenommen von einer an vierzig Fuß langen liegenden Buddhafigur, ganz wie sie oben beschrieben wurde, mit der Flamme auf dem Haupte, indeß in den Nischen der schmalen Seitenwand sitzende Götter: Buddha, Wischnu (hier Samandejo genannt) und andere angebracht sind. Der oberste Theil der Wände ist mit Priestergestalten, den Lotos in der Hand, gelb auf rothem Grunde, bemalt, die Decke aber mit menschlichen Figuren und Rosetten.

Später gelangte man nach Ratnapura, das heißt die Stadt der Edelsteine, ein kleines, aber sehr altes Städtchen in einer reizenden Gegend gelegen, am Kalu Ganga, mit herrlicher Aussicht auf den Adamspik. Ein unvergleichlicher Anblick bot sich den Reisenden hier bei der Nacht dar, als die zahllosen großen Feuerfliegen (Leuchtkäfer) anfingen, ihr Wesen zu treiben. Hier wie zitternde

Lichtchen in der Luft schwebend, dort die hohen Gipfel der Kokospalmen wie Christbäume erleuchtend; alles war von ihnen bedeckt und man trug von dem Spaziergange einige derselben auf dem Hut nach Hause. — In dem Bazar herrscht der Verkauf der Gewächse vor, da der Curry die einzige Speise vieler Tausende ist. Auch manche interessante Erzeugnisse der singhalesischen Industrie findet man hier ausliegen, besonders die der zahlreichen Steinschleifer, welche ihre bleiernen Räder durch eine Art Violinbogen in Schwingung setzen. Ihre mehr citronengelbe Gesichtsfarbe und der Turban lassen sie als Muhamedaner erkennen.

Zum großen Theil kommen die berühmten Edelsteine Ceylons von Ratnapura; sie bilden einen Haupthandelszweig dieser Insel und werden im Kalu Ganga gefischt, wie die Perlen. Nur an wenigen Stellen tritt dieser Fluß aus seiner bunten Einfassung von hohem Bambus mit zierlichen gelben Stämmen und frischem saftgrünen Laube hervor. An solch einer freien Stelle, nahe bei Ratnapura, befand sich in einem kleinen Bergbache, der in den Kalu fließt, eine Edelstein-Fischerei, die von einem Holländer betrieben wurde, und die man nicht versäumte zu sehen. Es standen hier, in einer Linie quer durch den Fluß, sechs braunrothe Männer bis an die Brust im Wasser. Sie schaufeln, dem Laufe des Flusses entgegengewendet, mit langen Karsten den Schlamm vom Grunde auf, und wühlen so unter großer Mühe tiefe Löcher im Flußbette, um durch ein Lager von Thon und Steingeröll auf die dritte, aus einem gelblichen Thon bestehende Erdschicht, welche die Edelsteine führt, zu gelangen. Den oberen Schlamm und das grobe Steingeröll häufen sie zu ihren Füßen an, das hierauf folgende Erdreich aber bringen sie in flache löcherige Körbe und schwingen diese im Wasser so lange hin und her, bis dieses die erdigen Theile daraus fortgespült und nur den groben Grand zurückgelassen hat. Jede halbe Stunde etwa wird diese Prozedur wiederholt und der Rückstand in den Körben zur genaueren Untersuchung ans Ufer

gebracht. Es finden sich darin außer körnigem Kalk, blauem Thon, Glimmer und einem feinen bunten Sande an Edelsteinen: Rubine, blaue Saphire, Goldtopase und Opale (sogenannte Katzenaugen); doch sollen die erstern beiden nur selten vorkommen, und gar mancher Korb wird ganz vergeblich ausgeschüttet. Ueberhaupt ist diese Arbeit so mühsam und so wenig ergiebig, daß die Regierung das frühere Monopol aufgegeben und es einem Jeden freigestellt hat, Edelsteine zu suchen, wo es ihm beliebt, ohne eine Abgabe dafür zu fordern.

Den 10. Dezember endlich war der wichtige Tag, wo man zur Ersteigung des Adamspiks aufbrach. Die Ponies mit Pferden vertauschend, die der Gouverneur für den Prinzen hierhergeschickt hatte, setzte man sich in Marsch. Der Weg führte im breiten, tief eingefurchten Thale des Kalu Ganga aufwärts, wurde aber späterhin so schlecht, daß man zu Fuß gehen mußte. In dem Dörfchen Palabadulla, drei Tausend Fuß hoch gelegen, wurde Nachtquartier gemacht. Am andern Morgen wurde die Reise zu Fuß fortgesetzt. Zunächst verschwanden die Kokospalmen; bald durchschritt man einen riesigen Urwald, der größtentheils aus Bäumen mit lorbeerartigen Blättern, darunter der schlanke, hochstämmige Eisenholzbaum, besteht und mit den üppigsten und sonderbarsten Schlingpflanzen dicht durchwebt ist. Später erreichte man das letzte, gegenwärtig nicht bewohnte Rest-house (Lady Brownriggs Bangalo) auf dem Wege zum Adamspik. In einer Höhe von fünf Tausend drei Hundert Fuß ist die Luft begreiflicherweise dünn und kühl und die Reisenden, welche im Thale an eine Temperatur von zwei und zwanzig bis vier und zwanzig Grad Reaumur gewöhnt waren, litten hier oben bei nur vierzehn Grad Reaumur sehr an Kälte. Sie wurden aber vollkommen durch die schöne Aussicht entschädigt, die sich ihnen hier darbot. Weiterhin wurde unweit seiner Quelle der zwischen mächtigen Felsplatten dahinrauschende Kalani Ganga überschritten und dann fing erst die eigentliche Beschwerde an. Stufenartige Absätze führten über Felsplatten, in

denen einige Pilger ihre Namen in Sanskritcharakteren verewigt hatten, und hierauf folgte fast Stufe auf Stufe über glatte Felsen und knorrige Wurzeln den Abhang hinauf. Den rüstigen Wanderern gingen voran und zur Seite die leichtfüßigen Singhalesen, gewandt wie Gemsen kletternd und springend. Nach mühsamem Auf- und Abklimmen war endlich der Fuß des letzten Kegels mit dem Diabetme Bangalo erreicht, wo man sich für den noch übrigen beschwerlichsten Weg stärkte. Zuletzt waren es eiserne, gegen den Felsen gelehnte Leitern und unmittelbar am Gipfel auch eine große Anzahl langer herabhängender Ketten, an welchen sich haltend sie hinanklimmen mußten, um das ersehnte Ziel, die Spitze des Adamspiks, zu erreichen. Das erste Geschäft der oben angelangten Reisenden war, den berühmten Sri Paddy, die hochheilige Fußtapfe Buddha's, zu beschauen. Der Priester, der in sein gelbes Tuch gehüllt das Heiligthum bewacht, schien sich nicht wenig über ihre Rechtgläubigkeit zu freuen, als sie gleich den Singhalesen, die man hier oben zum ersten Mal in ihren Gebeten sah, ihr Geldopfer in den Fuß legten. Die Aussicht vom Gipfel war leider nicht nach Wunsch; Nebel umhüllte den Pik und gestattete nur einzelne, aber immerhin schöne reizende Durchblicke. Zu den feuchten Dünsten kam eine sehr kühle Temperatur, bei der Ankunft zehn Grad Reaumur (am andern Morgen bei Sonnenaufgang acht ein halb Grad Reaumur), also zwölf bis vierzehn Grad weniger als zwei Tage zuvor in Ratnapura, so daß den Pilgern ganz unbehaglich zu Muth war, als sie sich zu Tisch setzten.

Der Adamspik, die »Samanella« der Eingebornen, das heißt Fels des Gottes Saman, ist der berühmteste Berg der Insel Ceylon. Er ragt zu einer Meereshöhe von sechs Tausend neun Hundert sechzig Fuß schroff fast senkrecht nach allen Seiten hin abfallend, in voller Majestät über alle umliegenden Berghäupter, den Pedro Talla Galla ausgenommen, empor, am höchsten über das Land im Süden, wo der Spiegel des Kalu Ganga bei Ratnapura,

kaum fünf Meilen entfernt, nur funfzig Fuß über dem Meere liegt. Wenn das Haupt dieses Berges nicht in Wolken und Dünste gehüllt ist, so hat man von ihm eine herrliche Fernsicht: die Insel breitet sich vor dem Schauenden wie ein großes Rundgemälde aus; im Westen ragen die drei dunklen Piks, der Oenasomauille, Kunedié und Paruati, hoch empor, im Norden aber bis gegen Osten der langgestreckte Pedro Talla Galla und die Wikotta Galla, und jenseits derselben schweift das Auge weit hin in die Ferne über das ganze grüne Bergmeer des Hochlandes von Ceylon und über die inselartig in der Ebene gegen Ost und Süd schwimmenden Berge, bis hin zum fernen Gestade des Meeres; das wie ein silbernes Band die schöne Landschaft umschließt.

Von hier oben sah, nach muhamedanischer Sage, Adam zum letzten Male das im siebenten Himmel gelegene Paradies, aus dem er verstoßen ward; auf einem Beine stehend, schaute er zwei Hundert Jahre hinüber nach Mekka, wo seine Gefährtin zur Erde herabgekommen war und eine gleich unbequeme Stellung einnahm, bis endlich, nach überstandener Buße, der Engel Gabriel beide auf einem Berge nahe bei Mekka wieder vereinigte. Die Malabaren und andere Hindu's dagegen verehren hier die Fußtapfe Schiwa's; für die Buddhagläubigen aber ist dieser Ort der heiligste der Erde. Ihrer Tradition zufolge soll Gautama-Buddha hier vom Himmel zur Erde gestiegen und von hier nach Makuna in Siam hinübergeschritten sein.

So sammeln sich denn hier von allen Seiten die Schaaren gläubiger Pilger. Den Buddhisten insbesondere ist schon seit der grauesten Vorzeit eine Wallfahrt zu diesem Heiligthume das, was manchem Christen die Fahrt nach dem heiligen Grabe, oder was dem Moslem die Wanderung zur Kaaba in Mekka ist. Schon zu Anfang des achten Jahrhunderts waren auch die Wallfahrten der letzteren zu diesem Berge im Gange; doch ist uns die älteste Beschreibung einer solchen, aus dem Jahre 1340 datirend, erst

von Ibn Batuta, dem gelehrten, weitgereisten Araber, überliefert worden: eine mit orientalischer Phantasie ausgeschmückte fabelhafte Geschichte, worin unter Anderm der Berg immer als der höchste der Welt und die letzte der Ketten, die zur Höhle des Propheten Khizr, eine Stunde unterhalb des Gipfels, führt, die »Kette der Erkenntniß« genannt wird, weil sich bei ihr der Blick in den tiefsten Abgrund eröffnet. Ferner werden zwei Wege unterschieden, der Baba- und Mama- (das heißt Adams- und Eva's-) Weg; beide sind offenbar die zufolge der Singhali-Annalen im zehnten bis dreizehnten Jahrhundert von frommen Königen des Landes eingerichteten und mit Rasthäusern versehenen Pfade, jener von Süden, dieser von Norden, von Kandy her, aufwärts ziehend.

Der eigentlich verdienstliche, bei Weitem schwierigste Wallfahrtsweg ist der über Ratnapura. Von diesem Orte ziehen die Pilgerschaaren am Ufer des Kalu Ganga entlang nach Palabadulla, in dessen Buddhatempel die zur Gipfelpagode des Sri Paddy gehörigen heiligen Geräthschaften aufbewahrt und nur für die Dauer der Pilgerzeit, vom März bis zum Mai, gezeigt werden; von da kommt man auf steilem und zum Theil in den Felsen gehauenem Wege, an der Quelle des Kalu Ganga vorüber, zu der oben genannten Pilgerherberge Diabetme, der letzten menschlichen Wohnung. Von hier bis zum Gipfel, in einer fast zweistündigen Entfernung, ist die Tour besonders sehr anstrengend. Unter wachsenden Gefahren und Beschwerden geht es dem Ziele zu; zuerst eine Felsentreppe hinan, dann in der Schlucht des tosenden Sitla Gangela fort, in dessen schäumenden Fluthen die frommen Pilger das Entsühnungsbad nehmen. Hie und da gewähren nur noch die durch den Regen bloßgelegten Baumwurzeln einen schwachen Anhalt; an anderen Stellen klimmt man gebrechliche, schwankende Leitern hinan, und jeder Fehltritt ist gewisser Tod. So wird das Tirmi, die Basis des eigentlichen Bergkegels, erreicht, wo eine Menge Sitze ausgehauen sind, auf denen die Pilger vor der letzten Wanderung bis zur höchsten

Kuppe auszuruhen pflegen. Auf zwei bis drei Hundert in die fast senkrechten Felswände gehauenen schmalen Stufen, sich festhaltend an eisernen Ketten, die oben im Gestein befestigt sind, klimmt der Gläubige den schwindelnden Pfad hinauf zum Berggipfel. Dieser bildet ein kleines Plateau von etwa dreißig Schritt Länge und funfzehn Schritt Breite, und ist von einer fünf Fuß hohen Mauer mit drei Eingängen umgeben, die an der Außenseite von einem Gebüsch des prachtvoll blühenden »Rhododendron arboreum« überragt wird. Ein gewaltiger bis neun Fuß hoher Felsblock in der Mitte des Plateaus bildet die eigentliche Spitze des Berges; ihm ist die heilige Fußtapfe (im Sanskrit »Siri Pada«) Buddha's eingedrückt. Mittelst einiger wohl erkennbarer Nachhülfe an den Zehen hat sie vollkommen die Form eines menschlichen Fußes; sie ist fünf ein Drittel Fuß lang und zwei einen halben Fuß breit dem festen Gestein zwei Zoll tief eingedrückt, und mit einer Einfassung von gelbem Metall und bunten Glassteinen versehen.

Ueber dem geweihten Felsblock erhebt sich, auf vier drei Fuß hohen Holzpfeilern ruhend und mit sehr plumpen eisernen Ketten an den Felsen befestigt, der kleine Tempel, verziert mit köstlichem Schnitzwerk, farbigen Tüchern, Wimpeln und Blumen. Seitwärts am Fuße des Blockes hat ein Buddhapriester seine Klause, und daneben steht ein Altar, auf dem die Pilger ihre Dankopfer niederlegen.*)

---

*) Ein anderer Reisender giebt uns eine Beschreibung einer Religionsfeierlichkeit auf diesem Berge, die wir hier im Auszuge mittheilen: „Die Pilger beiderlei Geschlechts, sauber in Festgewänder gekleidet, stellten sich in einem Halbkreise auf. Einige knieten nieder, andere standen mit gefalteten Händen oder vorgebeugtem Haupte. Ihnen gegenüber trat der kahlköpfige Priester im gelben Ornate an den Rand des heiligen Fußtapfens. Mit lauter Stimme sprach er die Glaubensartikel und die Lebensregeln der buddhistischen Religion. Die Pilger wiederholten Spruch vor Spruch. Nachdem der Priester geendet hatte, erhoben die Pilger ein lautes Geschrei. Darauf ging der Priester fort, ein Pilger machte an seiner Statt den Vorsprecher, so ward die heilige Ceremonie wiederholt. Jetzt folgte eine zärtliche und achtungsvolle Begrüßung der verwandten Pilger unter einander. Ein patriarchalisches Paar, das sich zuerst gegenseitig begrüßt hatte, ward nun ein Gegenstand der Ehrfurchtsbezeugung für Alle. Daß alle Zwietracht jetzt aufgehoben sei und daß die Familien- und Freundschaftsbande jetzt neu geknüpft seien, wurde nun durch gegenseitige Begrüßung und Austausch von Betelblättern

Der Prinz begab sich nun nach Kolombo zurück, wo er sich am 17. Dezember einschiffte. Binnen vierzig Stunden legte das englische Dampfschiff die etwa neunzig Meilen betragende Strecke nach Trinkomali zurück, wobei man die Insel stets in Sicht behielt. Interessant auf dieser Fahrt war unter Anderm auch das Verfahren gegen die muntern, gewandten Schiffsjungen. Dieselben hatten außer ihrem gewöhnlichen Dienste die »Kuckuruschen« — große, unausstehlich dreiste Holzkäfer — wegzufangen. Mit ihrem Fange in der Hand mußten die Knaben vor dem Unteroffizier antreten; wer keinen hatte, kriegte — seine Hiebe.

Am 19. Dezember legte das Schiff in Trinkomali an. Trinkomali, von den Malabaren Tirukonathamalei, das heißt Berg des heiligen Konatha (Schiwa) genannt, ist eine ansehnliche Stadt auf der Nordküste der Insel, an der Mündung des Nordarmes des Mahawilla Ganga und wegen seines großen und sichern Hafens für die Schifffahrt nach Ostindien, noch mehr aber in politischer Beziehung von so hoher Wichtigkeit, daß man es mit Recht den Schlüssel von Indien genannt hat. — Alle Schiffe, die sich beim Eintritt des heftigen Monsuns an der Küste von Koromandel und an der Westseite des bengalischen Meerbusens befinden, suchen dort Schutz und Sicherheit. Der Hafen bildet den nördlichen Theil einer geräumigen Bucht, deren Eingang eine halbe bis eine Meile breit ist. Etwa eine halbe Meile lang und eben so breit, ist er nach Lord Nelsons Ausspruch einer der schönsten Häfen der Welt; er faßt mehr als fünf Hundert Linienschiffe und hat eine so günstige Lage, daß zu allen Jahreszeiten Schiffe darin bequem einlaufen und vor Anker gehen können. Die Tiefe der Bucht ist überall sehr bedeutend, und an manchen Stellen, unfern der Küste, fast unergründlich, und die Schiffe können dicht an den Felsen ankern.

---

symbolisch bezeichnet. Jeder Pilger brachte dann ein Weihgeschenk dar und zum Schlusse erschien abermals der Priester, Alle segnend und mit der Ermahnung entlassend, daß sie fortan ein frommes und tugendhaftes Leben führen möchten. Anmerkung des Herausgebers.

Die Anlage eines größern See-Arsenals wird jedoch durch die geringe, in der Regel nur acht und dreißig Zoll betragende Fluthhöhe verhindert.

Die Portugiesen wußten den Hafen, welcher in der Mitte zwischen dem Kap der guten Hoffnung und Singapore liegt, trefflich zu schützen. Sie erbauten auf dem einige Hundert Fuß über dem Meeresspiegel erhabenen in die Bucht vorspringenden Granitfelsen, der dem Schiwa geheiligt ist, das Fort Ostenburgh, welches die nur fünf Hundert Schritt breite Einfahrt in den innern Hafen bestreicht. Ein zweites Fort, Frederik, beherrscht die Einfahrt in die Baien.

Die Stadt, die früher bedeutender war, als jetzt, nimmt vielleicht noch heut einen größern Raum ein, als Kolombo, hat aber nicht halb so viel Einwohner. Durch eine Esplanade wird sie von der Citadelle getrennt, und macht auf den Ankommenden mit ihren hübschen Gärten und den von Grün umgebenen Häusern einen freundlichen Eindruck. Man sieht hier keine so ununterbrochene steife Bazarstraße, wie in andern singhalesischen Städten; das Ganze hat vielmehr ein ländliches Ansehn durch die Gruppen großer Bananenblätter und Kokospalmwipfel, die gleich Trauerweiden ihre schattigen Zweige anmuthig auf die einfachen Hütten herabhängen lassen. Von einem wohl achtzig Fuß hohen, senkrecht ins Meer abstürzenden Felsen unweit der Citadelle genießt man eine herrliche Aussicht. Der Fels selbst aber gewährt einen überraschenden Anblick beim Einbrechen des Abends, da dieses die Zeit ist, zu welcher dort die um ein Feuer sitzenden Priester des Buddha der Gottheit ihr feierliches Blumenopfer darbringen. Auf der Höhe dieses Felsens ist eine Säule errichtet, welche das Andenken einer Jungfrau (Franziska van Rede) verewigt, die sich am 24. April 1687 einer unglücklichen Liebe wegen von diesem Felsen ins Meer stürzte.

Die Bewohner von Trinkomali sind aus verschiedenen Ländern zusammengekommen. Neben dem kleinen, gedrungenen Malayen mit

chinesischen Gesichtszügen, dem weichlichen, hellbraunen Singhalesen und dem durch schlanken Körperbau und dunkle Hautfarbe ausgezeichneten Malabaren, der fast die ganze nördliche Küste von Ceylon bewohnt, sieht man Europäer fast aller Nationen. 1804 gab es noch keine Kirche in Trinkomali; jetzt sind hier außer den Moscheen der Muhamedaner und den Tempeln der Malabaren eine protestantische und eine Methodisten-Kirche und zwei römisch-katholische Kapellen.

Nach einigen Jagdpartien in der Umgegend bestieg der Prinz wieder das Schiff, um nach Madras zu fahren. Die Fahrt war sehr stürmisch. Am dritten Tage früh Morgens, als der Prinz erwachte, rollte der »Spiteful« gewaltig, und aufs Verdeck tretend, sah er die Stadt vor sich ausgebreitet; das Schiff lag auf der Rhede vor Anker.

Von der See aus gesehen, gewährt Madras mit seiner flachen, sandigen Küste einen eigenthümlichen Anblick. Landeinwärts zeigen sich einige kleine Hügel, und die ganze Umgebung erscheint anfänglich öde und unfruchtbar. Doch je näher man dem Lande kommt, um so lebendiger wird die Scene, um so interessanter wird das an die europäische Heimath erinnernde Bild. Längs dem Strande ziehen sich in einer langen Reihe und mehrere Stock hoch, wie es in Ceylon nirgends gefunden wird, die öffentlichen Gebäude und die ansehnlichen Waarenlager hin, mit ihren auf Säulenbogen ruhenden Veranda's und mit den glänzenden weißen Facaden, deren Muschelkalk-Ueberzug ganz wie Marmor erscheint. Herrliche Gärten umgeben die Häuser; mehr gegen Süden steht auf einer Esplanade der schlanke säulenartige Leuchtthurm mit weithin sichtbarem Blickfeuer, und noch weiterhin, in geringer Entfernung von der See, erheben sich die stattlichen Mauern und Bastionen des Forts Sankt George, des europäischen Stadttheils, unter dem ein tiefer breiter Fluß ins Meer fällt, während im Hintergrunde der Landschaft ein anziehendes Gemisch von Bäumen, Minarets, Kirchen und Pagoden sich zeigt.

Madras ist die zweite Stadt des indo-britischen Reichs. Die »schwarze Stadt«, der größte und volkreichste Theil von Madras, ist bewohnt von einem bunten Gemisch von Nationen: Hindu's und Muhamedanern, portugiesischen und französischen Abkömmlingen. Sie enthält etwa den fünften Theil der gesammten Einwohnerzahl, die, alle Umgebungen und die zur Jurisdiktion von Madras gehörigen Ortschaften mitgerechnet, zwischen sechs bis acht Hundert Tausend betragen mag, während die Zahl der Häuser auf dreißig bis vierzig Tausend angegeben wird, darunter wohl Tausend dem Gottes- und Götzendienst gewidmete.

So große Vorzüge auch Madras als Hauptstadt und Handelsplatz in sich vereinigt, so möchte in nautischer Beziehung kaum eine ungünstigere Stelle an der ganzen hafenlosen, überall von einer heftigen Brandung umgürteten Koromandel-Küste zu finden sein, als die, welche es einnimmt. Gerade hier brechen sich die Wellen des indischen Oceans selbst bei ruhigem Wetter mit der fürchterlichsten Gewalt, und es wird dadurch oft die direkte Kommunikation mit den fast eine Stunde entfernt auf der Rhede liegenden Schiffen unterbrochen. Bei herannahendem Sturm werden durch aufgesteckte Flaggen Signale gegeben, worauf alle Schiffe in See gehen. Dennoch sind Schiffbrüche auf dieser Küste an der Tagesordnung. Kurz zuvor, ehe der Prinz anlangte, war ein Sturm so überraschend gekommen, daß Schiffe vom Anker gerissen wurden und scheiterten, eins sogar gänzlich verschwand. Auf solche Fälle vorgesehen, haben alle Schiffe auf der Rhede den Ober-Top gestrichen.

Die Fahrzeuge, deren man sich bedient, um durch die Brandung zu schiffen, »Massulahs« (von Muchli, das heißt Fisch) genannt, sind von sonderbarer Gestalt und Konstruktion. Sie haben einen flachen Boden und hohen Bord, und bestehen gewöhnlich nur aus einigen Kokosplanken, welche statt der Nägel durch Kokosfasern verbunden sind. Auch die Fugen verstopft man, anstatt sie zu kalfatern, mit derartigen Fasern, und macht die Boote dadurch

elastischer und nachgiebiger gegen die Wellen, was unumgänglich nothwendig ist. Die zu den Schiffen gehörigen Schaluppen kommen oft bis an die Brandung und warten dort auf ein Boot der Eingeborenen, um landen zu können. Sobald dieses unter den Einfluß der Brandung gekommen ist, erhebt sich der Steuermann und giebt mit den Füßen stampfend und laut schreiend den Takt an, indessen die Ruderer rückwärts arbeiten, bis eine günstige Welle das Fahrzeug erfaßt und mit ungeheurer Gewalt vorwärts treibt. Dann werden alle Ruder mit voller Kraft geführt, damit das zurückfließende Wasser das Boot nicht mit sich reiße, und diese anstrengenden Versuche werden so lange wiederholt, bis das Boot auf den Strand geworfen ist.

Die Fischer und andere an diesem Gestade beschäftigte Eingeborene gebrauchen außerdem ein ganz eigenthümliches, noch weit einfacheres Fahrzeug »Katamaran« genannt, womit sie Briefe und kleine Quantitäten von Lebensmitteln auf die Schiffe befördern, wenn größere Boote der hohen See wegen nicht auslaufen können. Zwei oder drei mit Stricken zusammengebundene anderthalb Fuß breite und etwa acht bis zehn Fuß lange nur von zwei oder drei Männern regierte Kokosstämme, die vorn in einen kleinen Schnabel auslaufen, bilden diese Art von Floß. Die Beine unter dem Körper eingezogen und auf die Hacken zusammengekauert, balanciren die verwegenen Menschen das kleine Fahrzeug mit ihrem Oberleibe. Oft wird ein Mann durch die Wellen von demselben hinabgerissen und ist genöthigt, durch Schwimmen es wieder zu gewinnen; in seiner spitzen, dicht geflochtenen und fest anschließenden Strohmütze schützt er jedoch die von ihm geführten Briefe vor der Nässe.

Da das Boot des »Spiteful« nicht geeignet war, das seichte Küstenwasser mit seiner heftigen Brandung zu durchschiffen, so mußte man sich eines »Massulah« bedienen, um ans Land zu kommen. Auf- und abgeschleudert durch die stürmischen Wellen, unter dem exaltirten Schreien der Ruderer, wurde das seltsame Fahrzeug zuletzt

ans Ufer geworfen, hier wie festgerannt auf dem Sande, von den herausspringenden Männern noch zwanzig bis dreißig Schritt weiter gezogen und dann die Reisenden in Stühlen aufs Trockene gebracht.

Auf dem Korso am Ufer des brandenden Meeres bietet sich dem Reisenden ein anderes seltsames Schauspiel; hier ist die beau monde der reichen Handelsstadt in ihrem vollen Glanze zu sehen; ein unendliches Gewühl von Wagen und Pferden erfüllt den Platz, auf dem ein Fußgänger eine gar ärmliche Rolle spielt, denn er wird, zumal von den Indiern, entweder für sehr arm oder wohl gar als verrückt angesehen. Mitten in dem Getümmel vernimmt man plötzlich hinter sich ein sonderbares Stöhnen, das rasch sich nähert: — es sind acht braune Träger, die rüstig einherschreitend auf ihren Schultern an einer Stange einen sargähnlichen schwarzen Kasten tragen, in welchem bequem hingestreckt ein Mann liegt; es ist ein »Palki«, jenes Transportwerkzeug, bei welchem man Menschen zu Thierdiensten herabwürdigt. Mit Unwillen wendet man sich von dieser unmenschlichen Sitte ab. Dagegen erfreut ein Gang durch die vielen langen sich kreuzenden Banianen-, Hibiskus- und Feigen-Alleen, die sich zwischen den Gärten der Engländer hinziehen. In der Mitte eines jeden Gartens liegt ein großes, palastartiges Landhaus, das aber, besonders auf der Wetterseite, durch den Schmutz und das Abbröckeln des Stucks von den Wänden den Eindruck der Verfallenheit, des vergangenen Glanzes macht. Die Gärten selbst mit ihrem verbrannten gelben Rasen und ihren wenigen Bäumen zeigen, wie überhaupt die ganze Umgegend von Madras, eine große Wasserarmuth an, und einige große »Tanks« und Kanäle, die noch aus alten Zeiten stammen, sind nicht hinreichend, dem salzigen Sandboden des Landes eine frische Vegetation zu entlocken. Ein Theil der Europäer von Stande wohnt in diesen Landhäusern, ein anderer, namentlich die Beamtenwelt, im Fort. Wie ein breites Band umziehen jene Gärten im Süden und Westen das Fort und die »schwarze Stadt«, welche sich, umgeben von der Esplanade des

Forts, hinter der Häuserreihe der Kaufleute am Kai ausbreitet, und an die sich die Vorstädte und Dörfer der Indier, zwischen Gärten und Bäumen unregelmäßig durcheinandergebaut, anschließen. Alles: Alleen, Gärten, Häuser, ist so einförmig, daß das Orientiren in der Umgebung der Stadt große Schwierigkeiten hat; besonders zeigen jene Einförmigkeit die niedrigen, einstöckigen Häuser der Eingeborenen, die in den Vorstädten von Backsteinen erbaut, in den Dörfern aber bloße runde Lehmhütten mit hohen Palmdächern sind.

Dem Fort gegenüber liegen die kleinen Bazars, deren Straßen von Menschen wimmeln. Der Prinz, der sie Abends besuchte, sah die Indier in weiße wollene Tücher, die Europäerinnen in Pelzwerk gehüllt, obwohl es deutschen Reisenden hier zu dieser Zeit so warm vorkam, wie daheim im höchsten Sommer.

Im Fort George, worin ein europäisches Regiment und ein Detachement Native-Militair liegt, sind als besonders merkwürdig hervorzuheben die Hauptkirche und das reich ausgestattete Arsenal, welches das Haupt-Waffendepôt der Madras-Armee bildet.

Merkwürdig ist auch Sankt Thomas Mount, ein isolirter kleiner Felshügel, einige Meilen von der Stadt südlich entfernt, wo sich auch eine Militairstation befindet und auf der Spitze des Felsens eine schöne armenische Kirche steht. Auf diesem Hügel soll sich einst, der Sage nach, Thomas, der Apostel der Indier, behufs Ausbreitung des Christenthums niedergelassen haben, dessen Grab hier auch noch heute von Katholiken und — Heiden verehrt und bewallfahrtet wird.

Außer seiner Bedeutung als Hauptstadt einer der vier großen Präsidentschaften Ostindiens ist Madras besonders wichtig als der vornehmste Sitz des Perlen- und Edelsteinhandels im Orient. Eine spezielle Berühmtheit aber, bis nach Europa hinein, haben seine Schlangenzähmer und Taschenspieler erlangt. Mehr als ein halbes Dutzend derselben, Männer und Kinder, die sich zur Zeit der Gegenwart des Prinzen am Nachmittage unter dem Säulengange des

Gouvernementshauses versammelt hatten, legten, während sie fortwährend in der exaltirtesten Konversation unter einander und mit den Zuschauern begriffen waren, die erstaunlichsten Proben ihrer Geschicklichkeit in allerlei Gaukelkünsten und in gefährlichen Sprüngen über scharfe Säbel und Messer ab. So unter Anderm zogen sie, immer mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde sitzend und nichts als einen Sack vor sich, aus einem Kerne einen Baum, den sie auf allerliebste Weise die verschiedenen Stufen des Wachsthums durchgehen ließen, und aus der Haut einer Cobra di Capello (Brillenschlange) machten sie eine lebendige Schlange, die sie dann mit dem Manguste oder Ichneumon, einem wieselartigen Thiere, unter großem Geschrei und sonderbaren Tönen zu einem erbitterten Kampfe zusammenhetzten. Von den Sprüngen war namentlich einer durch die eigenen Arme, an denen zwei Säbel befestigt waren, während der Kopf zwischen den scharfen Kanten zweier Messer hindurchpassiren mußte, wahrhaft haarsträubend für die Zuschauer.

Am 28. reiste der Prinz zur See nach Mahamalaipûr, der alten berühmten, jetzt in Trümmern liegenden Felsenstadt, und von da nach den sogenannten sieben Pagoden.

Diese berühmte Lokalität liegt etwa sieben Meilen südlich von Madras. Es finden sich hier an der Küste, im niedrigen Gebüsch zerstreut liegend, große Brocken grauen Syenits von sehr feinem Korn. Geht man weiter hinauf, so trifft man dasselbe Gestein plötzlich in ungeheuren Blöcken an, welche an dieser flachen Sandküste den Eindruck machen, als ob sie aus den Wolken gefallen wären, und hie und da in den großen Platten kleine seeartige Vertiefungen enthalten, deren Wasser trotz der Nähe des Meeres süß ist. Eine Gruppe von grotesken Felsblöcken, ähnlich der Teufelsmauer am Fuße des Harzes, schließt dort die merkwürdigen Ueberreste uralter Heiligthümer in sich; jeder einzelne Felsblock ist ein Prachttempel mit zierlichen Figuren und Schnitzwerk, Alles aus dem festen Gestein umgewandelt.

Die ersten Monumente, zu denen man kommt, sind zwei durch einen schmalen Spalt von einander getrennte Felsblöcke, vierzig bis funfzig Fuß hoch, bei einer Länge von ungefähr achtzig Fuß und von oben an bis unten mit fein ausgearbeiteten, meist lebensgroßen Figuren bedeckt. Links von der Spalte erblickt man auf der Wand als Hauptfigur einen Büßenden, den Ardjuna, der auf dem linken Fuße stehend die Arme über dem Kopfe kreuzt. Ihm zur Linken steht der mit einer Hand auf ihn hindeutende Liebesgott Iswara, und dicht neben und über diesem befinden sich mehrere Reihen halb knieender, halb schreitender Gestalten mit sonderbarem Kopfputze, welche den Büßenden zu verehren scheinen. In den beiden unteren Reihen sieht man nur Thiere, vorzüglich Affen, Löwen, Tiger, Antilopen und Vögel. Auffallend ist es, daß einige der mehr nach rechts hin befindlichen Gestalten ihr Gesicht der Spalte zuwenden, in welcher eine ausgehauene, mit hohem Kopfputz versehene und gewiß aus einer spätern Zeit stammende weibliche Figur befindlich ist. Der Block zur Rechten der Spalte zeigt als Hauptgegenstände einen jungen und einen alten Elephanten, beide in Lebensgröße sehr schön gearbeitet und bis auf einen abgebrochenen Zahn ganz wohl erhalten. Oberhalb dieser sind wieder zwei Reihen anbetender männlicher und weiblicher Figuren. Die Skulptur in allen diesen Bildern, welche in mehr als Hautrelief ausgearbeitet sind, ist ausgezeichnet.

Im Südwesten der beiden eben geschilderten Denkmäler stehen die eigentlich sogenannten »sieben Pagoden«, eine Gruppe von fünf Tempeln — mehr konnte man nicht herausbringen —, gleichfalls in Stein ausgehauen. Die erste derselben enthält eine auf acht Säulen ruhende Grotte, mit leeren Nischen in der Tiefe. In einem andern Tempel befindet sich das Bild des Gottes Wischnu, auf dessen erhobenem linken Knie eine weibliche Figur sitzt. In dem größten dieser Tempel-Souterrains gewahrt man ein Basrelief, welches ebenfalls den Gott Wischnu darstellt, und zwar, wie er mit der einen Hand ein einstürzendes Gewölbe hält. Es liegt viel Kraft

und Ausdruck in der Figur; auch zwei zurückbebende weibliche Gestalten sind sehr gut gearbeitet; nur ist zu bedauern, daß die herabrieselnde Feuchtigkeit an diesen Bildwerken viel zerstört. — Nicht weit von jenen fünf Monolithen steht, hart am Meere und dessen schäumender Brandung ausgesetzt, noch eine alte aus dunkeln Steinquadern aufgeführte Pagode. In ihrer malerischen Einsamkeit dient sie den Schiffern, welche sie fliehen müssen, als Landmarke. Mehrere in der Nähe befindliche meist recht geschmackvolle Bauwerke scheinen aus neuerer Zeit zu stammen und sind aus behauenen Steinen zusammengesetzt.

Die Brahminen, welche ein ärmliches Dorf zwischen jenen Felsmonumenten bewohnen, geben an, daß diese Heiligthümer die Reste des alten Mahabalipuram im Mahabharata seien, der »Stadt des großen Bali«, deren übriger Theil begraben liege in den Wogen des Meeres; eine Behauptung, der die angestellten Forschungen Einiger widersprechen, während andere neuerdings erst bekannt gewordene Thatsachen sie zu bestätigen scheinen. In neuester Zeit hat man nämlich die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß, sobald in der Gegend von Mahamalaipûr ein Sturm sich von der Seeseite erhebt, römische und zuweilen auch chinesische Münzen an den Strand geworfen werden. Auch südlich von diesem Orte hat man mehrfach in ansehnlicher Entfernung vom Ufer und jenseit des Zurückweichens der Fluth Backsteine, Ziegel und Töpfe auf dem Grunde des Meeres gefunden und noch weiter gen Süden, nahe der Mündung des Kawery, bezeichnen die Brahminen die Lage einer alten vom Meere bedeckten Stadt. Bei Madras ferner steht es unzweifelhaft fest, daß die See noch in neuerer Zeit dem Lande Abbruch gethan hat; das oben erwähnte Sankt Thomé, eine alte portugiesische Niederlassung, wenig südlich von Madras gelegen, hat der Tradition zufolge früherhin gegen neun Meilen landeinwärts gestanden.

Als die Gesellschaft an den Strand zurückkehrte, blies der Wind so heftig, daß sie sich nur mit einigem Widerstreben ihren

Massulahs anvertraute und die Schiffer sogar halb mit Gewalt gezwungen werden mußten, sich auf das Meer hinaus zu wagen. Mit einem »Hurrah!« wurde die erste Brandungswelle überwunden; aber die zweite und dritte machten gewaltig zu schaffen; endlich, nachdem die kleinen Fahrzeuge wiederholt mit Macht ans Land zurückgeworfen worden, gelang es, auch sie zu überwinden und nach dreiviertelstündiger Fahrt zu dem stark rollenden »Spiteful« zu gelangen, woselbst das Aufsteigen aus dem hin- und hergeschleuderten Massulah die größte Vorsicht erheischte. Nach einer langen, sehr stürmischen Fahrt, dem ungestümen Nordost entgegen, bald mit diesem, bald mit jenem Bord im Wasser, langte man wieder auf der Rhede von Madras an, wo die Kauffahrteischiffe wie toll auf und ab tanzten. Schauderhaft war es anzusehen, wie nun in dieser finstern, grausigen Nacht die Herren aus Madras, welche den Prinzen begleitet hatten, nach vielen vergeblichen Versuchen, das Massulah an die Treppe zu bringen, endlich, als dies auf einen Moment gelungen war, dasselbe bestiegen oder vielmehr mit einem kühnen Satze in dasselbe hinabsprangen. Als ob es sie ihrem sichtbaren Untergange entgegenführte, tanzte das Boot mit ihnen auf den hohen schäumenden Wogen; Jedem, der es mit ansah bangte für ihr Leben; doch sind alle, wie man später erfuhr, glücklich ans Land gekommen. — Die Maschine ging an, und vorwärts steuerte das Schiff gen Kalkutta.

Der anhaltend heftige Wind machte die Fahrt so beschwerlich, daß sich schon am nächsten Tage die Reihen der Spaziergänger auf dem Deck lichteten. Bei Tafel mußte man sich stets des Rahmenaufsatzes bedienen, damit die Gläser, Flaschen und Teller nicht herunterflogen. So blieb es bis zum dritten Tage, dem letzten des Jahres; da beruhigten sich die Elemente und plötzlich gegen Mitternacht tauchte der silberne Mond am schwarzen Meereshorizonte auf, ein freundlicher Verkünder des neuen Jahres. Am 2. Januar erreichte man eins der Pilotenschiffe, die hier im

Dienste der ostindischen Kompagnie vor den die Mündungen des Ganges umgebenden Sandbänken kreuzen. Gleich darauf wurde das Leuchtschiff passirt, das dreißig Seemeilen von der Südspitze des Sagor Island liegt, und nun reihte sich bald in kurzen Zwischenräumen Schiff an Schiff, gleichsam eine Straße bildend. Unter fortwährendem Sondiren, was sich wegen der bereits die Farbe des Meeres verändernden Sandbänke und Angesichts der warnend über dem Spiegel hervorragenden Masten eines gescheiterten Schiffes als sehr nöthig erwies, kam man Abends auf der Höhe des Leuchtthurmes von Sagor Island an, wo Anker geworfen wurde. Mit Tagesanbruch am 3. Januar ging es weiter; die Morgenfluth benutzend, wurden einige gefährliche Sandbänke überwunden, und Mittags der Ganges, oder vielmehr sein großer Westarm, der Hugly, erreicht, dessen senkrechter Uferrand bei der nun eintretenden Ebbe funfzehn bis zwanzig Fuß hoch mit einem kurzen Sandvorlande von Wasser befreit sich darstellte. Mächtige Geier, unfern der Dörfer am Uferrande sitzend, Raubvögel, die die Luft durchschwirrten und sich dreist auf dem Takelwerk niederließen, darunter sogar eine weiße Eule, die sich frech auf den großen Mast pflanzte; zahlreiche Boote der Eingebornen, von stark geschweifter Bauart- und hierdurch sehr graziös, aber auch sehr kippelig aussehend, so wie auch größere, stark bemannte und stark beladene Nachen mit langem Steuer und hohem Bord, die sicher weit her aus dem Innern kamen, belebten immer mehr den majestätischen Strom. Statt des erwarteten undurchdringlichen Urwaldes der Sunderbunds hatte man zu beiden Seiten große bebaute Plainen und trockene Wiesenflächen mit weidendem Vieh, zuweilen auch Strecken niedrigen Strauchjungles und hie und da ein Lehmdorf. Bei den meisten dieser Dörfer sieht man große Feigenbäume, die Tempel überschattend; der vorherrschende Baum ist jedoch die Palmyrapalme. Trotz all diesem Grün erinnerte der Strom durch den grauröthlichen Mittagsdunst, der sich über die Landschaft lagerte, sehr an den Nil.

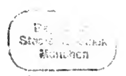
Gegen Abend, als die Sonne dunkelroth glühend hinter einem grauen Schleier, dem feuchten, ungesunden Dunste des Ganges-delta's, hinabsank, fuhr man zwischen schönen Gärten, mit weiter zurückgelegenen stattlichen Landhäusern, trefflichen Rasenflächen und schlanken Kasuarinen und Mangobäumen hin. Zur Linken wurde der botanische Garten und ein geistliches Kollege, zur Rechten eine Kettenbrücke passirt; schon waren die Linien des Forts William und die Enfiladen der Stadt zu erkennen; da, unfern des »Hindostan«, des alten Freundes von Suez her, stopfte die Maschine und nieder rasselte der Anker auf den Grund.

Am Kai wurden die Laternen angezündet und ein reges Volks-treiben belebte die Ufer. Einige rothe Uniformen zeigten sich unter der Menge; bald stieß auch eine große bedeckte Gondel mit einer ansehnlichen Zahl rother Ruderer vom Ufer ab und brachte drei Offiziere an Bord des »Spiteful«, den Prinzen im Namen des General-Gouverneurs, General-Lieutenant Sir Henry Hardinge, zu bewillkommnen und ihn in dessen Haus einzuladen. Unter den Salutschüssen des Forts William fuhr Prinz Waldemar ans Land, von wo ihn ein vierspänniger Wagen beim Fort vorbei über eine mit unzähligen Lampen beleuchtete Esplanade zu dem Palais brachte, an dessen Schwelle der General, geschmückt mit dem rothen Adler-orden und umringt von einer Schaar rothgekleideter Diener, den hohen Gast empfing und mit Briefen aus der Heimath auf das angenehmste überraschte.

Zweiter Abschnitt.

Die Reise durch Hindostan.

Von Kalkutta über Patna, Katmandu, Benares und Delhi nach Naini Tâl, 3. Januar bis 27. Mai 1845.



Kalkutta, Kalikotta oder -Kata der Hindu's, das ist Wohnung der Kali, ist eine sehr ansehnliche und verhältnißmäßig sehr junge Stadt. Gleich Sankt Petersburg erst vor anderthalb Hundert Jahren an sumpfiger Stelle erbaut, aber bereits weit größer als dieses und wohl gegen neun Hundert Tausend Einwohner zählend. Noch im Jahre 1717 lagen hier erst zwischen Sümpfen und Wäldern zwei Dörfer am Strome; 1752 hatte die neue Stadt bereits über vier Hundert Tausend Einwohner; aber das schönste Quartier der Stadt, Tschoringi, -nebst der Esplanade, lagen noch mit dichter Waldung und grünen Wiesen bedeckt, und wo dort heute Reihen von Pallästen prangen, standen damals nur ein paar armselige Erdhütten.*)

Etwa zwei Wochen verweilte Prinz Waldemar in Kalkutta und Umgegend. Der General-Gouverneur Sir Henry Hardinge, welcher

*) Gegen anderthalb Meilen weit, aber in durchschnittlich nur einer Drittelmeile Breite dehnt sich Kalkutta am linken Ufer des Hugly aus. Im Jahre 1837 wurden hier fünf und sechzig Tausend vier Hundert fünf und neunzig Häuser gezählt, darunter nur vierzehn Tausend sechs Hundert drei und zwanzig aus Backsteinen erbaute, und die übrigen Hütten mit Ziegeln und Stroh gedeckt; unter den damaligen zwei Hundert neun und zwanzig Tausend sieben Hundert vierzehn Bewohnern der eigentlichen Stadt, zu denen noch an Hundert achtzig Tausend täglich aus den Vorstädten hinzukommen, befanden sich nicht mehr als drei Tausend ein Hundert acht und dreißig Engländer, vier Tausend sieben Hundert sechs und vierzig Anglo-Indier, drei Tausend ein Hundert ein und achtzig Portuglesen, sechs Hundert sechs und dreißig Armenier, fünf Hundert neun Mongolen, drei Hundert zwei und sechzig Chinesen, zwei Hundert fünf Juden, Hundert sechzig Franzosen, vierzig Perser, fünf und dreißig Araber und nur neun und vierzig eingeborne Christen.

den Prinzen auf die zuvorkommendste Weise aufnahm, erinnerte sich noch sehr lebhaft der Zeit, wo er im Hauptquartier des Fürsten Blücher mit dem Vater des Prinzen zusammengetroffen war. Auch lernte der Prinz hier den General Ventura (den Reformator der Armee Randjit Singhs) kennen, nicht ahnend, daß er ein Jahr später den Bataillonen »Ventura« im Kampfe gegenüber stehen sollte.

Kaum hatte sich der Prinz in seinem neuen Aufenthalt orientirt, so wurde er vom General-Gouverneur eingeladen, den unmittelbar hinter Fort William belegenen Race-place zu besuchen. Hier ging es eben so zu, wie bei europäischen und wie wahrscheinlich bei allen Wettrennen der Welt. Vor der Tribüne wurde gewettet und renommirt, in den Logen und auf der Wagenburg neben der Tribüne wurde zugeschaut und kokettirt. Aber streng geschieden von diesem Getreibe machte sich das der jungen indischen Nobility bemerkbar, aus den reichen Kaufmannssöhnen Kalkutta's bestehend, die zwar sehr viel Europäisches angenommen hatten, indem sie in Chaisen oder Buggies vorfuhren und Schuh und Strümpfe, lange schwarze Beinkleider, auch Rock und Reitpeitsche, einige sogar Brillen trugen, die aber dennoch überall ihren indischen Geschmack nicht verhehlen konnten: sie waren in die verschiedensten, möglichst auffallenden Farben gekleidet, der Rock vor der Brust und an den Seiten offen; einige trugen sogar recht grelle chinesische Ueberwürfe mit großen Drachenarabesken. Die Pferde, die hier erschienen, waren aus der ganzen Welt zusammengekommen: englische, französische, mecklenburgische, vom Kap, aus Neu-Süd-Wales, vom Golf (das heißt vom persisch-arabischen) und aus Arabien, Ponies, aus Birma und China. Dies sind hier ungefähr die beliebtesten Racen, wozu dann natürlich noch die Pferde aus den verschiedenen Landgestüten kommen. Die Rennpferde waren aber ausschließlich orientalische, klein und nicht rasch, meist von englischen Jockey's geritten; englische Pferde läßt man nicht mitlaufen, weil diese zu viel Chance haben würden.

Am 4. Januar begleitete der Prinz den General-Gouverneur nach dessen Landhause Barrackpûr, das sechszehn Miles oder etwa drei eine halbe Meile oberhalb Kalkutta in einer gesunden Gegend am linken Ufer des Hugly liegt, und zur Zeit der Anwesenheit des Prinzen als Garnisonsort für vier Eingebornen-Infanterieregimenter nebst einer mit Elephanten und einer mit Ochsen bespannten Batterie der Armee von Bengalen diente. Zwei Vorreiter, die vor dem mit vier kräftigen Braunen vom Kap bespannten Wagen hersprengten, hatten vollauf zu thun, das dichte Gewoge in den breiten Straßen der Stadt zu zertheilen. Bald hatte man das vornehme »weiße« Stadtviertel, die eigentliche »Stadt der Palläste«, wie man Kalkutta genannt hat, mit ihren hohen weißen Häusern und den dicht mit Matten geschlossenen Fenstern hinter sich, und die Bazarstadt war erreicht, an welche sich unabsehbare, dorfartige Vorstädte anschlossen, aus Bambus- oder Palmenhütten bestehend, in denen getrocknete Früchte, Betel, Mehl und hunderterlei Backwerk aus Mehl und Zucker, eine Hauptdelikatesse der Indier, feilgehalten werden. Diese Hütten und die hie und da zwischen ihnen in Gärten versteckt liegenden englischen Landhäuser wurden allmählig immer sparsamer; Gruppen von Kokospalmen traten dazwischen, und man gelangte in eine breite Allee von Teck, Tamarinden und Uvaria, die durch ein üppig grünes, waldiges Land führte, in welchem hohe Mais- und Ricinusfelder, einzelne jetzt kahl liegende Reisfelder, Betelplantagen und so weiter mit Kokos- und stellenweise mit Arekapalmen wechselten.

Ueber dieses Landhaus schreibt der Prinz Folgendes: »Am andern Morgen, als ich erwachte, schien die Sonne in allem Glanze des südlichen Himmels in mein Zimmer. Der flimmernde, glitzernde Hugly zog unter meinem Fenster breit und majestätisch vorüber. Auf dem Flusse ruhte ein Dampfschiff, das die Bestimmung hat, jeden Sonnabend eine Abtheilung von den drei bis vier Hundert Dienern des General-Gouverneurs hierher zu bringen;

kleine indische Nachen mit geblähten Segeln strichen leicht und graziös auf dem geheiligten Strome der Stadt zu. Mir gegenüber glänzten die Häuserreihen von Serampûr, einer ehemals dänischen Niederlassung, welche die Kompagnie erst vor Kurzem angekauft hat. — Die Morgenkühle benutzend machten wir mit zweien Adjudanten des General-Gouverneurs einen Kenter durch den Park. Er zieht sich am Hugly hinab: an die um das Haus liegenden Blumenparthien schließt sich der eigentliche Park mit seinen Eichen und Kasuarinen, die einzeln auf dem dichten kurz frisirten Rasen zerstreut stehen. — Mein besonderes Interesse erregte eine kleine, auserlesene Menagerie, welche von der Liebhaberei Sir Henry Hardinge's für Thiere, besonders für Vögel, Zeugniß ablegt und in der ich die Freude hatte, auch die meisten Thiere anzutreffen, welchen ich in der Wildniß noch zu begegnen dachte; hier waren Tiger und Elephant, Rhinozeros und Giraffe neben einer Menge von unverschämten Affen, prächtigen Fasanen, stahlblauen und in allen Farben schillernden Menâls und so weiter.«

Am 6. früh wurde eine große Parade abgehalten. Von den vier hier stationirten Native-Infanterieregimentern waren auf den beiden Flügeln eine mit Elephanten und zwei mit Ochsen bespannte Positions-Batterien aufgestellt. Der Prinz hatte hier Gelegenheit, den großen Unterschied zwischen den Sipoys der Madras- und der Bengal-Armee zu beobachten, welche letzteren aus Aude und Rohilkand genommen werden, da die Bengalesen zu schwächlich und furchtsam sind. Es waren große, breitschultrige Leute mit gewölbter Brust und bärtigen Gesichtern, an russische oder österreichische Soldaten-Physiognomien erinnernd. Je zwei Elephanten, jeder einen Mahaut zwischen den Ohren tragend, der mit einem spitzen eisernen Stachel dem Koloß den Kopf bearbeitet, wenns mit den Schenkeln nicht helfen will, zogen einen Neunpfünder. Die Thiere waren so wohl dressirt, daß sie beim Abfeuern der Kanonen nicht muckten. Trotzdem sind diese Batterien doch von keiner praktischen Bedeutung für

den Kriegsdienst; da kann der Elephant nur zum Transport der Geschütze verwendet werden; denn wenn ihn ein plötzlicher Schreck oder gar eine Kugel trifft, die ihn verwundet, so kennt er sich nicht in rasender Wuth. — Besser scheinen die ebenfalls neunpfündigen Ochsen-Batterien ihren Zweck zu erfüllen. Deren Geschütze sind mit je sechs von diesen kräftigen, ausdauernden Thieren bespannt, welche von einem Fahrer und zwei zwischen den vordern Paaren laufenden Treibern geleitet werden.

In Barrackpûr sah Prinz Waldemar auch zum ersten Male die Kantonnements der Native-Regimenter: Lehmhütten, mit Ausnahme der Verheiratheten, für je zehn bis funfzehn Mann bestimmt und mit kleinen Gärtchen umgeben, kompagnieweise in Gassen neben einander erbaut. Darin sind die Sipoys so vollständig Herren, daß der Kapitain, ein Engländer, mit seltenen Ausnahmen nie ihre Schwelle übertreten wird. Es würde auch ihr Heiligthum besudeln, wenn ein Ungläubiger darin eindränge; zumal wenn der Hindu beim Kochen ist, darf auch nicht der Schatten eines solchen in den geheiligten Kreis des Heerdes fallen: er schüttete sein Essen aus und grübe seinen Feuerheerd um. Diesen, so wie die messingne Schüssel und den Lotos (das Trinkgefäß) hält der Sipoys oder sein Weib, mit dem er hier haust, spiegelrein, wie er denn überhaupt, nach Hindu-Art, das Kochen und Essen als feierliche, religiöse Akte betrachtet.

Unter den militairischen Etablissements ist besonders das Fort William von Interesse; es ist auf zwei Seiten in Kanonenschußweite von Vorstädten umgeben und bildet ein achtseitiges Vauban'sches Polygon, dessen fünf Landseiten bastionirt, dagegen die drei dem Hugly zugekehrten tenaillirt sind. Diese ihrem Umfange nach gewaltige Citadelle ist verpallisadirt und mit einem unter Wasser zu setzenden Graben umgeben, sie soll aber zu ihrer Vertheidigung nicht weniger als fünf und zwanzig Tausend Mann und sechs Hundert neunzehn Geschütze brauchen. — Die vor Kurzem erst

entstandene Geschützgießerei mit Bohrwerk in einer benachbarten Vorstadt muß merkwürdiger Weise ihren Formsand aus England beziehen. In dem berühmten Artillerie-Depôt von Dam-Dam (Dum-Dum) muß jeder aus Europa eintreffende Artillerist, Offizier wie Gemeiner, eine Zeit lang verweilen. Unter den öffentlichen Instituten Kalkutta's sind besonders erwähnenswerth das Museum mit seinen reichen naturhistorischen und Kunstsammlungen, die Münze, eine der größten der Welt, ein (1824—1830) im griechischen Styl erbautes kolossales Gebäude, und der botanische Garten der Ostindischen Kompagnie, der zugleich als Baum- und Pflanzenschule dient.

Unter den Lehranstalten sind die beiden Kolleges, das eine für Hindu's, das andere für Muhamedaner besonders wichtig. In dem Hindu-Kollege, das im Jahre 1816 von Eingebornen in Fort William gegründet worden ist, hatte der Prinz besonders seine Freude an den in den untersten Elementarklassen sitzenden sechs- bis siebenjährigen Knaben, die in der That viel Anlagen und eine außerordentliche Lernbegierde zeigten, aber freilich auch in der Regel mit vierzehn bis sechszehn Jahren bereits den höchsten Punkt ihrer Entwickelung erreicht haben. Hier wie in allen höheren Schulen des Landes wird in englischer Sprache, nur in den niederen in den einheimischen Sprachen unterrichtet. In der obersten Klasse konnten die Schüler in der Geographie unter Anderm Berlin, Breslau, Königsberg, Oder, Spree, Elbe, Rhein nennen; auch in Geschichte und Mathematik wußten sie gut Bescheid. In der christlichen Religion wird zwar nicht unterrichtet, da man ein Aufdrängen des Christenthums auf das sorgfältigste zu vermeiden sucht, aber — der Milton wird gelesen! — Ein anderes, ebenfalls nur für Hindu's bestimmtes Lehr-Institut, das der Prinz besuchte, hatte den Zweck, Civil- und auch, für die Nativetruppen, Militair-Aerzte zu bilden, und es sind die jungen Leute, trotz dem tiefen Abscheu, den sie, nach ihren religiösen Begriffen, selbst gegen weit geringere Verunreinigung empfinden, hier schon so weit gebracht

worden, daß sie sogar an menschlichen Körpern anatomische Zergliederungen vornehmen. In medizinischer Beziehung sieht es in Indien noch sehr übel aus; an Aerzten fehlt es fast überall, doch sind die Vorurtheile des Volkes gegen die europäische Arzneikunst, die hierbei das größte Hinderniß bilden, schon vielfach geschwunden, namentlich im Himalaya, wo des guten Dr. Hoffmeister Ruf sich dergestalt auch in abgelegene Bergthäler verbreitet hatte, daß Schaaren von Kranken herbeiströmten, sich bei dem Wundermann aus dem Abendlande Raths zu holen.

Zu den »kleinen Leiden des menschlichen Lebens«, die sich oft, besonders auf der Reise, in noch höherm Maaße steigern als die Freuden, gehörte für den Prinzen in Kalkutta die grenzenlose Aufmerksamkeit und Devotion, womit die zahllosen braunen Diener ihn, den »barra, barra Sahib« (großen Herrn) oder »Schahsada« (Königssohn, sein gewöhnlicher Titel in Indien,) verfolgten und peinigten. »Die ersten Tage,« schreibt derselbe in seinem Tagebuche, »wo ich noch keine auffallenden Demonstrationen machte, erhielt ich mich noch in jenem Rufe. Doch als auf einmal mein »Butler«, der englisch sprach, und den mir der gütige Sir Henry als besonders zuverlässig abgetreten, bemerkte, ich wollte mich, mir nichts, dir nichts, auf meinen eigenen Beinen auf die Straße machen, trat er in indischer, aufgeregt lebendiger Art an mich heran, und bemerkte, als wenn es sich von selbst verstände, er müsse erst anspannen lassen. Mit vieler Mühe redete ich ihm ein, daß ich keinen Wagen brauchte, und glaubte ihm glücklich zu entwischen, als ich auf einmal, auf der Treppe mich umsehend, ihn mit zwei oder drei Andern, mit Sonnenschirmen in der Hand, hinter mir finde. Aergerlichen Tons streife ich mir sie ab, doch der Butler entreißt dem einen den Sonnenschirm und macht Miene, mir auf Leben und Tod zu folgen. Das war mir über den Spaß, und mit eindringlicher Stimme machte ich ihm begreiflich, daß ich ihn auch nicht brauchte. Endlich gab er nach; ich sah seinen Mienen

an, wie tief ich in seiner Achtung gesunken, und mit dem Ausdruck von Mitleid verfolgte er mich mit den Augen. Ich war nur überfroh, mich diesen unbrauchbaren Aufpassern entzogen zu haben, um ungekannt meinen Weg ziehen zu können. Es ist für mich sehr interessant, in fremden Städten herumzustreifen und das Leben auf den Straßen zu beobachten; und wenn das schon in Europa Reiz für mich hat, wieviel mehr hier, wo einem mit jedem Schritt lauter neue anziehende Bilder begegnen.«

Die Native-Town von Kalkutta ist an sich sehr häßlich und uninteressant; aber dort entfaltet sich das Leben der Eingebornen in reinster, wirklich poetischer Weise, während weiße Gesichter fast so selten sind, wie ein weißer Rabe.

Die Indier leben, mit Ausnahme der heißen Mittagszeit, fast beständig auf den flachen Dächern ihrer ein-, selten zweistöckigen Häuser: hier eine Familie patriarchalisch vereinigt, dort ein Kreis, aus dem Zithern, Pauken und Becken erklingen, den Takt angebend für ein paar graziöse Tänzerinnen; dort, in einem ruhigeren Stadtviertel, ein liebendes Paar, getrennt durch das Gewühl der Straßen, aber in der beredten Sprache der Blumen und Zeichen sich unterhaltend. — Nicht minder anziehend ist es, das Treiben in den Bazars, die erst gegen zehn Uhr Morgens geöffnet werden, zu beobachten. Unter einer Art von Marquise steht der Käufer auf der Straße, indeß der Verkäufer, in seiner offenen Zelle hockend, ruhig sitzen bleibt und seine Hucka raucht, scheinbar erst prüfend, was wohl an dem Kunden zu verdienen sei. Fällt diese Prüfung günstig aus, so entfaltet er sein ganzes Handelstalent; alle Verführungs- und Ueberredungskünste werden von beiden Seiten aufgeboten, und den doppelten oder dreifachen Preis zu fordern, ist förmlich gäng und gebe. Das Volk in diesen meist gewerbeweise beisammen liegenden Bazars ist aus den verschiedenen Nationen zusammengesetzt; namentlich fielen hier dem Prinzen eine Menge von mogolischen Gesichtszügen auf: die Leute waren aus dem östlichen Indien,

Nepâlesen und Assamesen, wie auch Chinesen. Letztere trugen sich meist nur mit Tischlerwerkzeugen herum, das Handwerk, in dem sie sich am meisten hervorthun sollen; auch wohl mit Seidenstoffen. Als die eigenthümlichsten und brauchbarsten Waaren in den Bazars erschienen die Strohflechtereien.

Auch der Huglystrom mit seinem Mastenwalde von Handels- und Kriegsschiffen (es laufen hier jährlich gegen sechs Hundert Schiffe von zwei Hundert funfzig Tausend Tonnen Gehalt ein und vermitteln eine Ausfuhr von siebenzig bis achtzig Millionen Thalern, die bedeutendste unter allen Südstädten Asiens), beflaggt in fast allen Nationalfarben der Welt, und mit den Tausenden von kleinen Native-Booten, giebt ein höchst anziehendes Bild, zumal in der Frühe, wo der Strom wimmelt von Badenden beiderlei Geschlechts, und aus allen Ständen die zierlich gebauten schönen Menschen, ihrem religiösen Gebrauche gemäß, hier ihre Morgen-Waschungen vornehmen, nachdem sie die blank geputzten Lotos am Ufer abgelegt. (Lebhaft traten dabei dem Prinzen die Verse vor die Seele, die ihm die Mutter in sein Notizbuch geschrieben: »Am Ganges duftet's und leuchtet's und Riesenbäume blühen, und schöne, stille Menschen vor Lotos-Blumen knien.«) — See- und Flußleben sind auf dem Hugly in der merkwürdigsten Weise vereinigt, und wie auf dem Lande, so macht sich auch hier die ganze Ueberlegenheit der Europäer über das Volk der Eingebornen geltend; ängstlich fährt der Hindu mit seinem kleinen, kippligen Fahrzeuge durch die gebietende Wasserstadt der prächtigen Riesenschiffe dahin, die mit ihren leuchtenden Segeln und ihren wirbelnden Rauchsäulen sich hoch über das winzige Pygmäen-Geschlecht erheben und halb drohend, halb mitleidig auf dasselbe herabschauen. Aber mitten in dies glänzende Bild des regsten Lebens drängt sich der Tod in seiner abschreckendsten Gestalt: Leichname von armen Hindu's, deren Angehörige zu unbemittelt sind, um sie verbrennen und dann die Asche in den Ganges streuen zu lassen, wie ihnen eigentlich vorgeschrieben ist, gleiten langsam den

Strom hinab, bepickt von hungrigen Raubvögeln und einen häßlichen Geruch verbreitend.

Abgespannt von den vormittäglichen Exkursionen nahm man gegen zwei Uhr Mittags bei einer Hitze von zwanzig Grad Reaumur — im Januar! das »Tiffin« (zweites Frühstück) ein, wobei Alles schweigsam und lässig in den Armsesseln um die Tafel her lag, darauf ging Jeder ermattet in seine Klause, wo die dicht geschlossenen Fensterladen vor der betäubenden Sonnengluth schützten, aber zugleich durch das im Zimmer herrschende Zwielicht die Bewohner desselben fast zur völligen Unthätigkeit verdammten. So dämmerte man denn hin bis gegen fünf Uhr Mittags, wo die Sonne schon als dunkelrothe Scheibe in den Dünsten des Sunderbunds über dem Horizonte schwebte, um bald ganz zu versinken und der hier in den Tropen unmittelbar eintretenden völligen Dunkelheit Raum zu geben. Das war die Erlösungsstunde, wo alles zu Pferde und zu Wagen dem Ganges zu auf den Korso eilte.

Der Korso von Kalkutta ist das Rendezvous der ganzen Hautevolée; eine doppelte, unabsehbare Reihe von schönen Equipagen, zu beiden Seiten von »Seisen« (Reitknechten) begleitet; daneben auf dem Reitwege geschickte Reiter und Reiterinnen auf muthigen Rossen sich tummelnd; das ganze Gewühl eingehüllt von dichten Staubwolken und von dem feuchten Abendnebel des Ganges, den das Licht der zahlreichen Laternen auf der Esplanade nur wie ein matter Schein durchdrang.

Vom Korso nach Hause zurückgekehrt, nahm man das Dinner ein, und dann wurde, gehörig verwahrt gegen die empfindlich kühle, neblige Luft, eine Promenade zu Fuß unternommen, in die oft dunkle von keinem Stern erhellte Nacht hinaus, um das Treiben des Volks auch am Abend kennen zu lernen. Am interessantesten erschien da das lustige Treiben der Indier in ihren »Tomaschas« (Scherzspielen, ähnlich den »Fantasias« der Araber). Mit Trommeln und Tamtams wird ein eigenthümlich gedämpfter Lärm gemacht;

dazu ertönt ein monotoner Männergesang, Fackeln werden in der Luft geschwenkt und weiße Gestalten drehen sich mit seltsamen Geberden wie tanzend herum. Näher tretend, erblickt man hier eine Gruppe Vermummter, die bald wie wüthend, bald auch mit graziösen Ausfällen und Paraden, unter komischem Gesichterschneiden hölzerne Säbel gegen einander führen; dort einen Haufen, der sich mit dem Schwingen, Hochwerfen und Auffangen von Lanzen und mit gegenseitigen Kämpfen unterhält; dort wieder einen Kreis von eng beisammen stehenden Eingebornen, auf deren Gesichtern voller Ernst und Würde ausgeprägt sind und die, mit Fahnen in der Hand, nach der eintönigen Musik eines Tamtams sich im Takte an die Brust schlagen und ein melancholisches Lied absingen.

Auch das große Moharrem-Fest der Muhamedaner, das eben gefeiert wurde, lernte der Prinz kennen, als er zufällig eines Abends, durch den hellen Schein angezogen, in eine Seiten-Bazarstraße von Tschoringi trat und hier ein heitres Volksfest fand: an zwei Reihen Tischen, an denen geputzte Damen den Vorsitz führten, und die mit Früchten, Mehl- und Fleischspeisen aller Art, darunter sogar Schinken, bedeckt waren, wurde offene Tafel gehalten, gescherzt und gelacht; es war das munterste und dabei doch anständig gehaltene Treiben. Auf dem Rückwege begegnete der Prinz bis tief in die Nacht hinein vielen Umzügen, die auf Stangen kleine papierne Häuschen, inwendig erleuchtet, trugen und singend, mit Tamtam- und Beckenbegleitung, durch die Straßen gingen. Mit dem Feste hing auch eine große Prozession zusammen, die der Prinz auf der Fahrt nach Dam-Dam sah, mit Fahnenträgern und schönen, mit Kaschmir-Shawls behängten persischen Pferden, auf deren reichen Sätteln orientalische Panzerhauben oder von Perlen und Steinen strahlende Turbans und zwei persische Klingen befestigt waren.

Gegen das Ende des Aufenthalts in Kalkutta folgte Prinz Waldemar noch der freundlichen Einladung einer dortigen Jagdgesellschaft, des »Boar-sticking-club«, der fast ausschließlich

aus den reichen Kaufleuten der Stadt und einigen Offizieren der Armee besteht. Es wurde ein mehrtägiges »Schweinstechen« in der Gegend südlich bei Kalkutta veranstaltet, das für den Prinzen wie für seine beiden Herren, die gleich ihm der Kavallerie angehörten, stets eine der liebsten Erinnerungen, nicht bloß von Kalkutta, sondern von der ganzen Reise bildete.

»Unsere Vorbereitungen für die Jagd-Expedition,« erzählt Prinz Waldemar, »waren rasch abgethan. Eine leichte Reitjacke; eine in Indien gebräuchliche leichte »Solahkappe«, die durch ihre besondere Dichtigkeit guten Schutz gegen den glühenden Sonnenstrahl gewährt; eine etwa sechs Fuß lange Bambuslanze mit langer, scharfer Spitze und einem bleiernen Knopf als Gegengewicht; endlich ein tüchtiges Pferd, das war Alles, was man brauchte. So ausgerüstet ging es eines Nachmittags — es war am 11. Januar — gegen Süden, zuerst zu Wagen, durch ein grünes, üppiges Waldland, dann im Palankin, auf langen Dämmen durch eine ganz offene, theilweise mit Wasser bedeckte Ebene. Mit Einbruch der Nacht war das Lager des Klubs erreicht, wo in einem großen, in der Mitte wohl zwanzig Fuß hohen Zelte ein sehr elegantes Diner eingenommen wurde. Nach einem durch die heitersten Scherze gewürzten Mahle stimmten einzelne aus der im Ganzen nur zwölf bis vierzehn Personen zählenden Gesellschaft ein fröhliches englisches oder deutsches Lied an und in den Pausen dazwischen ließen die Schakals ebenfalls, bald Solo, bald Tutti, ihr klägliches, fast wie Kindergeschrei klingendes Geheul hören.«

»Am andern Morgen ging es ans Werk. Mein schmales arabisches Füchschen sah mich ganz munter an; Temperament und Race waren ganz unverkennbar in seinem lebhaften Auge und in seinem edlen Kopf und Gestell ausgedrückt. Die Bügel kurz geschnallt und die Lanze auf den rechten Schenkel aufgesetzt, ging es vorwärts, unter Anführung des Vice-Präsidenten des Klubs, Master Stafford, der auf seinem kräftigen arabischen Schimmelhengste, mit

Stulphandschuhen und hohen faltigen Stiefeln, die bis zur Mitte der Lende reichten, eine wahrhaft imposante ritterliche Erscheinung bildete. In raschem Tempo ritt man über morastige, vielfach von Bewässerungsgräben durchzogene Felder auf einige Dörfer zu, wo ein halbes Dutzend Elephanten bereit standen. Auf einem derselben, hoch oben, thronte Master Bracken, der Präsident des Klubs, der das mühselige und undankbare Amt übernommen hatte, die Treiberlinie der Elephanten anzuführen, deren Führer mit lauter Stimme kommandirend und anfeuernd.«

»Trotz der Energie und dem unermüdlichen Eifer, den Master Bracken hierbei entwickelte, mißglückte der erste Jagdversuch. Zunächst mußten die Elephanten sich durch die dichte Masse des vielfach verschlungenen Unterholzes, das bis an die Wipfel hoher, mächtiger Mango's, Feigenbäume und Palmen reichte, und das hie und da auch einen sumpfigen Weiher einfaßte, sehr behutsam einen Weg bahnen, dann folgte eine baumlose, offene Gegend, mit sechs bis acht Fuß hohem Grase bedeckt, das den Reitern alle Umsicht benahm. Nicht lange, so erscholl aus der vor den Elephanten postirten Linie der Reiter der Ruf »Talliho!« und Alles stürmte voran, die Lanze in der Mitte gefaßt und mit der Spitze zur Erde gewandt. Schon sah man das Gras vor sich in Schlangenlinien zittern; da rief der Vorderste: »A sow!« (eine Bache!) und Jeder kehrte niedergeschlagen auf seinen Posten zurück!«

»Besser fiel der zweite Versuch aus. Ein Eber wurde aufgejagt und durch ein Dorf hindurch verfolgt; es entstand ein förmliches Jagdrennen. Eine Lanze schon senkrecht fest in seinem Rücken steckend, stürzte das kleine schwarze Ungethüm mit wuthsprühendem Blick an mir vorüber, that sich nieder in einer Pfütze dicht bei den letzten Häusern des Orts und wurde hier — ein sehr unschöner Anblick — von herbeigeeilten Einwohnern desselben, Alt und Jung, mit Steinen todtgeworfen. — Am Nachmittag dieses Tages ward ebenfalls ein Keiler, nur ein schwaches Thier, erlegt.«

»Am nächsten Morgen wurde eine andere Gegend zum Rendezvous gewählt, wiederum ein Grasjungle, das aber hie und da mit einzelnstehenden niedlichen Sagopalmen und gelb blühenden Gummibüschen, alten Bekannten aus Aegypten, bestanden war. Einige Fuß erhöht liegend über dem Kulturlande rings umher, wird dieser sandige Boden nicht überschwemmt und verdankt diesem Umstande sein wüstenartiges Ansehen. Das mehrmalige Abreiten des Jungles war erfolglos; so wandte man sich denn dem Kulturlande zu, dessen zerrissener Thonboden die deutlichen Spuren von Inundation und selbst wasserreiche, von langem Schilfgrase eingefaßte Pfützen enthielt, die viel Vorsicht beim Jagen erheischten. Ein paar armselige Dörfer, hohe Reisstoppelfelder, lieblich hellblau blühender Flachs, junge Maulbeerpflanzungen und dicht wuchernde Zuckerplantagen wechselten mit Gruppen von Kokos- und Palmyra-, so wie mit einzelnstehenden Arekapalmen. Hier wurde durch Schießen und Abbrennen kleiner Schwärmer ein Eber aus dem Hinterhalt getrieben; die tobende Bewegung einiger Elephanten im Dickicht und das schrillende, kurz ausgestoßene Geschrei derselben zeigte, daß sie auf etwas Feindliches gestoßen seien, das sich auch selbst durch grunzende Laute verrieth. Ungewiß, an welcher Stelle der Lisiere der Eber herausbrechen würde, jagen Alle nach dem bloßen Schall die Kreuz und Quer. Plötzlich erscheint ein schwarzer Punkt und pfeilschnell schießen die Reiter von allen Seiten hinter ihm her; bald ist das kleine Thier ermattet von der Flucht, es wendet sich und stürzt mit aufgeblasenen Borsten und feuersprühenden Augen zwischen die Beine der Pferde, die scheu zurückprallen. Ein tüchtiger Stich, den ihm ein Jäger beizubringen weiß, verdoppelt seine Wuth; den zweiten Stich erhält er von mir, tief in das Schulterblatt; noch einige Stiche und der Keiler stürzt auf die Knie und haucht schweißbedeckt sein Leben aus.«

»So war der Nachmittag herangekommen und der vom Reiten geschüttelte Magen verlangte eine Stärkung. Unter dem schützenden

Dache eines dicken, schattigen Bananenbaumes streckte sich ein Theil der Gesellschaft aus und begann eben ein Tiffin von trefflichen Sandwiches (Butterbrot mit aufgelegten Fleischschnittchen) zu sich zu nehmen, als plötzlich der Ruf »Talliho!« erschallt; ein mächtiger Eber läuft am Rande des Grasjungles von heut Morgen herunter und verschwindet im hohen Grase und Gesträuch. Kapitain Harries springt, wie er ist, in Hemdärmeln, aufs Pferd und saust davon; wir Andern en carrière ihm nach; jeder einzeln auf gut Glück in das Jungle eindringend. Auf einmal ruft es vor mir »Talliho!« und ich sehe Master Pitts auf seinem starken Braunen unbeweglich am Rande eines Grabens halten, die Lanze zum Stich in Bereitschaft. Ich postire mich dicht hinter ihm, eingeklemmt zwischen dem Graben und einem dunklen, gewölbten Gebüsch. Gespannt frage ich, was denn hier los sei; Master Pitts, statt aller Antwort, zeigt nur mit der Hand in den Busch hinein; da funkeln mir auch ein Paar große Augen aus dem Dunkel entgegen, und ich gewahre das Weiß zweier mächtiger Hauer und nur undeutlich zwischen den Zweigen die Umrisse eines furchtbaren Ebers. So hielten wir eine lange Zeit unbeweglich still und fast reißt mir die Geduld; da raschelt es in den Zweigen und das mächtige Thier fährt wüthend zwischen die Beine von Master Pitts Braunen, ihn beinahe in den Graben hineinwerfend. Master Pitts rennt ihm im selben Augenblick seinen Speer senkrecht in den Rücken; mit derselben Kraft fährt nun auch der Keiler gegen meinen Fuchs los; der macht aber eine geschickte ausweichende Bewegung, indem er, seine Hinterbeine anziehend, über ihn mit dem Hintertheil fortspringt; mir fährt bei dieser Gelegenheit sehr unsanft der dicke Bleiknopf der im Rücken steckenden Lanze gegen die Backe, doch, never mind, ich gebe ihm dennoch den zweiten, mir zukommenden Stich. Der Eber, etwas gebeugt ob der im Rücken steckenden Lanze, zieht sich in seinen alten Hinterhalt zurück. Mittlerweile hatte sich auch Gröben zu uns gesellt. Wir beide stiegen ab, in der Absicht,

unsern Feind anzugreifen, dessen Schnauze wir gerade mit der Lanzenspitze berühren konnten; aber der Busch war so durchwachsen, daß es nicht möglich war, hinein zu dringen. Nach langem Hin- und Herreden, was zu machen sei, nahm ich meine Lanze, um einen Wurf zu versuchen, der auch dergestalt glückte, daß dieselbe in die Seite des Ebers tief hineinfuhr und unbeweglich stecken blieb. Zwei eiserne Spitzen im Rücken eingebohrt, zeigte doch das kräftige Thier keine Neigung, sich zu ergeben. Mehrmals versuchte es gegen seine Angreiser eine erneute Attake, aber dabei waren ihm die Lanzenschäfte, die überall Widerstand an den Zweigen fanden, sehr hinderlich. Master Stafford und einige Andere waren inzwischen auch zu unserer Kampfscene gelangt; der Busch wurde in allen Richtungen rekognoszirt, und da fand sich auf der entgegengesetzten Seite ein Erdaufwurf, auf welchem wir festen Fuß fassen konnten und gesichert standen bei einem etwaigen Hervorbrechen des Ebers. Derselbe fing nun auch bald an, sich lebhaft zu rühren und mit Aufwand aller Kräfte, wobei der ganze Strauch erschütterte und meine Lanze einen Bruch erhielt, aus seinem Asyl hervorzustürmen. Diese gewaltsame Anstrengung, verbunden mit dem Blutverlust, wirkte betäubend auf ihn, so daß er taumelnd vor uns im Graben zusammenbrach; er erhob sich zwar noch einmal, wurde aber von oben herunter mit Lanzenstichen so warm empfangen, daß er sich auf die Seite legte, die Glieder streckte und seinen letzten Athem aushauchte.«

»So endete dieser tapfer kämpfende Eber, der größte von allen, die wir an den beiden Tagen erlegten. Dies war jedenfalls das interessanteste und anspannendste Abenteuer der Jagd, denn hier war in der That auch einige Gefahr damit verbunden. Wir alle, die wir bei diesem eigenthümlichen Halali zugegen waren, kehrten mit dem Gefühl großer Befriedigung nach Hause zurück. Doch wurde das Lager noch nicht sofort wieder aufgesucht, man hatte eine gute Jagdgegend gefunden und noch zwei Eber wurden an

diesem Nachmittage erlegt. Die Jagd wäre noch glücklicher ausgefallen, denn es gingen überall wilde Schweine vor uns auf; aber ehe man sie einholen konnte, waren sie in den schützenden Waldboskets verschwunden. Erst in der Dämmerung erreichte man wieder die Zelte. — Hiermit endeten für mich diese Tage des reizendsten Vergnügens; ich kehrte am andern Morgen nach Kalkutta zurück. Sieben Schweine waren in den zwei Tagen erlegt worden; ein Resultat, das jedoch nach der Meinung der Herren vom Klub kein günstiges sein sollte; sie behaupteten, oft wohl das Doppelte erjagt zu haben.«

Am 18. Januar brach der Prinz zur Weiterreise auf, die landesüblich in einem Palankin vor sich ging. Das Gefühl der Reisenden, lebendig eingesargt zu sein in solchem engen, an beiden Seiten offenen Kasten, der, für Europäer zu niedrig, um darin aufrecht sitzen zu können, nur Raum hat für ein paar Bücher, Gewehr und Säbel, und sich so von vier Menschen unter heftigem Keuchen und einem schrecklichen, monotonen Gesange fortschleppen zu lassen, konnte nur gemildert werden durch die Erinnerungen an all das Merkwürdige, das sie in so kurzer Zeit gesehen und erlebt, und durch die phantasiereiche Ausmalung dessen, was vom Schleier der Zukunft verhüllt, noch ihrer wartete. Höchstens zwei Mal des Tages konnte man ein paar Worte mit einander wechseln; die übrige Zeit war dem beschaulichen Leben gewidmet, denn unaufhaltsam ging es vorwärts.

Zu jedem Palankin gehören acht Kulies. Eine oder anderthalb, wohl gar zwei Meilen hinter einander tragen je vier Mann in kurzem, schurrenden Zuckeltrabe den engen Kasten, an dessen einer Seite ein Fackelträger (Muhâlschi) einherläuft, den Trägern den Weg zu erhellen und nebenbei den Getragenen zu blenden und zu beräuchern; dann unterbrechen sie ihr Stöhnen und ihre kläglichen, improvisirten Lieder — in denen sie den ersten besten Gegenstand, am liebsten den »Bangalo« einflechten, sobald sie nämlich in dessen

Nähe kommen — durch den langgezogenen Ton »Ah!«, das Zeichen zum Ablösen, und die vier andern treten für sie ein. Diese erbarmungswürdigen Menschen haben häufig wundgescheuerte Schultern, und ihre Tage sind meistentheils gezählt, da sie fast alle an Brustleiden sterben; dennoch wird man oft mit frischem Muth und energischem Eifer von den Leuten fortgeschleppt und sie sind unausgesetzt im lebhaften Gespräch, oder ermuntern sich durch ihren Gesang, der zugleich den Takt für ihren Schritt angiebt. So schrecklich das Loos dieser Menschenklasse ist, so zeigt sich doch auch an ihnen die Macht der Gewohnheit, und ebenso erfährt der Reisende diese an sich selbst, wenn allmählig das furchtbare Gefühl, sie unter seiner Last keuchen zu hören, sich mildert, und mehr die Betrachtung Raum gewinnt, daß es in diesem Lande nun einmal die einzig mögliche Art ist, zu reisen. — Außerdem sind noch besondere Träger nöthig für die Wäsche und Kleider, welche, zum Schutz gegen die Insekten, zumal Ameisen, in Blechkasten verpackt werden. Ein Mann trägt immer zwei solcher Kasten, zusammen vierzig Pfund schwer, und an den beiden Enden einer Bambusstange befestigt, die über die Schulter gelegt wird. Nicht der geringsten Plagen eine ist, sich diesen braunen, wildblickenden Leuten verständlich zu machen; doch giebt es Ein Wort, das mit magischer Kraft, wie ein Talisman, alle Schwierigkeiten hebt, das bedeutungsvolle Wort »Backschisch« (Trinkgeld).

Der Mond und die Sterne beleuchteten die weite angebaute Ebene, durch welche eine breite Straße die Reisenden bald an den Hugly führte. Auf einem Doppelboot wurde der mächtige Strom unter vielem unnützen Geschrei übersetzt und bald darauf die freundliche Stadt Hugly mit ihren geweißten Häusern erreicht, wo noch Alles auf den Beinen, lustig und guter Dinge war; die Moslim feierten hier noch ihr Moharrem-Fest.

Am andern Morgen befand man sich in dampfendem Morgennebel auf der großen Heerstraße nach Kalkutta, einem breiten,

chaussirten Wege, auf welchem alle vier bis sechs Meilen, in der Nähe von Dörfern oder Städten, durch die Regierung Bangalo's errichtet sind, ganz ähnlich denen auf Ceylon, nur meistens etwas geräumiger und durchweg mit Abschlägen zum Baden versehen. Auch ist hier stets ein Aufseher, gewöhnlich ein Koch, was aber freilich in diesem Lande nicht die Bedeutung hat wie in Europa. Hier heißt es in Wahrheit: Toujours perdrix; nämlich Toujours Curry! Kurry aus Huhn mit Reis und ein gekochtes Huhn, und wieder Kurry aus Huhn mit Reis, das ist die ganze Abwechselung, die man beim Frühstück und Dinner hat. Außerdem sind nur noch Milch, Eier und statt des Brotes »Schipatties« zu haben: eine Art flacher Kuchen, aus Weizen- und Gerstenmehl gebacken. Mit Thee dagegen, Kaffee und Zucker muß der Reisende versehen sein. Hätte nicht des Grafen Oriolla Kochtalent hin und wieder eine neue treffliche Schüssel zu Stande gebracht, es wäre zum Verzweifeln gewesen.

Am Abend dieses Tages begegnete man einer großen, wohl aus achtzig Kameelen bestehenden Karavane, geleitet von hohen, kräftigen Männern mit weißem Turban, Jacken und Beinkleidern, und langem lockigen Rabenhaar, das ihnen ein jüdisches Ansehen gab. Noch ein eigenthümliches Wanderbild sah man während der Nachtreise: den Bivouak eines »Hackery« (Ochsenkarrenzuges), eine förmliche Wagenburg, in deren Mitte die Ochsen im Kreise eng zusammengekoppelt waren, umgeben von den Fuhrleuten, die um glimmende Feuer hockten.

Am andern Tage wurde die Gegend öde und traurig: ringsum nichts als trostlose, verbrannte Stoppelfelder; nur selten einmal eine Indigopflanzung. So geht es viele Meilen weit fort bis in die Gegend von Gayah, wäre nicht hie und da eine Gruppe langästiger Bananen oder eine hochstämmige Palmyra, wahrlich, man konnte glauben, durch die Lüneburger Haide zu reisen, so flach und dürr und staubig ist das Land. Die Dörfer an der Straße

sind ganz dem entsprechend: nichts als Lehmhütten, aber auch hier fast in jeder ein Kramladen. Interessant war es, ein paar Mal gegen Abend seitwärts der Straße unter schattigen Mangogruppen das Nachtlager eines reisenden Indischen Vornehmen zu sehen: ein großes Zelt; ein helles Kochfeuer, um das die zahlreiche Dienerschaft sich gruppirt hatte; etliche zweirädrige Karren; ein Palankin; einige kleine, gedrungene Pferde und ein großer, langzähniger Elephant, der mit seinem Rüssel die Rinde junger Bäume abschälte und sie dann behaglich aussog. — Schon am dritten Tage der Palankin-Reise hatte man eine Veränderung an den Bewohnern in Körperbau, Sprache und Tracht bemerkt; es war ein kräftiger Menschenschlag, die Männer statt des großen weißen Tuches mit dem himmelblauen Kaschmir, dem dunkelgelben Mantel oder der goldgestickten reichen Tunika bekleidet und mit Schild und Schwert bewaffnet. Bald traf man auf der Straße auch zahlreiche Pilger, und am 21. Abends war Gayah erreicht. — Die Stadt ist recht hübsch, am Fuße einiger Höhen mit Granitfelsen gelegen; in ihren Straßen sieht man schöne Tamarindenalleen, um sie her prachtvolle alte Mangopflanzungen, die sich wohl in fünf- bis sechsfacher Baumreihe fast eine deutsche Meile weit von Gayah bis Bogayah fortziehen, eine herrliche Avenue bildend.

Hier liegen in der Ebene, wie Inseln im Meer, einzelne Granithügel zerstreut und einer dieser letztern in der Nähe der Stadt Gayah gehört zu den berühmtesten Wallfahrtsorten Indiens. Seine Heiligkeit verdankt er, nach Aussage der Hindu's, dem großen Siege, welchen Wischnu hier über Asur oder den Riesen und Ungläubigen Gayah davontrug, den er mit seinem Fuß in die Tiefe der Hölle hinabstieß. Die Buddhisten hingegen glauben, Gayah sei der Geburtsort des Gautama, als des letzten Buddha's oder Weisen gewesen, und während die Hindu's den auf der Spitze des Berges gelegenen Felsblock besonders hoch verehren, in welchem Wischnu's Fußtapfe (Wischnu Padda) eingeprägt ist, verehren die

Buddhisten denselben Felsblock als den Platz, wo Buddha zuerst seinen Fuß auf die Erde setzte.

Der Tempel, welcher dies Heiligthum birgt, ist aus einem schönen glänzenden grauschwarzen Stein erbaut und hat den Umfang eines kleinen Dorfes. Die Hauptgebäude, auf der Spitze des Granitberges gelegen, sind von der sonderbarsten Gestalt und umgeben von zahlreichen niedrigen Säulenhallen voll Inschriften und Wischnubildern. Ein spitziger, etwa vierzig bis funfzig Fuß hoher Thurm mit vielen kleinen Stockwerken und Schnörkeln, aber ohne alle Fenster, enthält die heiligen Bilder und die Fußtapfe des Wischnu; das Innere ist beständig durch Lampen erleuchtet und mit Blumenduft erfüllt. Der Eingang zum Heiligthum befindet sich in einem viereckigen Tempelgebäude dicht daneben, dessen runde Kuppel von zwei übereinanderstehenden, nur acht Fuß hohen Säulenhallen getragen wird. Hier soll, im Jahre 542 vor Christo, Gautama Buddha geboren worden sein; noch jetzt zeigt man den Baum, unter welchem er das Licht der Welt erblickte; das Wasserbecken, in dem er zuerst gebadet, und den Platz, wo er zuerst auf die Erde gesetzt wurde.

Unter den Säulenhallen des Tempels, so wie in allen Höfen und Vorräumen, sieht man immer eine Menge frommer Pilger, die nun bereits seit fünf oder sechs Hundert Jahren aus allen Gegenden hierher kommen, um ihrer Sünden, oft aber auch zugleich ihrer ganzen Habe entledigt zu werden; denn es ist allbekannt, daß der Wohlhabende oft genug von einer Pilgerfahrt als Bettler zurückkehrt; die Priester nehmen ihm Pferde und Wagen, hat er diese nicht, den Rock vom Leibe. Ist sein Geld zu Ende, so muß er Anweisungen auf sich ausstellen, die ihm in seine Heimath nachgeschickt werden; zu diesem Zweck unterhalten die Gayahwals oder Priester von Gayah Emissaire in den entferntesten Theilen von Indien, die sie auch dann und wann aus Spekulation selbst besuchen.

Die Priester scheinen ganz gefühllos gegen ihre Nebenmenschen zu sein, was sich auch schon in ihren Gesichtszügen ausdrückt. Da sitzt der wohlgenährte Mann mit untergeschlagenen Beinen; vor ihm steht der fromme Pilger und deutet auf die mitgebrachten kostbaren Geschenke, die Jener mit gierigen Augen schätzt. Sie genügen aber noch nicht, es muß noch Geld zugelegt werden, dann erst beginnt die Ceremonie. Dem Pilger werden zuerst die Füße gewaschen, dann mit einer gelben Salbe eingerieben, und auf jeden Fuß wird eine Jasminblume gelegt. Dieselbe Salbung und Waschung nimmt ein kleiner Knabe, der die Familie des Priesters repräsentirt, und noch ein dritter Gehülfe vor. Darauf bekommt der Pilger einen Topf mit brauner Salbe, womit er dem Priester und nach ihm auch den beiden Andern Stirn, Brust und Arme einreibt. Dann zieht er aus einem Sacke Blumenkränze, einige von Todtenblumen (Tagetes flos Africanus), andere von Jasmin, alle reich verziert mit Silberflittern; er wirft dem Priester einen über den Kopf und einen zweiten über die gefalteten Hände; eben so auch den beiden Andern, wobei Gebete und Sprüche hergemurmelt werden. Nach diesen Ceremonien ist der Pilger seines Geldes, seiner Geschenke und, wenn er gläubig genug ist, auch seiner Sünden ledig und zieht mit leichtem Herzen und Beutel davon.

Namentlich von großen Häuptlingen der Maharatten, die hierher besonders zahlreich wallfahrten, sollen früherhin Einzelne nicht weniger als funfzig Tausend Rupien (drei und dreißig Tausend Thaler) geopfert haben. Dem Unfuge und der Unverschämtheit der Priester hat aber seit einigen Jahrzehnten die britische Regierung Schranken zu setzen gewußt; sie müssen jetzt mit dem vorlieb nehmen, was der Pilger ihnen freiwillig opfert.

Auf einer fast noch tieferen Stufe der Menschlichkeit stehen die Fakire. In einem Briefe an seine Schwester Marie schildert der Prinz sie wie folgt: »Diese privilegirten Faullenzer, die ihr ganzes Leben der Anschauung der Götter und — der Bettelei widmen,

werden wie Heilige verehrt. Es ist aber die arroganteste, roheste, sittenloseste Menschenklasse, die es geben kann. Die vorgeschriebenen Waschungen verrichten, kochen, essen und in den Tempeln einen gräßlichen Lärm — es soll Musik sein — vollführen: das sind ihre ganzen Thaten. Wenn Du, plötzlich in einen einsamen Urwald versetzt, einem dieser Leute begegnetest, Du würdest vor Schreck umkehren und davonlaufen vor solch einem Waldteufel. Sie tragen nichts als einen Schurz, lassen die Haare wachsen, daß sie ihnen wild um den Kopf hängen, und den Bart, daß er bis zur halben Brust reicht, und bedecken sich, um sich das büßende Ansehen zu geben, von oben bis unten, selbst Gesicht und Haare, mit Asche. Man freut sich unwillkührlich, wenn man sie im Bache untertauchen und rein herauskommen sieht; aber die Freude dauert nicht lange: sogleich geht das Aschebestreuen wieder an und sie sehen unmittelbar nach dem Bade so schmutzig aus, wie vorher. Manche tragen Farbetöpfe mit sich herum, um sich das Gesicht gelb anzustreichen, was noch abscheulicher aussieht.« —

Hier besuchte man auch ein im orientalischen Styl erbautes Schloß, dessen Wirth, ein »Maha Siwegir« von großer Gelehrsamkeit, halb Buddhist, halb schon Deist, seine Gäste mit ächt patriarchalischer Gastfreundschaft empfing, und in geistreichster, poetischer Weise ihnen Aufschluß gab über das Religionssystem, das er sich gebildet hatte. Das Gebäude hat, gleich den übrigen von Bogayah, in der Mitte einen Hof von Säulengängen eingefaßt, die durch zwei Etagen gehen. Die flachen Dächer liegen terrassenartig über einander; man muß über sie hinwegschreiten, um in die, nach dem Hofe hinliegenden, aber mit Matten geschlossenen Gemächer des Hausherrn zu gelangen.

Hier sah Prinz Waldemar auch zum ersten Mal den Gangesstrom. Sein erster Gang war an dessen Ufer gerichtet, der zweite nach den berühmten Ruinen von Buddha Gayah, etwa eine Meile von dem heutigen Gayah entfernt.

Das Hauptgebäude bildet ein großes Quadrat von Backsteinen, in welchen auf allen vier Seiten Hautreliefs, Meisterwerke der alten orientalischen Kunst, eingehauen sind. Die Figuren, mit großer Sorgfalt und genauer, anatomischer Kenntniß gearbeitet, zeigen in ihrer Haltung mehr Geschmack, als die ägyptischen und mehr Aktivität, als die griechischen, doch stehn sie den letztern an Schönheit, Verhältniß und Schärfe der Linien nach. Der Thurm, welcher sich über dem Hauptgebäude erhebt und das ganze Quadrat einschließt, verjüngt sich nach oben hin, und endet in einer säulenartigen Spitze mit runder, vorstehender Basis; an den Seiten befinden sich reiche Gruppen in Basreliefs, mit Geschmack und Kunst ausgeführt. Den Eingang zu diesem Thurm bildet ein verfallenes Thor, zu welchem man auf einer eben so verfallenen Treppe gelangt.

Ringsum haben sich mit Länge der Zeit große Schuttmassen angehäuft, wodurch das Ganze sehr viel von seinem Ansehen verliert. In geringer Entfernung von dem Gebäude befindet sich ein eigenthümlicher sechs Fuß im Durchmesser haltender Stein, ganz vorzüglich schön in Basrelief gearbeitet. Er stellt die Tschakra des vierarmigen Gottes Wischnu vor: eine Schleuder, mit welcher der Vorfinger seines rechten Hauptarmes bewaffnet ist, und die von ihm geworfen, überall Tod und Zerstörung anrichtet.

Jetzt steht der Tempel, dessen Architektur von der aller andern Bauwerke der Umgegend sehr verschieden ist, und der auch älter als diese zu sein scheint, verlassen da, und ist so verfallen und durchlöchert, daß man sich fast wundern muß, ihn noch aufrecht zu sehn. Neun Jahrhunderte sind dahin gerollt, seit die Kniee der Betenden sich vor seinen Altären gebeugt haben. Jetzt ist er nur noch ein Aufenthalt für Fledermäuse und Schlangen. Der Buddhaglaube kann in dieser Gegend als völlig erloschen betrachtet werden und nur aus fernen Theilen des Landes sollen noch gelegentlich Pilgerschaaren kommen, um seine Monumente zu besuchen. — Nur wenige Bewohner halten sich in der Nähe dieser mächtigen Ruinen

auf, welche, obschon verlassen, und dem Zahn der Zeit preisgegeben, gleich den ägyptischen Pyramiden, nachfolgenden Geschlechtern die Größe und Macht längst untergegangener Völker verkündigen.

Einige Radjahs — etwa unseren Adeligen entsprechend — statteten dem Prinzen in Gayah ihren Besuch ab. Auf's Reichste in Goldstoff gekleidet, und wie hier zu Lande sogar die Kutscher und Bedienten großer Herren, in schöne Kaschmirshawls gehüllt, brachten sie ihm reiche Geschenke, insbesondere prächtige Waffen, dar; doch war es nicht nöthig, diese anzunehmen: Bloßes Berühren und Bewundern genügt! Eine noch sonderbarere Gewohnheit in Indien ist die, daß man, so bald man die Gesellschaft entlassen will, ihre Taschentücher mit wohlriechendem Wasser besprengt.

Am 23. Januar langte man bei Patna an; die Witterung war inzwischen rauh und stürmisch geworden und die entblätterten Bäume sahen recht winterlich aus. Die Stadt Patna liegt am Südufer des Ganges in der Provinz Bahar, da wo sich der vom hohen Tübet herabkommende Gandak mit dem heiligen Strome vereinigt. Nach Ptolemäus und Strabo stand hier einst zu den Zeiten Alexanders und der Seleuciden, Palibothra, die Hauptstadt des Prasiervolkes mit ihren vier und sechzig Thoren und fünf Hundert siebenzig Thürmen.

Oberhalb Patna sieht man nur Tamarinden und Mangobäume als die vorherrschende Waldung, auf beiden ebenen Stromufern, an denen weite Flächen voll Reis-, Indigo-, Opium- und Baumwollenpflanzungen ausgebreitet liegen und wo Gewächse aller Art, die noch an europäische Formen erinnern, den landschaftlichen Charakter bilden, indem bis Bahar das kühlere Frühlingsklima der oberen Stufenländer des Ganges reicht. Aber schon unter der Einmündung des Gogra und des Sôn zeigen sich hie und da schöne Gruppen von schlanken Palmen, die mit ihren schwankenden Kronen Alles weit überragen, und bald treten die zahlreichen Formen jener Gewächse auf, welche der Vegetation der heißeren Tropengegend angehören, von den Dattel-

und Schirmpalmen, und von den vielen anderen Bäumen mit großem Laube, schönen Blumen und saftigen Früchten bis zu den Schlingpflanzen aller Art.

Die Stadt selbst zeigt dem Beschauer ein sonderbares Gemisch von Bauarten. Schöne große Gebäude, von vorzüglicher Architektur wechseln mit Lehmhütten sehr eigenthümlich ab. Die Zahl der europäischen Häuser ist auffallender Weise sehr gering, obgleich Patna eine sehr bedeutende Handelsstadt ist. Bekannt ist Patna besonders durch seine Opiumbereitung, als Regierungsmonopol, Mousselinweberei nebst Gold- und Silberstofffabrikation. Es werden jährlich gegen dreizehn Millionen Pfund Opium im Hindostan gewonnen und zum weit überwiegend größten Theile nach China exportirt. Der gesuchteste ist wegen seiner Milde und seines angenehmen Geruchs der aus der Provinz Bahar gewonnene, sogenannte Patna-Opium. — Die Bereitung geschieht auf eine sehr leichte, einfache Weise: Wenn der Mohn abgeblüht ist, so werden die grünen Köpfe in der Mittagsstunde rund herum mit einem spitzen Eisen eingeritzt, dies nach einigen Tagen wiederholt und der herausfließende Saft je am nächsten Morgen abgekratzt, in Töpfe gethan und, wenn er eine bestimmte Dicke erlangt hat, in die trocknen Blumenblätter eingeschlagen und in große, irdene Gefäße gelegt, die, versiegelt und mit den Namen der Betheiligten versehen, nach der großen Godown (Faktorei) geschickt werden. Hier prüft man den Gehalt an Opium und Wasser, setzt danach den Preis fest, und dickt den zu schwach befundenen nochmals durch Abdampfung ein, bis der Gehalt sich gleich fünf und siebenzig Prozent herausstellt. Dann ballt man ihn in Kugeln von vier Pfund zusammen und versendet ihn in die Ferne; der schlechtere aber bleibt im Lande und wird, gleich dem zu medizinischen Zwecken bestimmten, in Würfelform verkauft. Der Reinertrag des vorigen Jahres (1844) wurde den Reisenden, bloß für die Godown von Patna zu ein und ein halb, die Gesammteinnahme zu zwei Millionen Pfund Sterling angegeben, wobei zu bemerken ist, daß noch ein

ziemlich ansehnlicher Schmuggel getrieben wird. — Die Chinesen rauchen den Opium, indem sie ganz kleine Quantitäten davon in die Aushöhlung eines oben geschlossenen Pfeifenkopfes legen, die Hindus lösen ihn in Wasser auf und trinken ihn. Der Hindu hat erst in neuerer Zeit den Opiumgenuß sich angewöhnt, ein Laster, das bekanntlich so zerstörend auf die Gesundheit wirkt, wie kaum ein zweites.

Auch die Fabrikation der Seiden- und Baumwollenstoffe ist hier zu Lande sehr einfach und von unserer europäischen sehr verschieden. Noch kennen die Hindus keine Theilung der Arbeit; noch besitzen sie keine so sinnreich konstruirten Maschinen wie wir, und doch verfertigen sie Zeuge von einer Vollkommenheit, welche der der europäischen in Nichts nachsteht. Ihre Hand ist ihr vorzüglichstes Werkzeug und in dieser besitzen sie eine Schärfe des Tastsinns, von der wir keinen Begriff haben. Dies kommt ihnen beim Weben und bei allen ihren Gold- und Silberarbeiten ungemein zu statten, und hierdurch nur wird auch die außerordentliche Feinheit und Zartheit erklärt, die sie jenen Stoffen zu geben wissen.

Auf der Weiterreise nach Nepâl begegnete dem Prinzen wieder der Bobaum (Ficus religiosa), den wir schon von Ceylon her kennen.

Der Bo ist der heilige Baum der Hindus, der Baum des Lebens, der Wiedergeburt, der Jahrhunderte lang wächst, ohne abzusterben, der immer weiter sich ausdehnt, und aus seinen Aesten neue Bäume ersprießen läßt. In seinem Wachsthum unterscheidet man kaum Anfang und Ende: er treibt bis zu mehr als Hundert Fuß Höhe gewaltige Aeste, welche, unfähig, ihr Gewicht zu tragen, Luftwurzeln zur Erde herabsenken, die wieder von neuem Riesenstämme werden, und so den Urstamm beständig verjüngen, stützen und seinen Umfang vergrößern. Das saftig-grüne Laub, die Bogengänge der silberfarbenen Schößlinge, der hellbraune Mutterstamm, die schönen rothen Früchte, das Alles ist schon an und für sich prachtvoll anzuschauen; kein Wunder also, daß die heidnischen Indier, wenn

sie eintreten in diese hohen Laubhallen, die den Gewölben gothischer Kirchen gleichen und die dem müden, sonnverbrannten Wanderer Kühlung spenden unter den breiten Blättern des »Asvatthabaumes«,*) welche die sengende Gluth nicht durchlassen, — kein Wunder, daß sie ihn hochhalten und ihre Heiligenbilder auf seine schattenreichen Zweige stellen, unter denselben aber ihre Altäre und Dewalé's errichten. Vom Indus bis zum Ganges, ja bis China hin, ist dieser Baum heilig. »Das unvergängliche Wesen,« so heißt es in der Bhagavad Gita, »ist gleich dem Baum Asvattha, dessen Wurzel in der Höhe ist, und dessen Zweige nach unten gehen.«**)

Dem Brahma-Diener ist der Asvatthabaum der Baum des Wiedergebärens und der Verjüngung, und unter dessen Laubdach sein Aufenthalt am gesegnetsten; er ist ihm das Symbol der zeugenden Kraft und das Sinnbild der Ewigkeit. Unter ihm ward Wischnu geboren; in seine Blätterwohnung flüchtete sich das Götzenbild des Djaggarnât, als gottlose Völker dessen Heiligthum zerstörten. Die indischen Weisen weilten zur Zeit Alexanders schon unter ihm und führten hier das bedürfnißlose Leben der Naturmenschen. — Den Buddhisten dagegen ist er das Bild der Gottheit selbst, hoch

---

*) Gewöhnlicher Name des Baumes im Sanskrit, wa er auch nach verschiedene andere Namen führt, zum Beispiel Tschaitya, Pipala und sa weiter, während er in der Palisprache Baudhi (bei den Tübetern und Mangolen Badhi) heißt. Der Name „Baniane“ ist ihm wahrscheinlich znerst in den Häfen am persischen Meerbusen deigelegt warden, entnommen von der dart sehr zahlreich verdreiteten bigotten Handelskaste der Baniana's (von Banig, Handel nnd Jana, Leute).

**) Bekannt ist besanders ein Baniauendaum am Nerbuddahstrame; er befindet sich auf einer Insel und wird von drei Hundert funfzig größern nnd über drei Tansend kleineren Säulenwurzeln gestützt. Dieses riesige Wachsthum läßt die Sage gerechtfertigt erscheinen, daß ihn dereits Alexander der Große van Macedonien auf seinen Heerzügen nach Indien sah; denn eine sa riesige Vallendung setzt ein eben so hohes Alter voraus. Nach den Ueberlieferungen der Eingebarenen hatten einst fieden Tausend, nach Andern zehn Tausend Reiter nnter seinem Schatten Platz, und in der That nmfaßte er, devar ein Theil von ihm von den Fluthen hinweggerafft wnrde, ein Areal van zwei Tansend Fuß. Bei solchem wunderdaren, Alles überragenden Wachsthume ist es kein Wunder, daß kindliche, phantasiereiche Völker salche Denkmale arganischer Zeugungskraft zn Denkmalen religiöser Verehrung gemacht haben. Anmerknng des Herausgebers.

verehrt von ihnen auf Ceylon, wie in Tübet und Birma. Durch seine vielfachen Verzweigungen und tausendfachen Absenker wird die Entwickelungsgeschichte der Welt in allen ihren Theilen dargestellt. Es ist ein von der Natur in diesen Gegenden gegründeter Tempel, in dessen dunklen Laubgewölben oft Tausende begeisterter Pilger, hergewallt aus weiter Ferne, zu ihren Göttern beten. Ihn zu zerstören, gilt für ein todeswürdiges Verbrechen.

Es war am 31. Januar, als man nach Nepâl aufbrach. Am 3. Februar traf man in Segauli ein, der Garnison des ausgezeichnet tüchtigen irregulairen siebenten Kavallerie-Regiments. Die Leistungen dieser rothgekleideten Reiter mit ihren niedlichen blauen Turbans und mit den kleinen, aber edlen Pferden erinnerten den Prinzen lebhaft an das muselmännische Regiment des vereinigten Lagers der russischen und preußischen Armee in Kalisch (1835). Das Regiment bestand fast ganz aus Muhamedanern; unter acht Hundert Mann waren nur sechzig Hindu's, und ihre Bewegungen stets im Galopp. — In der Nähe von Segauli lebt der einst sehr mächtige Radjah von Bettiah, der einen ansehnlichen Marstall und eine Elephanten- und Kameelheerde unterhält. Im vollen Pomp eines indischen Fürsten kam er gezogen, dem Prinzen seine Aufwartung zu machen.

Am 4. wurde die nepâlesische Grenzwaldung des Tarrai erreicht. Kurz vorher sah man zum erstenmal die Schneespitzen des Himalaya herüberleuchten. Das Tarrai, ein Sumpf- und Waldstrich, scheidet die Vorberge des Himalaya von der Gangesebene; in demselben dienen die zeitweilig leeren Flußbetten statt der Wege. Seit Ceylon war es das erste Jungle, das die Reisenden wieder betraten. Der Saum des Waldes besteht hauptsächlich aus einzelnen Erythrinen, mehreren Feigenarten (darunter der Bobaum), Bausinien, und Dalbergien, ohne alles Unterholz, da dieses durch die Grasbrände im Herbst zerstört wird. Tiefer hinein wird der prächtige Sâlbaum (Shorea robusta) vorherrschend, untermischt mit einzelnen, sehr

dornigen Akazien, mit Myrobalanus, Guilandina, und mehrere Andere. — Schon hier bemerkt man an der niedrigeren Temperatur, die im Mittel gleich neunzehn Grad sein mag, so wie an der allmähligen Erhebung des Bodens, daß man sich dem Hochgebirge nähert; noch mehr erkennt man dies aber an den zu überschreitenden Flußbetten, von denen zumal die größeren, obgleich im Sommer fast ganz trocken, dennoch tief und breit ausgerissen und mit Felsgeröll angefüllt sind, und so Zeugniß davon ablegen, welch' gewaltige Wassermassen sich dort hinabwälzen, wenn die Regenzeit eintritt und der Schnee im Hochgebirge schmilzt.

Am linken Ufer eines solchen Flusses, des Tschiria, liegt auf einer hohen Klippe die Poststation Bitsche-Ko (das heißt »Zwischen den Bergen«) ein kleines ärmliches, nepâlesisches Dorf von wenigen Häusern, die nur in der Jahreszeit vom Dezember bis März bewohnt, im Sommer aber, gleich der ganzen Umgegend wegen der bösen, tödtliche Fieber erzeugenden Ausdünstung des Tarrai, der »Aul«-Luft, verlassen werden; im Winter fristen die Bewohner ihr elendes Dasein vom Zoll und von der Beherbergung der Reisenden. Die sehr dünn gesäete Bevölkerung dieser Grenzwaldung unterscheidet sich in jeder Hinsicht von der der Ebene, ist jedoch ein schwächliches, elendes Geschlecht, das man kaum zu den Gebirgshindu's zählen kann.

Das Königreich Nepâl oder Nipâl umfaßt das Gebirgsland an der Südseite des Himalaya, vom Kali- bis nahe zum Tistaflusse, ein Strich Landes von etwa Hundert fünf Meilen Länge und zwanzig Meilen Breite, der nur von zwei fremden Gebieten begrenzt ist: dem chinesischen Gebiet, nämlich Tübet, und dem britischen Territorium nebst den zugehörigen Schutzländern Sikim und Aude. Nepâl bildet den Uebergang von den hindostanischen zu den tübetanischen Völkern, von den Bekennern des Brahma zu denen des Buddha. Die ältesten Bewohner des Landes sind die Newars, zu deren Stamme auch seit frühester Zeit die Beherrscher (Mâls)

des Landes gehörten. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte sich aber die Dynastie in drei Fürstenhäuser gespaltet; eines derselben rief den Radjah der Gorkha's, einen kleinen Bergfürsten im Westen von Nepâl, zur Hülfe gegen seine Vettern auf. Diese wurden besiegt, und was so oft geschehen, geschah auch hier: die Verbündeten unterjochten ihren Schützling und brachten nicht allein das Land der Newars, sondern auch durch Krieg und List, Bündnisse und Heirathen nach und nach das ganze Gebirgsland vom Tîsta bis zum Sudledj unter ihre Botmäßigkeit. So hinterließ der kühne Prithwi Narayan im Jahre 1771 seinen Nachfolgern das Reich, und nur deren unruhigem, kriegslustigen Geiste ist es zuzuschreiben, daß sie, die noch heutiges Tages dasselbe beherrschen, inzwischen (1815) einen Theil davon, im Westen des Kali, an die Briten verloren haben. Seitdem ist das gute Vernehmen mit diesen letzteren ungestört geblieben; sie haben sogar am Hofe von Katmandu, der Residenz des Maharadjah, einen Bevollmächtigten; auch ist daselbst eine Kompagnie britischer Truppen stationirt.

Das Königreich nimmt einen Flächenraum von zwei Tausend ein Hundert Quadratmeilen ein und mag etwa zwei Millionen Bewohner zählen, die verschiedenen, vielfach unter einander gemischten Stämmen und Religionsbekenntnissen angehören. — Wenn man das organische Leben ins Auge faßt, so sind es drei große Stufen, in denen das Land von Hindostans heißer Ebene bis zur Region der mit ewigem Schnee bedeckten Himalayagipfel*) ansteigt, jede derselben sechs bis sieben Meilen breit. Zunächst kommt die untere Region, einige Hundert bis zu drei Tausend Fuß hoch, deren erstes Drittel der niedrige und hier sehr fruchtbare Saum des Tarrai, einst ein berühmtes Jagdrevier für Tiger und Elephanten, bildet, deren zweites Drittel von herrlicher Sâlwaldung bestanden ist, während das dritte die Bergzone darstellt; dann folgt zweitens die Centralregion der von drei bis zehn Tausend Fuß hohen Berge,

*) Eigentlich Hemalaya: Hema der Schnee, Alaya der Ort.

welche allmählig übergeht in die dritte, die des Gebirgslandes, dessen Thäler ebener, breiter und bis sechs Tausend Fuß hoch sind, und dessen Berge im Winter bereits ein Schneekleid haben; hierauf endlich folgt das Hochgebirge, das höchste der Erde, ebenfalls eine breite aber noch unerforschte Region, mit tiefen Engthälern und wenigen Pässen, die zwischen Feldern von ewigem Eise und Schnee zu dem erhabenen Plateau von Tübet hinüberführen.*) Nur bis an den Fuß dieser letztern Region war es dem Prinzen Waldemar vergönnt, zu gelangen.

Folgen wir ihm jetzt in seiner Reise. In Bitschelo, dem Grenzorte, empfing der britische Resident, mit vier Elephanten, sechs Ponies und einer Anzahl Bergpalankins ausgerüstet, den hohen Gast, dem es nicht wenig angenehm war, die Reise nun zu Pferde fortsetzen zu können. Die Straße, welche den einzigen erlaubten Zugang in das wenig bekannte geheimnißvolle Land bildete, war belebt von Reisenden aller Art, die sich zum Theil dem ansehnlichen Zuge anreihten, dessen Schluß von einer als Ehrenwache dienenden Kompagnie nepâlesischer Soldaten gebildet wurde. In der Region der ersten Vorstufe des Himalaya, des Hügel- und niederen Berglandes, führte der schmale und steinige, nur noch für Lastthiere gangbare Weg zunächst durch Schluchten und Thäler mit meist wasserlosen, steilufrigen Flußbetten. Die langgedehnte Kolonne, aus Trägern und Soldaten, Handelsleuten,

*) Es möge bei dieser Gelegenheit gestattet sein, einen Ausspruch Dr. Petermanns anzuführen, der sich auf die Gestaltung des Himalaya auf Grund der neuesten Forschungen bezieht. „Im Allgemeinen", sagt derselbe, „sind die Vorstellungen und Zeichnungen dieses Riesengebirges der Welt sehr mangelhaft; denn eben so irrig ist es, eine einzige Hauptkette anzunehmen, als eine Plateaux- und Terrassenbildung zu zeichnen: — der Himalaya bildet vielmehr unzählige transversale Ketten, die sich in unregelmäßiger Gruppirung von Osten nach Westen und dann nach Nordwesten in ungeheurer massenhafter Breite aneinanderreihen. Auf diese Weise stellt es sich heraus, daß oft, oder sogar in der Regel, die höchsten Massen von Norden nach Süden, anstatt von Osten nach Westen streifen, und daß zwischen ihnen die allgemeine Gebirgsmasse verhältnißmäßig so niedrige Senkungen oder Sättel bildet, daß sie noch unter der permanenten Schneelinie liegt."

Anmerkung des Herausgebers.

Pilgern, Fakirs, Nâtſchmädchen, der Militair-Eskorte und ſo weiter beſtehend, theils zu Fuß, theils im Palankin, zu Pferde und auf Elephanten, zog ſich in Schlangenwindungen den Tſchiriafluß entlang, endlich aber, deſſen Bett verlaſſend und ſtark berganſteigend, zum Tſchiria-Ghat (das heißt Vogelpaß) hinauf. Der Wald war auf dieſer Paſſage im Ganzen ſchlecht; durch das Abbrennen des Graſes werden die Bäume mit zerſtört. Die erſten Pinus wurden hier wieder begrüßt.

Jenſeits ging es ſanft hinab zur ſchönen Thalebene von Hettaunda, die mit geringer Erhebung zwiſchen dem Kuru und dem dieſen aufnehmenden Napti ſich ausbreitet, und größtentheils mit Wäldern des ſtattlichen Sâl- oder Sakuabaumes bedeckt iſt. Nur der untere Theil des Thales, nahe ſeiner Mündung in das Ghandaki-Thal, iſt bebaut; die Straße über Hettaunda dagegen führt durch dichte Hochwaldung, welche aus Politik der nepâleſiſchen Regierung auf dieſem Eingange in das Land ſo wenig wie weiter im Oſten auf der zweiten Straße des Bhareh-Paſſes, die dem Bhagmattifluſſe folgt, gelichtet iſt, um ſo in dieſen kaum zu paſſirenden Grenzwüſten eine natürliche Vertheidigung gegen einen Einfall der gefährlichen Nachbarn, der Briten, zu haben. — Die Hitze iſt hier ſchon mäßiger als im Tarrai, der Aufenthalt im Sommer zwar immer noch gefährlich, jedoch anſcheinend nur aus Mangel an Bodenkultur. Hettaunda ſelbſt iſt ein elendes, ſchmutziges Dorf.

Von Hettaunda zur Höhe des Lama-Dangra-Gebirges führt der Weg durch das Thal des Napti aufwärts und über das Dörfchen Bempedi den Siswa-Gorri-Paß hinan. Das Napti-Thal iſt eins der ſchönſten, die man ſehen kann. Der Fluß iſt nicht ſehr breit, aber reißend, ſeine Ufer ſind felſig und zerriſſen; ſein Lauf iſt vielfach geſchlängelt und gekrümmt, ſo daß man ihn auf jener kaum drei Meilen langen Strecke nicht weniger als drei und zwanzig Mal zu überſchreiten hat. Die prächtigſten Waldungen bekleiden die ſteilen Berghänge; unter dem Hochwalde wächſt üppiges Unterholz

empor, das meist aus schön blühenden, holzigen Labiaten besteht, und worin schlingende Bausinien und Dolichos-Arten reiche Festons zwischen den Akazienwipfeln bilden, doch hat hier das dichte Jungle aufgehört und die Berge können von einzelnen Leuten erklommen werden. Weiter hinauf beginnt das weite und offene Thal sich zu verengen und felsig zu werden: ein langes, schwieriges Défilé. Das anstehende Gestein ist Gneiß, mit Granit und Quarz abwechselnd, hier wenig verwittert, im Gegensatz zum obern Theil des Tschiria-Thales, wo man glatte und äußerst schroffe, oft beinahe senkrechte Felswände von zwei Hundert Fuß Höhe sieht, die bei näherer Untersuchung sich als verwitterter Sandstein erweisen.

Erst bei Bempedi erweitert sich das Thal wieder, die nächstliegenden Bergkuppen und Höhenzüge steigen wohl zu drei bis vier Tausend Fuß über dem Meere an; alle sind auf der Höhe scharfkantig und ohne breite Kuppen. — Gewöhnlich rasten die Reisenden hier, um sich zur Uebersteigung des Siswa-Gorri-Passes anzuschicken; so hielt es auch der Prinz, dem der König von Nepâl hierher einen hohen Staatsbeamten zur Bewillkommnung entgegengesandt hatte. Mit chinesischem schwarzen Pelzrock und goldener Kappe bekleidet, ritt derselbe kühnen blitzenden Auges auf seinem Ponie einher, umgeben von einer Schaar von Dienern, die ihm Regenschirm, Hucka, Gewehre und Bogen, so wie auch in einem Hill-Palankin die ihn begleitenden Nâtschmädchen nachtrugen.

Von Bempedi führt der Weg sehr steil und mit Geröll bedeckt den Siswa Gorri (Gorri bedeutet eine Dorf-Citadelle) hinauf, dessen Gipfel man erst nach dreistündiger, harter Arbeit erreicht. Ein halb verfallenes Fort, das etwa eine Stunde unterhalb der Paßhöhe liegt, dient dazu, den schon von Natur beschwerlichen Zugang noch schwieriger zu machen. Hier sieht man zum ersten Male an den Bergen einige Fichten (Pinus longifolia) mit den Sâlbäumen und Akazien gemischt. Die Erhebung über dem Meere beträgt gegen sechs Tausend Fuß, was sich den Reisenden

auch sehr fühlbar machte, indem sie hier am 8. Februar um acht ein halb Uhr Morgens nur sieben sechs Zehntel Grad Reaumur beobachteten, das ist sieben bis acht weniger als im Thale des Napti. — Von den Höhen des Siswa Gorri hatte man die erste weitere Aussicht über die Vorthäler des herrlichen Nepâlreiches, zunächst am Fuße des Passes über ein Labyrinth von engen Felsthälern, die alle an dem steilen nordöstlichen Theile des Siswa Gorri ihren Ursprung haben. Eins dieser Thäler ist das des Tambachami Naddi, oder des Kupferflusses, das seinen Namen von den in seinen Nebenthälern gelegenen Kupfer- und Eisenminen hat, auf welche die Parbatiya's oder Gebirgs-Hindu's so eifersüchtig sind, daß sie deren Bearbeitung jedem Fremden zu verbergen suchen, und auch den Reisenden nicht gestatten, sie zu sehen. Der Weg in das gegen drei Tausend Fuß tiefer liegende Thal hinab ist sehr steil und beschwerlich; hohe Farrnkräuter — die ersten, die man auf dem indischen Festlande sah — verstecken die zahlreichen kleinen Bäche, die an den Abhängen hinabrieseln. Am Flusse selbst hört der Wald auf und nach kurzer Zeit wird das Thal milder und freundlicher, und zeigt durch seine sorgfältige Kultur, die bis auf die steilsten Abhänge hinauf reicht, einen frappanten Unterschied gegen die Oede und Wildheit der bis dahin passirten Waldthäler. Schon keimte hier die Gerste als zweite Ernte, und die von der milden Bergluft gestärkten Wanderer begrüßte lachendes Frühlingsgrün, eine wahre Wohlthat nach der dürren, staubigen, langweiligen Ebene des indischen Tieflandes und nach der feuchten, ungesunden Atmosphäre des Tarrai. Durch das niedrigere Bergland mit seinen mehr abgerundeten Rücken wurde dies Thal ein eine halbe Stunde weit, ein Netz von Nebenthälern kreuzend, verfolgt, und dann auf das linke, höhere Ufer des Flusses hinübergegangen, um, unausgesetzt bergan steigend, gegen Abend die kleine Hochebene zu erreichen, auf welcher das Städtchen Tschitlong liegt.

Die Bevölkerung dieser Bergregion, welche schon mit dem Betreten der Grenzwaldung einen von dem der Hindu's ganz verschiedenen Charakter annimmt, unterscheidet sich von jenen in der auffallendsten Weise, in Sitten und Tracht, wie in der äußeren Erscheinung. Nie zum Beispiel sieht man den Kuli der Ebene etwas auf dem Rücken tragen: die beiden schweren Zinnkästen hängen schwankend an den Enden einer über die Schulter gelegten Bambusstange; dagegen schafft man weiter hinein im Hochgebirge die schwersten Lasten in leichten Körben auf dem Rücken fort, die durch einen breiten, über die Stirn gelegten Riemen gehalten werden, was die Last außerordentlich erleichtert. Die breitnasigen, eckigen Chinesengesichter dieser Parbatiya's sind gelb, aber von lichterer Färbung, als die der Hindu's. Das Haar wird nicht geschoren, sondern hängt lose oder in langen Flechten und Zöpfen herab. Jacken und Hosen sind die gewöhnliche Tracht der Männer, statt des einfachen baumwollenen Tuches der Hindu's. An den Füßen tragen sie, der scharfen Kiesel wegen, Strohsandalen. Das nach innen gekrümmte starke Messer mit breitem Ende, der Kuderi, mit dem sie armesdicke Bäume umhauen, steckt im Gürtel, an der Stelle des mit Eisen beschlagenen Bambusstockes, oder des langen, geraden Säbels, welchen der Bewohner der Ebene beim Marsche auf der Schulter trägt; schwere Amulette von edlem Metall und Agalmatolith hängen am Halse. Die Weiber, deren Tracht noch mehr als die der Männer von der einfachen Kleidung der Hindufrauen abweicht, tragen Rock und Jacke. Sie lieben schwere goldene Nasen- und Ohrringe, und sind nicht selten ebenfalls mit dem Kuderi bewaffnet. Die Häuser sind hier bereits von Backsteinen aufgeführt, mit hölzernen Veranda's und schön geschnitzten Fenstern.

Ueber die Lama-Dangra-Kette steigend wurde die kleine Stadt Tschitlong erreicht, am Südabhange des Tschandragiri- (das ist Mondgebirge) Zuges gelegen. Dieses Städtchen, die frühere Hauptstadt von

Lahuri Nipala oder Klein-Nepâl liegt in einem vom Walde gelichteten, herrlich angebauten und mit freundlichen Dörfern bedeckten Thale; besonders fallen die netten reinlichen Häuser auf, während in Flach-Hindostan nur mit Schilf oder Rohr bedeckte schmutzige Lehmhütten, denen eine einzige Oeffnung statt Thür und Fenster dient, oder aus wenigen Bambusstäben errichtete Baracken zu sehen sind. Die aus Holz oder gebrannten Steinen errichteten, zwei bis drei Stock hohen Häuser haben im untern Theile eine Art Vorhalle, deren Dach auf geschnitzten Säulen ruht; die Fenster sind mit schönem Holzschnitzwerk verziert; die Dächer bestehen aus kleinen, doppelt gekrümmten Ziegeln. Alles zeigt an, daß chinesische Kunst diesseits der Berge gelehrige Schüler gefunden hat. Zwischen den netten Häusern der Dörfer bemerkt man eine Menge kleiner Kapellen: einfache mit einem Dach versehene Steinbauten, welche Lingams und Götterbilder enthalten; auch findet man Tempel von vier, ja sechs Stockwerken, so wie zierliche Brunnen, tief ausgemauert und mit steinernen oder metallnen Ausgußröhren versehen.

Die Temperatur war am Morgen des 9. Februar nur zwei ein halb Grad Reaumur. — Der den Rücken des Gebirges bedeckende Wald bestand aus Eichen mit stachlichtem Laube und verschiedenen Lorbeer-, Berberis-, Vitex- und Prunusarten; unter dem niedrigen Gesträuch ist Daphne cannabina, deren Blüthen sehr angenehm duften und deren Rinde ein grobes Papier liefert, vorherrschend. Es war eine Freude, auch Veilchen und Potentillen in voller Blüthe, so wie unter den Schlingpflanzen im feuchten Moose den deutschen Epheu wiederzufinden. Nicht minder erfreute der Ruf des Kuckuks.

Am nächsten Morgen wurde der Zanna-Paß überschritten, von dessen Höhe man eine großartige Aussicht genießt. Zu den Füßen liegt das reich angebaute Thal von Katmandu, zu dem sich mit steilen Abhängen die Berge von allen Seiten hinabsenken, und dessen Mitte die schöne Stadt mit ihren bunten Tempeln und

zierlichen Wohnhäusern, mit ihren Gärten voll Orangen-, Pflaumen- und Kirschbäumen einnimmt; weiterhin aber über den immer höher ansteigenden Bergreihen thürmen sich fern am Horizonte die Riesen des Himalaya auf, mit ihrer blinkenden Decke von ewigem Eis und Schnee.

Das Thal von Katmandu erinnerte den Prinzen lebhaft an Salzburg mit seinen kleinen bewaldeten Hügeln und Alleen mit dem schön geformten Untersberge. Auffallend erschien die viel bedeutendere Tiefe dieses Thales, im Vergleich mit der Ebene von Tschitlong: der Unterschied beträgt wohl an acht Hundert Fuß. Die Höhe des Passes ist circa acht Tausend Fuß über dem Meere; die Ebene von Katmandu liegt drei bis vier Tausend Fuß tiefer, aber der Abhang des Tschandragiri ist hier so schroff, daß man diese Höhe fast senkrecht hinuntersieht. Der Weg ist daher sehr beschwerlich und nicht ohne Gefahr, zumal der gelbe, zerbröckelte Sandstein, aus welchem diese ganze Nordseite des Bergrückens besteht, und der ihm beigemengte Glimmerschiefer, welcher bei seiner Verwitterung einen sehr schlüpfrigen gelben Thon bildet, dem Fuße des Wandernden keinen sichern Grund bieten; dazu kommt die Enge des Weges, welcher durch die Züge der Lastträger, Weiber und Kinder oft gesperrt wird.

Wer sollte denken, daß auf solchem Bergpfade, auf dem weder der Lastochse noch das Pferd brauchbar sind, der beladene Elephant fortkommen kann; und doch trifft man auf jenem Abhange das geduldige Thier, unter einer bedeutenden Last hinkeuchend. Mit großer Vorsicht gleitet er den Berg hinab, indem er an den steilsten Stellen die Hinterfüße durch die Vorderfüße schiebt und zugleich den Rüssel als fünften Fuß gebraucht, die Festigkeit jedes Steins damit untersuchend. Dabei scheint er die Gefahr wohl zu kennen und große Angst auszustehen. Daß diese nicht ohne Grund ist, beweisen die in der Tiefe liegenden Gerippe; jeder Fall bringt der schweren Masse unfehlbar den Tod.

Zahlreiche Flüsse von geringer Tiefe und fast überall furthbar, eilen von allen Seiten, meist in tiefgefurchten Rinnen, dem niedrigsten Punkte des Gebirgskessels und der Gegend von Katmandu zu, und nachdem sie sich hier mit dem Hauptstrom, dem Bhagmatti, vereinigt haben, durchbricht dieser, auf zehn Schritt Breite zusammengedrängt, den südlichen Bergwall, um durch die Vorketten des Himalaya-Zuges den Tarrai und später den Gangesstrom zu erreichen. Sein Durchbruchsthal ist aber nicht näher bekannt, so wichtig dies auch sein würde; einige Versuche, die zur Erforschung desselben von Engländern angestellt worden sind, haben das Verschwinden der damit Beauftragten zur Folge gehabt.

Die Ebene von Katmandu ist stark bevölkert; die Häuser sind wie darüber ausgeschüttet und kein Fleck desselben liegt unbenutzt, so daß es, trotz aller Fruchtbarkeit des Bodens, doch den Bedarf seiner Bewohner nicht deckt. Es enthält außer Katmandu noch zwei andere, ältere Residenzen, Lalita Patan und Bhatgang, außerdem eine Anzahl kleinerer Städte und eine Menge Dörfer, insgesammt zwei Hundert funfzig Ortschaften. Nimmt man an, daß die Population des Thales zwei Hundert siebenzig Tausend Seelen — Andere geben vier, selbst fünf Hundert Tausend an! — so kommen nicht weniger als siebenzehn Tausend auf die Quadratmeile: eine Volksdichtigkeit, wie sie kaum irgend sonst in der Welt existirt; das Maximum derselben in Europa, vier und zwanzig Tausend acht Hundert, findet sich in der Grafschaft Lancaster in England (1851); im Oesterreichischen Staate beträgt es nur siebenzehn Tausend neun Hundert (Provinz Mailand, 1850), in Belgien vierzehn Tausend vier Hundert (Ostflandern, 1850), im Preußischen Staat vierzehn Tausend drei Hundert (Kreis Gladbach, 1852).

Ein scharfer Westwind, bei einer Temperatur von nur vier Grad Reaumur; dazu unten im Thale die meist braunen Felder und blätterlosen Bäume: — es war ganz wie ein Novembermorgen in den Bergen der deutschen Heimath. Ein schwieriger fast

unpraktikabler Weg führte steil hinab nach dem Städtchen Thankôt, eine halbe Meile von Katmandu in höchst romantischer Gegend gelegen. Statt der Tropenvegetation finden wir hier (bei einer mittleren Temperatur von zwölf Grad Reaumur) Bäume, die einem kühleren Himmelsstrich angehören und lebhaft an die Pflanzenformen Europas erinnern. Da sind Pappeln und Erlen, Fichten und Cedern, und in den Hochregionen verkrüppelte Büsche von wilden Rosen und Wermuth mit weißen, dürren Stengeln. Ueberall, wo der Boden des Anbaus fähig ist, werden Weizen, Gerste, Hirse, Erbsen gepflanzt; die Bergwände sind terrassirt und in Fruchtwälder verwandelt. Uralte Eichen mit stachlichten Blättern, von deren zackigen Aesten langes, weißes Moos herabhängt, bedecken, von Epheu und Weinlaub umschlungen, rings die malerischen Abhänge. — Im prächtigsten Sonnenlicht, schön kontrastirend mit jenen in frisches Grün gekleideten Ackerbauterrassen glänzten aus der Ferne die Schneekuppen der Dhayabung-Gruppe herüber, als die Reisenden bei Thankôt Halt machten.

Bald darauf ward die Ebene von Katmandu erreicht, deren zahlreiche Flüsse und Bäche zum Theil auf gut gebauten steinernen Brücken überschritten wurden. Schon aus der Ferne sah man Truppen und Elephanten aufgestellt. Eine Viertelstunde vor Katmandu waren zwei schön drapirte Zelte aufgeschlagen; hier wurde der Zug mit Präsentiren des Gewehrs und einer seltsam zusammengesetzten Musik von Pauken, Trompeten, Hörnern, Becken und Dudelsäcken empfangen, und bald erschien auch mit glänzendem Gefolge auf einem weißen, goldgeschirrten Rosse Matabar Singh, das heißt der »großherzige Löwe«, der erste Minister des Radjah: Ein stattlicher Mann von schöner Haltung mit ausdrucksvollen, italienisch-französischen Gesichtszügen. Er trug einen goldnen, chinesischen Rock mit allen erdenkbaren Drachenarabesken und war mit Diamanten, Smaragden, Perlen und Ehrenzeichen behängt, darunter auch die große Medaille, auf der seine Ernennung zum lebenslänglichen Minister,

mit Gewalt zur Hinrichtung von sieben Menschen, ohne Rechenschaft abzulegen, ausgesprochen war. Als Zeichen der Macht wurde ihm ein Schwert nachgetragen. Ihm folgten zwei seiner Söhne und ein Vetter des Radjah, alle mit glänzenden Waffen, Seidenstoffen und Perlen überladen, dann einige Offiziere in weiß-rother Uniform. Nachdem die Fluth von Komplimenten und allerlei sonderbaren Aeußerungen über Leben und Tod, Gouvernement und so weiter, womit er den Prinzen überschüttete und in Erstaunen versetzte, erschöpft war, bestiegen beide einen kolossalen Elephanten und der seltsame Triumphzug setzte sich in Bewegung, voran eine Musikbande, dann auf Ponies reitend der Schwarm von Offizieren in indischem Kostüm, aber mit englischen Epaulettes und — es regnete leider — mit Regenschirmen in der Hand; dann folgten Soldaten in englischen Uniformen, einige Staatspferde, hierauf mehrere mit Gold-, Silber- und Seidenstoffen stattlich ausgeputzte Elephanten, die den Prinzen und dessen Begleiter trugen und so weiter. Alles Schritt vor Schritt gehend und umschwärmt von einer Menge fremdartigen Volks: Die Stadt selbst machte durch das Aussehen sowohl ihrer Bevölkerung, als ihrer zwei- und dreistöckigen Häuser, aus Backsteinen erbaut und mit zierlichen, dreifenstrigen Holz-Erkern, einen recht günstigen Eindruck, der noch erhöht wurde durch die vielen, überall hervortretenden chinesischen Anklänge. In dieser letzteren Hinsicht zeichneten sich besonders die Bhutivas aus, mit ihrer mongolischen Gesichtsbildung, den plumpen Zeugstiefeln, dicken Haarzöpfen und groben Filzröcken, Alles von beiden Geschlechtern gleichmäßig getragen, indeß die Urbewohner des Landes, die Newars, wenig mehr als ein buntes Baumwollentuch, die Gorkhas aber, das Erobervolk, Jacken, Beinkleider, und sogar Schuhe trugen. Unter den Gebäuden, deren Dächer überall in aufwärts gekrümmten Hörnern endigen, fielen besonders die zahllosen Tempel auf, die an jeder Straßenecke, auf jedem Plätzchen stehen, und die mit ihren kolossalen Steinbildern und den drei- bis vierfachen, weit vorstehenden, vergoldeten und

oft mit kleinen Glocken behängten Dächern einen ganz eigenthümlichen, auffallenden Gegensatz zu der Bauart der Wohnhäuser bilden. Hierzu kamen die gepflasterten, mit Rinnsteinen versehenen Straßen, welche Katmandu ein bei weitem besseres Ansehen gaben, als die Reisenden es bisher in irgend einer indischen Stadt gefunden hatten. An dem Palast des Radjah, wo einige Würdenträger, Soldaten und sogar eine Reihe von Tänzerinnen aufgestellt waren, ging der Zug vorüber und am andern Ende der Stadt wieder hinaus nach dem Hause des britischen Residenten, wo sich der Minister mit dem größten Ceremoniell und den schönsten Versprechungen empfahl.

Das Thal von Katmandu, das größte in ganz Nepâl, umfaßt alle Gründe und Ebenen, die vom oberen Bhagmatti bespült werden und hat in beiden Dimensionen eine Ausdehnung von etwa vier Meilen. Es wird ringsum von einem Gebirgskranze eingefaßt, der überall sehr steil ist, und an einzelnen Stellen, besonders gegen Nordwesten, wo die Reisenden ihn nach Noakôt hin überstiegen, zu hohen Spitzen sich erhebt. Zwar sind nur ungefähre Messungen von einigen dieser Höhen, welche vermuthlich zu den niederen, die Paßübergänge bildenden, gehören, bekannt geworden; doch ist es bei der an sich schon hohen Lage des Thales von etwa vier Tausend fünf Hundert Pariser Fuß über dem Meere wahrscheinlich, daß sie dieses nicht viel mehr als der Tschandragiri, also nur drei bis vier Tausend Fuß hoch überragen. — Sowohl die geognostische Beschaffenheit dieses Thales, als auch die vielfach mit brahmanischen Vorstellungen gemischten Sagen seiner Bewohner, Alles deutet darauf hin, daß es ein trocken gelegter Seeboden ist, dessen Grenzen sich sogar überall durch die am Fuße des Randgebirges zerstreuten Blöcke von Granit und Gneiß deutlich erkennen lassen, während das Thal selbst durchweg mit angeschwemmter Erde bedeckt, und nicht ein einziger Stein von erheblicher Größe darin zu finden ist.

Die Sagen über die Entstehung des Thales knüpfen sich an einen ganz kleinen und flachen See in der Nähe von Katmandu,

an den Rani ke Tâl, das heißt See der Königin, sogenannt von dem daran gelegenen Wohnsitz der verwittweten Königin. Nach einer Tradition der Nepâlesen, ähnlich der der Sanskrit-Chronik von Kaschmir, war das Thal von Katmandu ursprünglich ein großer See. Eine Inkarnation des Buddha wurde in diesem Thale geboren und an sie die Bitte gerichtet, den See ablaufen zu lassen, damit sich das Thal mit Bewohnern füllen und die Zahl der Anhänger Buddhas mehren möchte. Die Gottheit gab diesen Bitten Gehör und gebot dem Manjunath, welcher von Sirscha (wahrscheinlich China) gekommen war, um die Lehre Buddhas hierher zu bringen, einen Schnitt durch den Berg zu machen, damit das Wasser abfließen könne. Jener gehorchte und mit einem Hiebe seines Schwerdts war die Lücke geöffnet, durch welche seitdem der Bhagmatti dem Hochthale entstürzt. Der Genius des Sees, die große Schlange (Naga) ergrimmte, als sie überall den trocknen Boden hervortreten sah; aber die Götter bildeten ihr so viele wunderbare Wassergrotten, die sich zu einem Bassin vereinigten, daß sie dadurch wieder besänftigt wurde. An der Stelle des ausgetrockneten Sees aber soll Manjunath eine Stadt, einen »lieblichen Wohnsitz der Menschen«, erbaut haben, Namens Manju-Pattan, die jetzt zwar spurlos verschwunden ist, von der Tradition aber halbwegs vom Berge Sambu zum Paspatti-Wald verlegt wird. In der That werden hier auch oft antike Bauwerke ausgegraben, ob dies die Reste von Manju-Pattan sind? Und ob der Rani ke Tâl die letzte Spur von jenem großen vorsündfluthlichen Schlangensee ist? — Die Götter Nepâl's mögen es wissen.

Der König reitet oder geht übrigens nie an diesem See vorüber, weil er der Sage gemäß fürchtet, er werde dadurch seinen Thron verlieren.

Die Nachbarschaft der mit ewigem Schnee bekleideten Berge, vor Allem aber die hohe Lage des Thals, ist die Ursache, daß Katmandu eine für seine geographische Breite, nur vier Grade im

Norden des Wendekreises, so milde Temperatur hat. Die mittlere Wärme des Jahres von dreizehn bis vierzehn Grad Reaumur kommt der von Neapel und Palermo gleich, während die des Sommers neunzehn bis zwanzig, die des Winters aber nicht mehr als sieben Grad Reaumur beträgt, so daß in den meisten Jahren Schnee fallen soll. Dem entsprechend gedeihen hier unter Anderem Gerste, Erbsen, Linsen und fast alle europäischen Küchengewächse, aber auch Baumwolle, Reis und Zuckerrohr, Bataten, Bananen, und die schönsten Orangen und Ananas werden noch zur Reife gebracht.

Besonders interessant sind im Orient die Versammlungshäuser, in welchen die Herrscher und Großen ihre feierlichen Sitzungen halten. Dort ertheilt der Radjah Audienzen an die Gesandten fremder Mächte und an die Großwürdenträger seines Reichs; dort nimmt er die Beschwerden seiner Unterthanen entgegen; dort versammelt er seine Räthe, um über das Wohl des Landes zu berathen, über Krieg und Frieden zu entscheiden. — Der Platz vor dem »Durbar«, das ist Pallast, von Katmandu ist der größte in der Stadt. Tempel drängt sich hier an Tempel, Alle mit vergoldeten Dächern und Thüren. An jeder Ecke des Platzes steht ein besonders großer von acht Stockwerken. Malerische Gruppen von Nepâlesen, bis zum bärtigen Antlitz hinauf ganz in weite, weiße Gewänder gehüllt, umgaben den seltsamen Bau, als der Prinz kam, ihn in Augenschein zu nehmen. Einige dieser ausdrucksvollen Gestalten standen da, neugierig auf die aus weiter Ferne stammenden Fremdlinge blickend; Andere hockten nach orientalischer Sitte auf dem Boden und schienen eifrig mit einander zu sprechen, oder die Mildthätigkeit der Vorübergehenden in Anspruch zu nehmen; noch Andere lehnten an den kegelförmigen, kannelirten Säulen, die als Vorbau den Pallast umgaben. Auf den letztern erheben sich, in mehrfachen Schichten über einander, sonderbar geformte Dächer, an den Enden des Gebäudes gleich kleinen Thürmen emporragend. Indische und chinesische Architektur sind hier in Nepâl zu einem eigenthümlichen Ganzen

vereinigt, das durch seine Neuheit frappirt. Das Aeußere des Gebäudes ist auf die mannigfaltigste Weise verziert. Menschliche und Thierfiguren, aus Stein und Holz gebildet, und auf phantastische Weise verunstaltet, sind bald in grellen Farben an die Wände gemalt, bald als Statuen in eine Menge von Nischen vertheilt. Innen nehmen den Besucher weitläuftige Räume auf; kostbare indische Teppiche schmücken den Fußboden, seidene Vorhänge verschließen die spitzbögigen Eingänge; die Gesimse und Thürpfosten sind mit Elephanten, Pferde und Schlachtscenen darstellenden Schnitzereien verziert. Diese Hallen entbehren aller Möbel; nur niedrige Divans mit reich gestickten seidenen Polstern laden zur Ruhe ein. Trotz der großen Wunderlichkeit der einzelnen Theile verfehlt doch das Ganze nicht, auf den Besucher den Eindruck des Erhabenen und Großartigen zu machen.

Am 11. Februar besuchte der Prinz den berühmten Wallfahrtsort Sambunât, wo man, da ein Fest gefeiert wurde, Hunderte von Pilgern antraf, besonders Frauen, die alle à la chinoise koiffirt waren und sich in ihrer rothen oder weißen Kleidung mit der prächtigen Rhododendron-Blume im schwarzen Haare und stark geschminkt sehr gut ausnahmen. Dieses Heiligthum der Buddhisten, im Westen von Katmandu auf einem jener isolirten Sandsteinhügel, die sich in dem weiten Thalkessel erheben, ist angeblich das älteste Baudenkmal in Nepâl. Für diese Behauptung spricht, daß der gesammte Berg eine aufsteigende Terrasse, eine ganze Burg nach einander zusammengebauter Heiligthümer ist. Das älteste ist der funfzig bis sechszig Fuß hohe Buddhatempel; auch wird das Heiligthum gegenwärtig nur von Buddhisten, nicht von Brahmanen verehrt. Der Dalai Lama von Hlassa hält hier seinen Vikar und soll auch von jeher das Supremat über diesen Tempel gehabt haben. — Eine Treppenflucht von etwa drei Hundert in den Fels gehauenen Stufen führt zur Spitze des Hügels hinauf. Am Fuße desselben steht ein kolossales Buddhabild; oben aber ist ein viereckig ummauerter,

großer, gepflasterter Hofraum, mit Monumenten bedeckt, darunter auch ein großes, steinernes Fußgestell, auf dem des tausendäugigen Indra Blitz und Donnerkeil liegt, ein sieben Fuß langer, dick vergoldeter Stab, welcher an beiden Enden in eine Art von Scepterkrone ausläuft, deren Form an die französische Lilie erinnert. Der Tempel selbst ist aus Backsteinen, massiv in Glockengestalt erbaut, ohne Dach und von Buddhabildern umgeben, über denen hohe wie Thüren aussehende Vorbauten errichtet sind. Ein vergoldeter Aufsatz krönt das Gebäude; in dessen Innern, wo heilige Schriftrollen in tübetanischen Carakteren und dergleichen mehr aufbewahrt werden, brennt wie auch in mehreren andern rings umher liegenden Tempeln ein ewiges Feuer. — Wahrscheinlich ist dieses Heiligthum zu einer Zeit erbaut worden, wo noch ein tübetischer Volksstamm in Nepâl herrschte, welcher später von Newaris nach Katschar (Nieder-Bhutan) zurückgedrängt wurde; hierauf erst mögen sich Brahmanen dort angesiedelt haben, und neuerlich sind statt der Newaris die Gorkhas die Beherrscher des Landes geworden. Nach Fr. Hamilton würde der Bau dieses Tempels in das achte Jahrhundert nach Christo zu setzen sein.

Ein zweiter, ähnlicher Hügel des Katmandu-Thales, zwar minder hoch, aber umfangreicher und unter den Wedah-Gläubigen berühmter, ist der am Ufer des Bhagmatti gelegene Paspathnatti (Pasupathinât), auf welchem, von heiliger Waldung umgeben, zwei dem Schiwa und seiner Gattin Guhyiswari geweihte Tempel sich erheben. Abgesehen von den massiv-silbernen Thüren und der großen Verschwendung von Gold boten sie nichts Ausgezeichnetes dar; der Vorhof war voll von jungen Kühen und die Dächer wimmelten von Affen: dem Rhesus, der hier von Buddhisten und Brahmanen gleich hoch verehrt wird und alle Haine und die Tempel erfüllt. Die Wallfahrt vom Paspathnatti-Tempel sichert dem Pilger, daß seine Seelenwanderung in kein geringeres Geschöpf, als der Mensch ist, stattfindet. Da wo der Bhagmatti den Fuß dieses Berges

bespült, gilt er als ein heiliger Strom, in dem zu sterben oder an dessen Ufer verbannt zu werden, Seligkeit ist.

Ueberhaupt liegen Hunderte von Tempeln in dem weiten Thale zerstreut. Sie sind theils von Tschaitya-, das ist von buddhistischer Form, theils auch von rein- oder gemischt-brabmanischer Konstruktion, aber von den Buddhisten adoptirt und der Verehrung ihrer niedern Gottheiten, der sieben menschlichen Buddhas und vieler andern Götter geweiht.

Der »Tschaitya« ist die einzige eigenthümliche Tempelform der Buddhisten. Er besteht aus einer Hemisphäre, dem »Garbh«, gewöhnlich überragt von einem graduirten Kreise oder Dreiseit, dem »Tschuramani«, als Zeichen der dreizehn höchsten Himmel der Buddhisten. Zwischen der Hemisphäre und diesem Aufsatze befindet sich ein Würfel, das »Toran«, mit zwei Augen an jeder Seite. Am Fuß des Tempels sind vier Nischen angebracht, und in diesen gewöhnlich vier von den fünf Formen des Adi-Buddha (des von Ewigkeit Weisen) dargestellt: Samantabhadra, Wagra Pani, Retra Pani, Padma Pani und Wiswa Pani. — Diese Tschaitya's werden auch als Mausoleen oder zur Bergung von Reliquien (als »Dehgopa« oder »Dagoba«) benutzt; die hauptsächlichsten sind aber dem Adi-Buddha, einem Dhyani-Buddha (das heißt Buddha göttlichen Ursprunges) gewidmet.

Eine der buddhistischen Sagen über die Entstehung des Menschen ist, daß die Bewohner Abhaswara's, eines der Himmel Buddha's, die Erde von Zeit zu Zeit besuchten. Obgleich zweierlei Geschlechts, kannten sie, der Reinheit ihrer Seele wegen, die sinnlichen Triebe nicht. Bei einem dieser Besuche erweckt Adi-Buddha in ihnen das Bedürfniß des Essens; sie essen Erde, die wie Mandel schmeckt, können darauf nicht mehr zurückfliegen, müssen Früchte und so weiter essen, werden sinnlich und — Menschen.

Am 12. Februar fand die Vorstellung bei Hofe statt. Der Sohn des Ministers holte auf vier Elephanten, die auf dem Haupte

mit Reiherbüschen, Glocken und dem Halbmond geziert waren, den Prinzen und dessen Begleiter ab. »Wir ritten«, schreibt der Prinz, »um die Stadt herum zu den Barracks der Truppen, wo der Minister wieder auf einem prächtigen Schimmel und in Brillanten und Perlen strahlend, mit gezogenem Säbel uns entgegenkam. Er bestieg meinen Elephanten und führte uns über den Kasernenhof, wo fünf Regimenter aufgestellt waren und ihre wirklich seltene Gewandtheit im Tirailliren zeigten, zu dem Arsenal, einem sehr einfachen, gewöhnlich als Empfangs-Palais dienenden Hause, das ein großer Volkshaufe umstand. Es enthält Munition und angeblich sechs und dreißig Tausend Gewehre, die aber in ziemlich schlechtem Zustande waren. Dort stieg man ab, und gelangte durch einen als Vorhof dienenden Orangengarten zum Vorbau des Hauses, wo drei junge Prinzen, Stiefbrüder des Maharadjah, von zehn bis dreizehn Jahren, die Gäste empfingen, jedem von uns einzeln die Hand gaben und sich sehr gewissenhaft nach seiner Gesundheit erkundigten. Sie machten, besonders der älteste, der einen rothen Turban mit Diamant-Agraffe und Paradiesvogel-Federn und einen reichen, langen, rothsammtnen Rock trug, einen recht guten Eindruck; ein alter, komplett als Chinese gekleideter Minister mit langer, abstehender Pfauenfeder auf dem schwarzen Barett, der ihren Hofmeister vorzustellen schien, schob sie bald rechts, bald links, die Bewegungen angebend. Der älteste und der zweite dieser kleinen Jungen sind schon verheirathet, der älteste ist auch bereits Vater; uns den Weg zeigend, gingen sie voran, wobei der Minister mich (nach Landessitte) an der Hand führte; auch Graf Oriolla wurde geführt. Eine recht erbärmliche Treppe, eine wahre Hühnerstiege, ging es nun hinauf. Nach langem Steigen traten wir im dritten Stockwerk in den Audienzsaal, ein ziemlich großes Zimmer mit schmutziggelben Tapeten, an dessen einer Wand neben der Thür zwei Goldrahmenspiegel und vier bis fünf alte häßliche Uhren, rund umher aber eine Anzahl französischer alter Kupferstiche hingen, unter andern Napoleon und

der Herzog von Wellington, so wie auch einige Portraits und andere Malereien der Eingebornen. Zu meiner Verwunderung waren Vater und Sohn hier vereinigt; der Minister war auch nicht wenig stolz darauf, es so eingerichtet zu haben. Beide kamen mir entgegen und drückten mich nach Landessitte ans Herz. Dann setzten sie sich auf einen goldgestickten, mit grüner Sammtdecke belegten Divan an der Hinterwand des kleinen Saales, auf einem andern daneben die drei jungen Prinzen; die ganze übrige Versammlung nahm auf zwei Reihen europäischer Fauteuils an den Wänden umher Platz, ich selbst aber zunächst dem jungen Maharadjah. Dieser letztere, ein Bursche von funfzehn Jahren, der schon seine drei Frauen hat, scheint vollkommen die Zügel der Regierung in Händen zu haben. Sein Anzug war sehr reich: ein langes Gewand von Goldstoff, Perlenschnüre um den Hals, Armbänder und Ketten von Smaragden und Brillanten, und ein rother Turban mit schöner Diamant-Agraffe. Er sieht dem Vater sehr ähnlich, ist aber äußerst lebendig und reizbar, und ich kann mir denken, daß ein verzognes Kind, wie er ist, gewiß schon ein wahrer Tyrann sein kann. Um den Vater, den früheren Maharadjah, der erst einige dreißig Jahre alt sein soll, aber aussieht wie ein Sechziger, kümmerte er sich gar nicht. Dieser, einfach in Weiß gekleidet, nur auf dem Kopfe einen gelben Turban mit Brillant-Agraffe, saß wie ein altes Weib, entnervt und schweigsam ihm zur Linken; und wenn er einmal wagte, eine Frage zu thun, so sah man in den Zügen des Sohnes die tiefste Verachtung sich ausprägen, und das sonst nicht unangenehme Gesicht desselben erhielt einen höchst widerwärtigen, unheimlichen Ausdruck.« *)

---

*) Der Sohn hatte den Vater genöthigt, ihm die ganze Macht zu übertragen, so daß dieser nur noch den Namen hergab; doch geschah nichts ohne seinen Willen. In den Durbars sollen mitunter die sonderbarsten Scenen zwischen beiden vorgekommen sein; so zum Beispiel bei der letzten Vorstellung des englischen Residenten hielt der Sohn dem Vater den Mund zu und sagte, er wolle allein sprechen und verhandeln; — ein andermal kamen Vater und Sohn auf Häuptlingen geritten, zum Hause des Gesandten, und zausten sich von ihren

»Zunächst wurden meine Geschenke auf dem mit weißen Decken belegten Fußboden ausgebreitet und einzeln vorgezeigt; sie erregten viel Freude und Bewunderung. Es waren Waffen und Spieluhren, auch einige Stücke farbigen Tuches, das hier sehr selten ist. Die Konversation war recht lebendig, sie drehte sich meist um militairische Gegenstände. Höchst verwundert war man darüber, daß ich den Dienst als Lieutenant gethan, und daß ich, wie wir alle, und unser König sogar, zu Fuß mit dem Regiment marschirt war. Daß mein Vater bei Waterloo gewesen, und ihm dort mehrere Pferde unter dem Leibe erschossen worden, imponirte sehr; denn die Nepâlesen, und besonders die Gorkha's, denen die Familie des Radjah angehört, sind ein als kriegerisch bekanntes Volk. Sie haben ein ähnliches System der Wehrbarmachung, wie das unsrige. Im Fall des Krieges greift Alles zu den Waffen; so haben denn auch die höchsten Staatsbeamten einen Rang in der Armee.«

»Als die Unterhaltung sich auf meine Reise lenkte, fragte der alte Radjah, ob ich auch in Rom gewesen sei. Er soll lesen und sogar in den europäischen Staaten, was das Statistische anbetrifft, Bescheid wissen. Während wir sprachen, tanzten Nâtschmädchen ununterbrochen, bei einer furchtbar wirren Musik von Pauken, Violinen und Guitarren, ganz wie die, welche ich in meinem letzten Briefe aus Pattna beschrieb; unten spielte zugleich eine Regimentsmusikbande. Wenn eine der Tänzerinnen aufhören sollte, so wurde ihr ein Shawl über den Kopf gehängt und Geld in die Hand gedrückt, und gleich darauf trat eine andere für sie ein. Sie waren häßlich und unsauber.«

»Zuletzt, nachdem die Audienz etwa anderthalb Stunden gedauert hatte, wurden die Geschenke für uns herumgetragen. Keiner von uns

eigenthümlichen Pferden herunter. Bei der oben beschriebenen Audienz benahmen sie sich jedoch sehr anständig; und wenn auch eine gewisse Aufregung und ein Bestreben, sich vorzugsweise bemerklich zu machen, an beiden wohl zu erkennen war, so hielt der Vater doch mehr zurück und that nur einzelne, recht gute Fragen über das Einkommen und sonstige politische Verhältnisse des preußischen Staates.

Allen ging dabei leer aus. Der Minister hängte mir eine wohlriechende Kette um, zog mir über die Uniform einen kurzen chinesischen Pelzrock und setzte mir eine goldene, mit Perlen gestickte Mütze auf. Gleich darauf wurde wohlriechendes Oel und Betel hereingebracht, das Zeichen zum Fortgehen. Beide Radjahs theilten es unter uns aus und umarmten mich. Ebenso geführt, wie wir gekommen waren, zogen wir die Treppe hinunter, setzten uns sogleich theils zu Pferde, theils auf Ponies, und ritten, vom Minister begleitet, die Front der aufgestellten Geschütze und der exerzirenden Truppen hinunter. Dann ging es im Galopp durch die Stadt; an einem Garten neben dem schönen Schlosse Martabars wurde abgestiegen. Hier lebt der Onkel des Ministers, ein ehemals an Rang und Ehren reicher Mann, als Fakir, auf einem Brett vor einem kleinen Hundehäuschen sitzend, umgeben von den scheußlichen Gestalten einiger anderer Fakire. Der Mann, ganz in ein gelbes Gewand gehüllt, auf dem Kopf ein gelbes Käppchen, hatte einen angenehmen, ruhigen und mit sich selbst einigen Ausdruck. Er hat der Welt entsagt und, wie er sich ausdrückte, seine Befriedigung darin gefunden, wie die Vögel zu leben, aus der Hand in den Mund. Ich fragte ihn, ob er sich mit dem Lesen von einigen Büchern beschäftige. »Nein,« entgegente er, »das, was geschrieben steht, lebt Alles in meinem Innern.« Er soll einflußreich und eine große Stütze seines Neffen und seiner ganzen Familie sein. Als wir fortgingen, küßten ihm unsere jungen Begleiter ehrerbietig die Füße. — Zuletzt zeigte mir der Minister noch eine Geschützgießerei und zugleich Gewehrfabrik, wo mit den rohesten Mitteln wirklich Erstaunliches geleistet wird; und nicht wenig stolz war er darauf, uns hier auch einen Uhrmacher vorstellen zu können.«

Folgenden Tages hatte der Minister zu Ehren des Prinzen eine Jagd arrangirt, wobei er selbst auf einem Elephanten, eine Schaar von Obersten und Chefs zu Pferde, der junge Radjah aber auf dem Rücken eines der Häuptlinge geritten kam. Letzterer

nahm demnächst auf einem Thronsessel von grünem Sammt Platz, um die Jagd in aller Bequemlichkeit anzusehn, da sein entnervter Zustand ihm nicht erlaubte, ein Gewehr abzuschießen. Um ihn her saßen im Halbkreise eine Reihe von Vornehmen. Mit Pfauenwedeln ließ sich der elende Feigling die Fliegen abwehren, und um von einem Orte zum andern sich zu bewegen, bestieg er stets den Rücken eines Häuptlings, der sich keuchend unter der königlichen Last beugte, »daß es,« wie Prinz Waldemar schreibt, »Einem dabei wirklich in den Fingern zu kribbeln anfing.« — Die Jagd selbst, zu der ein Regiment Soldaten beordert war, bestand in einem unter dem schrecklichsten Lärm von Tamtams, Trompeten und Geschrei vollführten großen Kesseltreiben. Die Vögel, sich von der Höhe nicht in die Ebene hinabtrauend, flogen hin und her, bis sie, ermüdet, gefangen wurden. Es wurde überhaupt mehr Wild eingefangen als geschossen.

Eine der interessantesten Episoden in des Prinzen Aufenthalt zu Katmandu bildete der Besuch des Wohnhauses Martabar Singhs. In gemischtem, halb indischen, halb chinesischen Styl erbaut, vereinigte es Anmuth mit Bequemlichkeit, und zeichnete sich vor allen übrigen Gebäuden, die der Prinz in Nepâl gesehen, vortheilhaft aus. Es hat zwar einen dunklen und schmutzigen Eingang, der zu einem viereckigen, mit Quadern bepflasterten Hofe führt, und schmale, steile Treppen, aber sehr schön geschnitzte und sauber gehaltne Fenster mit bunter Malerei. Die Treppen, welche jedoch immer noch breiter als die meisten übrigen in Katmandu und zu beiden Seiten mit Waffen, unten mit Gewehren, oben mit Kuckeries oder Kora's geschmückt waren, führten die Gäste, geleitet von Dienern mit ungeheuern Fackeln, zu Martabars Zimmer. Dasselbe bestand aus einer langen, schmalen Gallerie, erhellt durch sechs Kronleuchter von der verschiedensten Art und Farbe. Der Fußboden war mit baumwollenen Decken und seidenen Teppichen belegt; drei Tische nahmen die Mitte des Zimmers ein und auf diesen

standen Uhren, astronomische Instrumente, Blumenvasen und Gefäße aller Art. In der hintersten Ecke befand sich sein Bett, neben dem zu jeder Seite ein Ehrenkleid hing. An den Wänden standen alte Uhren, ein Piano, ein Aeolodikon, eine Orgel; daneben aber war das sonderbarste Gemisch von Kupferstichen und gemalten Bildern zu sehen, letztere theils von Eingebornen, theils von Engländern und Franzosen ausgeführt. Da hingen europäische Tänzerinnen neben Napoleon und französischen Häusern, indischen Schönen und Ansichten von Städten, Schlachten und Flotten, neben allerlei Familien-Portraits, in Wasserfarben auf Papier gemalt. — Nachdem man den Gästen eine Kollation von Früchten und Süßigkeiten in Gefäßen von Gold, Silber, Porzellan und Glas, die ebenfalls theils europäischen, theils inländischen Ursprungs waren, gereicht hatte, trat Dr. Hoffmeister an das Pianö und spielte einige Walzer. Dann erschienen vier Tänzerinnen und zum großen Erstaunen setzte sich deren eine ebenfalls an das Instrument und trug ein paar deutsche und englische Stücke vor, darauf mit einer zweiten zusammen einige quatre-mains, dann auf dem Aeolodikon eine Kantate und zuletzt Stücke auf der Orgel. Als der Prinz erfahren, daß sie selbst komponire und indische und nepâlesische Gesänge in Musik gesetzt habe, mußte sie dieselben vorspielen und mit ihrer Genossin zusammen singen; sie klangen ganz melancholisch und lieblich, obgleich etwas eintönig. Martabar erzählte von dieser Virtuosin, seiner Lieblings-Sklavin oder Frau, die er in Kalkutta hatte ausbilden lassen, daß sie eben so trefflich mit der Büchse schieße als auf dem Klavier spiele, und eben so tapfer als klug sei; ihm selbst habe sie auf einer Tigerjagd das Leben gerettet, was man der kleinen, rundlichen Gestalt mit wenig ausdrucksvollem Gesicht und mit den chinesisch geschlitzten Augen gar nicht zugetraut hätte. Sie wurde auch offenbar sehr hoch geachtet, wie schon aus ihrer glänzenden Kleidung hervorging. — Nach diesen Kunstproduktionen folgte eine Musik von Streich-Instrumenten, dann eine

zweite Kollation und zum Schlusse, wie immer, die übliche Beschenkung an die Gäste, wobei Martabar ganz frappirt darüber war, daß man ihn einige Male bat, nicht so freigebig zu sein. Diese Bescheidenheit schien ihm besonders wohl zu gefallen.

In dem herrlichen, mit großer Sorgfalt angelegten Garten, der das Haus umgiebt, und in welchem sich die schönsten Baumarten Indiens mit den lieblichsten Zierpflanzen und den duftreichsten Gewächsen zu schattigen Alleen und Boskets vereinigten, standen hie und da kleine Pavillons mit schlanken Säulen und anmuthigen Kuppeln; weiterhin aber, gegen die Umfassungsmauer, eine hohe Säule, welcher, wegen der entzückenden Aussicht von ihrer Spitze, der Prinz einige Tage darauf, am 19. Februar, mit einem Teleskop bewaffnet einen eigenen Besuch widmete. Sie steht auf einem runden Piedestal von fünf und zwanzig Quaderstufen; eine Wendeltreppe von zwei Hundert zwei und zwanzig Stufen, jede zu sieben bis acht Zoll Höhe, führt zu einem kleinen Raum mit vier gothischen Fenstern, auf welchem ein minaretartiger Aufsatz sich erhebt. Der Bau macht einen sehr günstigen, gefälligen Eindruck; aus weiter Ferne sichtbar, überschaut er selbst das ganze Thal. — Martabars Vater hatte schon eine ähnliche Säule erbaut; sie ist aber bei einem Erdbeben gestürzt, und ihre Trümmer bedecken noch jetzt die Stätte.

Bei einem Ausfluge auf den gegen sieben Tausend Fuß hohen Kaulia-Paß (in der Gegend von Noakôt) genoß der Prinz die malerische, entzückende Aussicht auf den Dhawalagiri und seine riesigen Nachbarn; der Standpunkt war nur fünf Meilen entfernt von den vordersten Schneepiks. Des Dhawalagiri dreizackiger Gipfel steht nicht isolirt, sondern erhebt sich in der Mitte von fünf anderen Bergriesen, deren einer, der im Osten zunächst stehende Swetagher, ihm bis auf zwei Tausend fünf Hundert Fuß an Höhe gleichkommt. Ueber die vielen, mit ewigem Schnee und Eis bedeckten, himmelanstarrenden Felshörner dieses großartigen Gebirgsamphitheaters, die mehr als vierzig Meilen weit bis in die Gegend von Patna

sichtbar sein sollen, eröffnet sich von diesem Passe eine Aussicht, die sich mit keiner andern in der Welt vergleichen läßt. Prinz Waldemar schildert dieselbe wie folgt: »Unvergeßlich werden mir die nepälesischen Schneeberge bleiben, und besonders die Sonnen-Auf- und Untergänge auf der interessanten Parthie nach Noakôt, wo wir dem Hochgebirge bis jetzt am nächsten kamen. Ich versuchte eine Skizze von der schönen Färbung zu geben, wie die Berge aus dem tiefsten Dunkel bis zur stärksten Helle des weißen Schnees in den Goldhimmel hineinragten. Wie schön sich der Dhawalagiri-Pik mit seinen edlen Linien, zwei kleine Trabanten zur Seite, aus den unabsehbaren Reihen mächtiger Schneegipfel erhebt, beleuchtet von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne! Was hätte ich darum gegeben, sie fesseln zu können; aber unerbittlich zog sich der blaue Schleier der Nacht, aus den Thälern heraufsteigend, auch über sein Haupt. Er verschwand jedoch nicht ganz unsern Blicken: wie weiße Gespenster lagen die Gruppen des Schneegebirges im Mondschein vor uns. Einen besondern Reiz gewährte es, die unzähligen Lichter, die sich am Abhange der Berge mit dem Dunkelwerden zeigten, zu beobachten; es waren Waldfeuer, angezündet, um zum Anbau Boden zu gewinnen.« *)

---

*) Nach Colonel A. S. Waughs (Chef der Generalstabs-Aufnahme von Indien) Bericht über seine Messungen der Gipfelpunkte des Himalaya ist der Mount Everest der höchste Gipfel dieses Gebirges und der Erde überhaupt. Von 1816 bis 1848 galt der Dhawalagiri oder Dhaulagiri für den höchsten Berg; nach ihm wurde dem etwa siebenzig Meilen weit östlich von ihm gelegenen Kanchinjinga oder Kintschinjunga durch Waugh diese Ehre zu Theil; seit 1855 hat sie der Mount Everest, etwa in der Mitte zwischen den beiden vorgenannten Riesen in Nepâl gelegen, genau unter sechs und achtzig Grad acht und funfzig Minuten östlicher Länge von Greenwich. Den Namen Everest hat ihm Waugh zu Ehren seines Vorgängers, des Colonel George Everest, gegeben.

Die höchsten Gipfel des Himalaya sind nunmehr folgende:

Erstens: Mount Everest, sieben und zwanzig Tausend zwei Hundert zwölf Pariser Fuß;

Zweitens: Kanchinjinga, sechs und zwanzig Tausend vier Hundert neunzehn Pariser Fuß;

Drittens: Dhaulagiri, fünf und zwanzig Tausend ein Hundert ein und siebenzig Pariser Fuß;

Auch die Stadt Bhatgang, zwei Meilen von Katmandu entfernt, dritte Hauptstadt des Landes, einst die Residenz der Newar-Herrscher und berühmt als der Hauptsitz brahmanischer Weisheit in Nepâl, besuchte der Prinz. Sie hat fünfzehn bis zwanzig Tausend Einwohner und ist in hügeligem Terrain gelegen. Der alte, jetzt verfallene Durbar, ein großes Gebäude, neben dessen goldenem Thore Elephanten, Tiger, Drachen und Götterbilder in Stein gehauen sind, ist rings von einer eleganten Holzverzierung umgeben. Am meisten zeichnet sich aber die Stadt vor allen ihren nepâlesischen Schwestern durch den großen Reichthum an Tempeln aus. Einige darunter sind ganz von Stein, und der größte ist in fünf Etagen erbaut. Die Eingänge zu den einzelnen Etagen, zu denen lange Treppen hinaufführen, werden durch steinerne Thier- und Götzenbilder bewacht. Die Stadt ist jetzt, da man die alte Mauer niedergerissen hat, offen; auch eingestürzte Häuser zeigen überall das traurige Bild des Verfalls. An diesem letzteren Zustande ist nicht so sehr der Mangel an Kalk zum Mörtel schuld, auch nicht, daß die Einwohner keine Gewölbe bauen, sondern daß sie Alles mit Holzansätzen versehen und überdies ihre Häuser nicht bewerfen, wodurch diese den Einwirkungen der Witterung bloßgestellt werden.

Am 18. Februar unternahm der Prinz einen Ritt gegen Süden, zum Durchbruche des Bhagmatti, dessen Thal wahrscheinlich einen sehr guten Zugang zu dem Hochthale von Katmandu bildet. Doch so eifersüchtig sind die Nepâlesen auf die Kenntniß ihrer Bergpässe, daß es den Nachforschungen der Engländer bisher nicht möglich gewesen ist, den Lauf des Stroms, so wie die in dessen Thal führenden Wege näher zu erforschen. Einzelne von ihnen zu diesem Zwecke

---

Viertens: Tschumalari, zwei und zwanzig Tausend vier Hundert acht und sechzig Pariser Fuß.

Der Tschumalari, auch Choomalari genannt, liegt östlich vom Kanchinjinga im Quellgebiet des Matschu, eines Nebenflusses des Bramaputer, neun und achtzig Grad achtzehn Minuten östlicher Länge von Greenwich.

Anmerkung des Herausgebers.

ausgesandte Boten sind, wie bereits erwähnt wurde, niemals wiedergekehrt, und für alle Fremde gilt der schwierige Weg über das Tschandragiri-Gebirge, den auch der Prinz gekommen war, als einziger Zugang.

Trotz der ausgesuchtesten Höflichkeit Martabar Singhs gegen den hohen Gast gelang es doch nicht, die Erlaubniß zum weiteren Vordringen in das Innere des Landes und über dessen Grenze nach Tübet von ihm zu erhalten. Auf eine sehr feine Art dies ablehnend, gestattete er dem Prinzen nur bis Noakôt zu gehen.

Martabar beherrscht die Landesfürsten, Vater und Sohn, wie denn überhaupt, seit der Eroberung des Reiches durch die jetzigen Beherrscher, die Gorkhas, die Geschichte desselben und seiner Fürsten mit der der Minister immer auf das innigste verwebt ist. Trotz der Macht des Ministers hängt aber über seinem eignen Haupte am dünnen Faden das Schwert. So war Martabars Vater, der während der Minorennität des Vaters des jetzigen Radjah Minister gewesen, ermordet und sein Körper den Hunden vorgeworfen worden, wofür Martabar nicht verfehlt hat, sich später auf gleiche Weise an den Feinden seines Vaters zu rächen. Kurze Zeit nach der Abreise des Prinzen wurde auch Martabar, der gefürchtete allmächtige Mann, auf Befehl des alten Radjah ermordet. Sein eigener Neffe vollführte die blutige That, wurde darauf Oberbefehlshaber der Armee, ein Jahr darauf, 1846, nach einem schrecklichen Gemetzel, das er unter den Großen am Hofe angerichtet, sogar Premierminister und erschien als solcher im Jahr 1850 zu London als außerordentlicher Gesandter. — Im Uebrigen ist das Land in neuerer Zeit im Ganzen gut regiert worden.

Bei der am 19. stattfindenden Parade, wobei einige ganz gut exerzierte Regimenter zu sehen waren, hatte man Stühle gestellt für die Beobachter.

Die Kriegsmacht des Landes besteht in gewöhnlichen Zeiten aus siebenzehn Tausend Mann, Infanterie und Artillerie, kann

aber in drei Monaten auf das Doppelte, und in sechs Monaten auf das Dreifache gebracht werden. Alle zur Armee gehörigen Leute werden mit Anweisungen auf Grundeigenthum bezahlt, durchschnittlich nur mit sechs Rupien (vier Thaler) monatlich, und alle Anstellungen sind, wie auch in der Civilverwaltung, nur auf ein Jahr; sie werden jedoch sehr häufig verlängert, auch bleiben die entlassenen Soldaten zum Dienste verpflichtet, also eine Art von Landwehrsystem. Man nimmt die Mannschaften jedoch nur aus den drei Stämmen der Khas, Magars und Gurans, deren Aufnahme im Jahre 1839 eine Gesammtzahl von ein Hundert neun und sechzig Tausend erwachsenen Männern ergeben hat. Die Newars und die auf das Hochgebirge beschränkten Bhutiyas treiben nur die Künste des Friedens: Ackerbau und Handwerk, und werden, namentlich die letzteren, von jenen verachtet und für zu feige gehalten. Man drängt sich zum Kriegsdienste, und der Minister benutzt die Aushebung zu persönlichen Zwecken, indem er nur seine Anhänger in die Armee aufnimmt. Die Soldaten sind muthig und kriegerisch, aber wenig disciplinirt und für größere Unternehmungen nicht geeignet; ein Angriffskrieg gegen die Engländer würde, schon wegen des gänzlichen Mangels an Kavallerie, so gut wie unmöglich sein. Die Artillerie hat Geschütze nach europäischer Art, dieselben werden jedoch sämmtlich von Menschen gezogen und zum Transport im Gebirge aus einander genommen; sechszehn Mann tragen Kanon und Fahrzeug und vier bis sechs Mann die Munitionskasten. Die Infanterie steht gut unter dem Gewehr, doch laden die Leute langsam, jeder für sich und auf seine Weise. Nach der Scheibe wird nicht geschossen, um nicht das Pulver zu verschwenden. Die Armee ist übrigens bei Weitem nicht mehr das, was sie einst war: die letzten ohne Krieg verflossenen Jahrzehnte haben ihr sehr geschadet.

Ueber den Staat als solchen, und über dessen Bevölkerung wurde Folgendes erkundet, beziehungsweise beobachtet. Alle fünf Jahre geht eine Ambassade nach China, die von den Chinesen mit

Hunden und andern unerlaubten Speisen bewirthet wird, weshalb sie bei ihrer Rückkehr in Noakôt auf drei Tage Halt macht, um die nöthigen Abwaschungen und Ceremonien vorzunehmen, wozu unter andern der Genuß einer bestimmten Quantität Wasser von dem des Noya oder Noa gehört. Das Gesammteinkommen des Landes soll funfzig Lak Rupien oder drei ein Drittel Millionen Thaler betragen, wovon der Tarrai allein etwa den vierten Theil, nämlich zwölf bis funfzehn Laks liefert. Die Abgaben sind durchaus nicht überlästig. Auch sonst soll das Regiment des Landes ein gutes sein, und grobe Verbrechen, als Mordthaten, Diebstähle und so weiter zu den Seltenheiten gehören.

Das Reich hat vier Provinzen: Doti, Palpa, Sariana und Nepâl. Letztere, das eigentliche Nepâl, begreift nur das größe Thal von Katmandu nebst den unmittelbar angrenzenden Thälern und ist von Dholka im Osten bis Noakôt im Westen, von den Newars bewohnt. Das Thal von Katmandu hat ein Areal von höchstens sechszehn Quadratmeilen, mit zwei Hundert funfzig Tausend Einwohnern, die in zwei Hundert funfzig Städten und Dörfern vertheilt sind. Die Nebenthäler sind zusammengenommen wohl noch größer, aber nur von Hundert funfzig Tausend Seelen bewohnt, daher sie ihren Ueberfluß an Erzeugnissen noch nach Katmandu schicken können. Außer jenen zwei Hundert funfzig Tausend Newars sind noch zwanzig Tausend Einwanderer aus dem Westen bei der Armee, der Regierung oder dem Hofe angestellt und im Thale ansäßig, seitdem Prithwi Narayan das Land mit seinen Gorkhas erobert. Diesem Herrscher folgten noch fünf andere bis zu dem jetzigen (1845).

Es sollen in Nepâl nicht weniger als zehn verschiedene Sprachen und Mundarten geredet werden. Nur eine von diesen Sprachen, die der Khas oder Parbatiyas, (das ist Hochlandsbewohner), welche im dreizehnten bis funfzehnten Jahrhundert hier von Süden her eindrangen, ist hinduischen, die neun andern aber sind transhimalayischen

Ursprungs.*) Doch hat das Parbatiya sich sehr verbreitet, besonders westlich des Trisul Ganga, wo auch der Hauptsitz des Brahmathums ist, unter den drei oben genannten Kriegerstämmen, zu deren einem, den Khas, auch die Gorkhas gehören. Im Osten jenes Flusses sind die Bewohner größtentheils Buddhisten. Der Hauptstamm derselben, die Newars, die namentlich in den Städten überall die Mehrzahl bilden, weicht jedoch in Hinsicht der Religion von dem tübetanischen Muster sehr ab, indem er nicht dessen alte, mönchische Einrichtung hat, dagegen eine Kasteneintheilung besitzt und mehrere seiner Lehren vor dem großen Haufen geheim hält. Statt der Lama's haben sie eigene Priester, »Bangra« genannt. Diese tragen den heiligen Gürtel der Brahmanen und verbrennen die Todten, opfern aber zugleich im Tempel des Buddha und genießen das Fleisch von allen Thieren.

Nach Fr. Hamilton's Hypothese ist der Buddhismus erst um das Jahr 33 vor Christi Geburt in das Land gedrungen. Ungeachtet seine Bekenner, wie sie selbst zugeben, einen Theil der Kosmographie und Chronologie der Brahmanen angenommen haben, und obschon sie insbesondre auch deren Götter-Trias nebst dem Maha-Kala, Indra, Ganesa, Hanuman und den weiblichen Göttern Lakschmi und Saraswati verehren, so wird doch jene Trias von ihnen nur als Diener der Buddhas angesehen. Padma Pani schuf, so lautet ihr Bericht, aus seinem einen Auge die Sonne, aus dem andern den Mond, aus seiner Stirn Mahadura, aus seinem Rücken Brahma, aus seiner Brust Wischnu, aus seinen Zähnen Saraswati, aus seinem Munde Wohu, aus seinem Fuße Portewl, aus seinem Nabel Waruna; dann sagte er zu Brahma: Sei der Herr von Satyayana und schaffe; zu Wischnu: Sei der Herr von

*) Nach B. H. Hogdson sind jedoch auch die Khas zur tübetischen Race zu rechnen, und ihre Sprache in Nepâl ist ein seltsames Kauderwelsch, worin jedoch das Hindi vorherrscht. Der jahrhunderte lange Aufenthalt in diesem Klima und die Vermischung mit dem Blute der südlichen Nachbarn mögen jene körperlichen und sprachlichen Veränderungen erzeugt haben.

Radjaguna und erhalte; zu Mahesa: Sei der Herr von Tamaguna und zerstöre.

Die Newars, die Ursassen des Landes, welche in eine Menge von kleinen Stämmen (Muris, Kiratas, Limbus, Leptschas und so weiter) zerfallen, sind ein höchst industriöses Volk und selbst in den Künsten der Architektur, Skulptur und Malerei allen ihren Nachbarn überlegen. Die Viehzucht dagegen und auch den Handel überlassen sie mehr den Bhutiyas, denen sie, die äußere Erscheinung abgerechnet, fast in allen Stücken gleichen, auch in ihrer Sprache, die ein Dialekt des Tübetischen ist. Sie gehen ganz einfach und leicht gekleidet, nach Art der Hindus, von denen aber dieser kräftige und thätige Menschenschlag in seinem Aeußern sowohl als in Betreff seiner reinlichen Wohnungen sehr vortheilhaft absticht.

Die Bhutiyas oder Bhotias, wie der Sanskritname ist, während sie selbst sich Bod-po, das heißt Eingeborne von Bod oder Tübet nennen, haben in der That die Sprache und das Aeußere ihrer transhimalayischen Brüder beibehalten und zerfallen in eine Menge Unterstämme: Rongbo, Khat, Serpa und so weiter. Die eigentlichen Bhutiyas, welche nur die höchsten Berge des Landes, nahe der Region des ewigen Schnees bewohnen, gehen, den Kopf ausgenommen, völlig bekleidet. Sie sind ein muntres und gutmüthiges, aber noch meist auf einer tiefen Kulturstufe stehendes, schmutziges und armes Volk: Große, kräftige, gelbe Gestalten, von dunkler Farbe und von wildem Aussehen, fast an die Lappländer erinnernd, mit schwarzem, struppigen Haar. Ihre Kleidung besteht aus großen Schaafpelzen, rothen Beinkleidern und Strümpfen und einem langen Untergewande; dazu im Gürtel ein gerades Schwert. Sie sollen Bücher haben, sowohl geschriebene, als gedruckte, und viele unter ihnen sollen lesen können.

Die Gorkhas endlich, das herrschende Volk dieses Landes, gehören offenbar zu einer weit höher stehenden Menschenrace, als die genannten. Jedenfalls nicht von transhimalayischem Ursprunge,

sind sie ausgezeichnet durch eine schöne Gesichtsbildung und, als bigotte Hindus, stolz darauf, kein anderes als das Waffenhandwerk zu treiben, auch nur im Waffenschmieden geschickt.

Es war am 20. Februar, als der Prinz die Reise nach Noakót antrat. In sechs Stunden war das Dorf Kaulia und etwa fünf Hundert Fuß über demselben der Gipfel des gleichnamigen Passes erreicht, von wo man am andern Morgen bei Null Grad Reaumur das erhabne Schauspiel hatte, die Abhänge im Osten und Südosten mit Reif und Eis bedeckt zu sehen, während in der Ferne die majestätischen Hochgipfel des Himalaya mit ihren grotesken, wunderbaren Formen sich zeigten, eingetaucht in die Rosengluth der Morgensonne.

Von dem tiefsten Punkte des Katmandu-Thales erhebt sich der, aus angeschwemmter Erde bestehende Boden allmählig in hinter einander liegenden Hügelreihen, die der Kultur wegen in Terrassen umgewandelt sind, durch welche die vier Arme des Bhagmatti im Nordosten, und die drei des Bischmatti im Norden, tiefe Spalten ausgewaschen haben. Die Bänke zwischen den Flußarmen sind auf das sorgfältigste von unten bis oben in Stufen je nach der Steigung des Bodens von zwei bis vier Fuß Höhe abgetheilt und zum Ackerbau benutzt, was dem Thale das Ansehen eines ungeheuren Amphitheaters giebt, in welchem diese Terrassen ringsum die Stufen bilden. Ueber diese Hügelreihen hinweg, mehrere blühende Dörfer passirend, gelangt man bis an den Fuß des Kaulia-Berges, auf einem abscheulichen Wege, der so schwierig wie nur möglich über einen der höchsten Punkte in dieser Gegend des Gebirges geführt und für Pferde fast ungangbar ist. Eine Einsattelung jenes Berges, die das Thal von Katmandu nur etwa zwei Tausend Fuß überragt, führt den Reisenden endlich hinab nach Noakót.

Die Kultur hat hier das Land vollständig in Besitz genommen, und den Waldwuchs unterdrückt. Bis hoch auf den Kaulia-Paß findet man trefflichen Boden und überall Terrassen; auch ist trotz der Entblößung von Holz die ganze Ostseite dieser Bergkette reich

an Quellen und rieselnden Bächen. Der steile Nordabhang des Kaulia-Berges, den hinab zu klimmen man wohl drei bis vier Stunden braucht, ist schon mehr mit dichtem Gebüsch von wohlriechenden Daphnen bedeckt, das zuletzt in einen hochstämmigen Wald übergeht, aus lauter Laubbäumen bestehend, unter denen Erythrinen, Shorea (der Sâlbaum) und Bausinien vorherrschen. Nach mehrfachem Auf- und Absteigen geht es endlich noch einen fast senkrechten mit Buschwerk bewachsenen Abhang von acht bis neun Hundert Fuß Höhe hinab in das Thal von Noakôt, durch welches der reißende aber seichte Tadi seinen Lauf zum Trisul Ganga nimmt. Das Bett des ersteren ist gegen Hundert Schritt breit, aber größtentheils trocken; dagegen soll der letztere, bei einer Breite von vierzig Fuß, eine Tiefe von zwanzig Fuß erreichen und die blauen Fluthen dieses heiligen Stromes zeugen von seinem eisigen Ursprunge.

Jenseits des Tadi, in dem Winkel zwischen diesem und dem Trisul, erhebt sich bis zu einer Höhe von wiederum acht bis neun Hundert Fuß über deren Vereinigung, also vier bis fünf Tausend Fuß über dem Meere, der Noakôtberg, der scharf zugespitzte Ausläufer eines von Norden her vorspringenden, hohen Gebirgskammes, des Mahamandal. Auf dem Gipfel dieses Berges, an der Straße nach Tübet steht in wahrhaft heiliger Stille und Einsamkeit der Tempel des Mahamaya oder Bhawani, an dem der Weg durch einen Sâlwald sich heraufschlängelt. Der Tempel ist, gleich dem etwas tiefer gelegenen kleinen, und dem am Fuße des Berges liegenden großen Durbar oder königlichen Schlosse, im Styl der Nepalesen erbaut, aus rothen Backsteinen und überstehenden chinesischen Dächern; nur das oberste, niedrige Stockwerk ist von Holz. Die Dächer des Tempels und der zugehörigen Gebäude sind vergoldet und bilden einen herrlichen Vordergrund zu dem reizenden Thale des Trisul Ganga, welches bedeutend tiefer als das von Katmandu liegt, daher auch ein wärmeres Klima besitzt, und viel Reis und Zuckerrohr, so wie Ananas, Guaven, Bananen und

Mangos erzeugt. Von dem vergoldeten Dache des Tempels, das dem Pilger schon von Weitem entgegenleuchtet, hängen zahlreiche, dem Gotte dargebrachte Opfergaben herab, hauptsächlich messingne Gefäße, musikalische Instrumente und Waffen verschiedener Art, unter denen sich einige Trophäen befinden, die bei der letzten Invasion der Chinesen, im Jahre 1792, erobert wurden.

Am Fuße des Berges liegt das oben genannte, nur aus wenigen Häusern bestehende, liebliche Städtchen Noakôt, die Winterresidenz des Königs von Nepâl. Es war früher der Lieblingssitz des Königs Bahadur-Schah, der hier geboren wurde, und ist wichtig durch seine Lage, da es den einzigen Eingang von Tübet zu diesem Theil des Landes beherrscht.

In dem Wallfahrtsorte Bura-Nilkent (das heißt großer Blauhals, ein Epitheton Schiwa's), drei bis vier Meilen von Katmandu entfernt, nahm der Prinz das dort befindliche große schwarze Steinbild des Wischnu, wie er mit seinem Kopfe auf der Sri Naga (heiligen Schlange) ruht, in Augenschein; es liegt in der Mitte eines mit Quadern gepflasterten Raumes, der in einem großen, viereckigen Becken das heilige Wasser enthält; in den Wänden sind Götzenbilder eingemauert. Ein alter Priester bezeugte dem Gotte seine Ehrfurcht, indem er ihm die Füße küßte, oder auch die Hand auf dieselben legte und sie dann zur Stirn führte.

Am 23. früh führte eine Fußpartie zu der Stelle, wo der Bhagmatti sich mit dem Bischmatti vereinigt. Dort sah man, wie fast überall in diesem Thale, eine Menge von Tempeln (Pattehs) und Wassertreppen (Ghats), auch eine Anzahl dickgefütterter Hunde und Leichen, die den heiligen Strom hinabtreiben, da auch hier nur die wenigsten Bewohner ihre Todten vorschriftsmäßig verbrennen und die Asche in den Strom streuen. — Abends fand ein Feuerwerk zur Feier der Verheirathung einer eilfjährigen Tochter des Maharadjah mit dem zehnjährigen Sohne des Radjah von Badjara, aus den westlichen Provinzen, statt. Ein großer Festzug ging durch die Stadt. In der ersten

Abtheilung, die durch Musik, ein Regiment Soldaten und eine Anzahl Geschenkträger eröffnet wurde, zeichnete sich eine weibliche Figur aus, verschleiert und in Brillantenkleidern, über deren Kopf die eine ihrer Begleiterinnen ein goldenes Becken mit Krone, eine andere einen großen Schirm hielt; sie war umgeben von einem Schwarm singender, geputzter Weiber, in rothen und blauen goldgestickten Schleiern, denen sich Tänzerinnen und Fackelträger anschlossen. Hierauf kam wieder Musik, eine Abtheilung Soldaten und in einem ähnlichen Zuge die Braut und ihr Gefolge, darunter auch Corps von komischen Masken: Papageigesichter mit langer Pferdehaar-Perrücke, Chinesen und so weiter, alle springend und tanzend; dann in einem Palankin getragen der Bräutigam, ein schmucker Junge in schönem Kaschmirshawl mit Zierrathen behängt. Ihm schloß sich ein Zug von sämmtlichen Offizieren der Garnison an, und diesen folgten auf einem kolossalen Elephanten die drei jüngsten Prinzen in sehr reichem Kostüm. Sobald sie den Prinzen Waldemar sahen, stiegen sie von ihrem Elephanten und begrüßten ihn. Den Schluß bildeten wieder Musik und Soldaten. Nachdem der ganze effektvolle Zug bei Fackelschein und unausgesetztem Abfeuern der sehr stark geladenen Gewehre einen Umgang durch die dicht gedrängte Menge der Zuschauer gemacht hatte, die auf der Straße, wie auf den Dächern und in den Fenstern aufgestellt waren, begannen beide Parteien, die des Bräutigams und der Braut, auf einem Platze einen Kampf darzustellen, der darin bestand, daß sie sich mit Zuckerwerk und mit einer hier sehr beliebten Art rothen Pulvers (Puder oder Schminke) bewarfen, womit auch die Götterbilder bestreut werden. Ein Feuerwerk, das wirklich recht gut war, mit Schwärmern, pots-à-feu, Sonnen, bengalischen Lichtern, Luftballons und so weiter, beschloß das Fest. Beim Auseinandergehen herrschte die größte Ordnung und Stille im Volke; dem Minister wurde überall rasch Platz gemacht, auch gegen die Fremden die größte Höflichkeit und Aufmerksamkeit bewiesen.

Ferner wohnte der Prinz einer Truppenrevue bei, zu der auch das Königspaar erschien, der alte Radjah dicht von Häuptlingen umgeben, der junge in prächtigem Anzuge auf einem goldstrahlenden Schimmel; er selbst wurde gehalten, sein Pferd geführt. Eine Schaar von Fliegenwedlern umgab den jungen Tyrannen, der, während der Prinz mit dem Vater sprach, wüthend sich umsah, Gesichter schnitt oder laut lachte und kaum durch Martabar, der hin und herging und ihn bei der Hand hielt, beschwichtigt werden konnte. Hienach ritt man auf den Hof des Ministerpallastes, wo Teppiche gelegt und Stühle gesetzt waren, in der Mitte aber ein Pfahl aufgerichtet stand. An diesen wurden nach einander acht Büffel gebunden und ihnen mit einem Hiebe der nepalesischen Nationalwaffe, des »Kora«, der Kopf abgeschlagen, zuerst von einigen Offizieren, dann vom Sohne des Ministers und zuletzt vom Minister selbst, der seinen aus Pfauenfedern und Seide gewebten Rock auszog und mit großer Geschicklichkeit ein einjähriges schwarzes Kalb in der Mitte des Leibes durchhieb. Damit schloß das Schauspiel; den Rücken eines seiner Chefs als Steigbügel benutzend, stieg der junge Radjah vom Pferde und nahm Abschied vom Prinzen.

Nachdem Martabar am 26. Februar sich bei einem Besuche, den er dem Prinzen abstattete, noch einmal in seinem höchsten, wahrhaft fürstlichen Glanze gezeigt und bei dieser Gelegenheit alle seine Ehren und Würden, seine Verdienste, Auszeichnungen und Reichthümer — sein Anzug war allein vierzig Tausend Rupien, gegen sieben und zwanzig Tausend Thaler, werth! — aufgezählt hatte, wurde am 27. früh die Rückreise angetreten.

Vom 3. März an wurden im Tarrai (bei Bitschako und Bisauli) acht Tage hindurch in Gesellschaft mehrerer Engländer und ausgerüstet mit dreißig Elephanten, die von den Radjahs von Bettiah und von Nepâl zur Disposition gestellt, Tigerjagden veranstaltet.

Der Tarrai (Terai, Tarihani) ist die erste Vorstufe des Himalaya: ein fast undurchdringlicher sumpfiger Waldstreif von sehr verschiedener, zwei bis fünf und sechs Meilen betragender Breite, der von der Westgrenze Assams über die Gangesströme hinaus bis in das Indusgebiet reicht, und in welchen sich durch die Vereinigung von Hitze und Feuchtigkeit die Tropenvegetation im üppigsten Wachsthum entfaltet. Ehe man ins Hochgebirge gelangt, wo so viele europäische Pflanzenformen auftreten, daß man sich oft in heimische Gegenden versetzt glaubt, wird man hier noch einmal mit der ganzen Flora und Fauna des heißen Asiens vertraut. Doch große Vorsicht erheischt der Aufenthalt in der feuchten, giftgeschwängerten »Aul«-Luft dieser Region, besonders in der Regenzeit, wo selbst Affen und Tiger und das ganze Geschlecht der Vierfüßler sammt den Vögeln, gewarnt durch ihren Instinkt, den Ort des Todes verlassen und in entfernte, gesundere Gegenden fliehen. In diesen dichten Forsten, wo der Elephant und das Rhinozeros hausen; wo der Tiger sein Gebrüll weithin erschallen läßt; wo Bären, Eber und Schakals umherstreifen; wo die Hyäne die arglose Antilope beschleicht und die schöngefärbte aber furchtbare Boa vom Baum herab sich auf den vorbeieilenden Hirsch stürzt und ihn umringelnd erdrückt: — hier ist der Schauplatz der genuß- und gewinnreichsten Jagden. In diese Wildniß drang auch der Prinz Waldemar ein. Durch das verworrene Jungle sich Bahn brechend, stoben bald Rudel von Hirschen auf, und weiße und schwarze Affen kletterten und sprangen auf den Bäumen umher und erfüllten die Luft mit Geschrei, zum großen Ergötzen der Gesellschaft. Aber bald wurde dieselbe durch ein längst ersehntes Ereigniß in Anspruch genommen. Die Eingebornen hatten im dichtesten Junglegrase eine Tigerin mit ihren Jungen aufgetrieben und meldeten dies. Alles brach in ein Freudengeschrei aus, und fort ging es, den davonschleichenden Tigern nach. Doch die Gefahr sollte nicht, wie man erwartet hatte, das Vergnügen würzen; die Tigerin stellte sich, nachdem

der Prinz eins ihrer Jungen durch einen Schuß erlegt hatte, den Angreifern nicht entgegen, wie die Phantasie es sich ausgemalt: wuthschäumend und feuersprühenden Auges ihren prächtig roth, gelb und schwarz gestreiften Leib den Kugeln darbietend; das mächtige Thier zog es vor, die Jäger zu fliehen, indem es mit gewaltigen Sätzen im dichtesten dornreichsten Schlupfwinkel sich barg. — Besser glückte ein anderer Versuch am letzten Jagdtage. Ein großer, über zehn Fuß langer Tiger wurde aufgetrieben; der gefürchtete Tyrann der Wildniß zeigte sich zwar auch hier muthlos und suchte sein Heil ebenfalls in der Flucht; durch eine sumpfige Stelle aufgehalten, wurde er jedoch erlegt. Dr. Hoffmeister, der das Thier in seine Obhut nahm, hatte große Noth, die Eingebornen, durch deren Dörfer man mit der Jagdbeute zog, vom Ausraufen der Barthaare abzuhalten; dieselben glauben nämlich, daß die Haare des Tigerschnauzbarts vor Fieber oder sonstigem Unglück bewahren.

Ueber Segauli, Bettiah, Gorackpûr, Azimgher reiste der Prinz nach Djuanpûr (unweit Allahabâd), Hauptstadt des vom großen Kaiser Akbar unterjochten alten Reiches Behar, die jetzt nur noch drei und vierzig Tausend Einwohner zählt, größtentheils Muhamedaner. Zu den geringen Resten ihrer frühern Größe gehört außer den vielen Trümmern, welche die Umgegend der Stadt bedecken, das Fort, der frühere Fürstensitz, auf einer dominirenden, rings herum von starken Mauern und Thürmen couronnirten Höhe gelegen, deren oberer Theil aber nebst allen Gebäuden eingestürzt ist, bis auf eine Art Moschee; ferner die bald drei Hundert Jahr alte unter Kaiser Akbar erbaute große Brücke, ein herrliches Bauwerk, das auf sechszehn Bogen ruhend, auf seinen Pfeilern Antiken trägt, und an den berühmten Pont neuf in Paris erinnert, auch noch recht wohl erhalten ist, obschon der eine seiner beiden auf einer Insel zusammenstoßenden Theile beim Hochwasser stets überspült wird; endlich die beiden Moscheen Djuma und Akala. Das

Hauptthor der letztern ist mit rothem Sandstein bekleidet, der, ohne Mörtel zusammengefügt, zerfällt, wie alle Gebäude in Indien.

Die Bauart dieser Moscheen, so wie vieler anderer Gebäude in diesem Theile Indiens ist ganz eigenthümlich. Neben gewöhnlichen schlanken Minarets mit ihren Kuppeln tritt uns hier eine gewisse Massenhaftigkeit der Architektur entgegen. Es ist ein großes Quadrat, von doppelten Säulengängen, in zwei Etagen über einander, umgeben; in der Mitte von dreien dieser Seiten befindet sich ein hohes Thorgebäude, durch welches die Eingänge führen, und in der Mitte der vierten, nach Morgen gelegenen Seite ist die große Hauptmoschee erbaut, von einer Haupt- und zwei Nebenkuppeln überragt. Ein hoher gothischer Bogen bildet den Haupteingang zwischen zwei viereckigen Thürmen, die über denselben hinweg durch eine Art von Zinne mit einander verbunden sind, welche sogar die Höhe der Kuppeln überragt. Wie überall in Indien, so sind auch hier die Mauern sehr reich mit Schnitzwerk versehen, nur daß es, statt der sonst gewöhnlichen Menschen- und Thiergestalten, Pflanzenabbildungen sind. Auf das zierlichste hat man die Formen der Schlingpflanzen benutzt, um sie in Festons und Guirlanden an den inneren Wänden des Gebäudes nachzubilden. Das Ganze stellt eine höchst eigenthümliche Vereinigung von arabischem und indischem Geschmack dar: überall arabische Bogen und Kuppeln, neben indischen viereckigen Säulen, Pfeilern und Schnitzwerk.

Diese und andere Moscheen wurden von den muhamedanischen Eroberern erbaut, nachdem sie mit fanatischem Eifer die Götzentempel zerstört hatten; oft errichteten sie, wie zum Beispiel bei dem großen Mahadeo-Tempel in Benares, gerade auf den Trümmern derselben ihre Moscheen. Auf jenem klassischen Boden, auf welchem auch Djuanpûr liegt, finden sich daher nicht allein die meisten, sondern auch die prächtigsten Moscheen, und wohl mag es sein, daß auch die Hauptmoschee dieser Stadt entweder auf den Ruinen eines Hinduheiligthums aufgeführt, oder doch darum so glänzend

hergestellt worden ist, weil in jener Stadt ein besonders großartiges Hinduheiligthum sich befand.

Reiche Muselmänner lassen es sich in der Regel angelegen sein, diese heiligen Stätten zu erhalten. Sie dulden es nicht, daß dieselben in Verfall gerathen; es liegt ihnen daran, dem immer noch blühenden Brahmanenthum einen Damm entgegenzusetzen, wenn sie auch nicht mehr, wie in früherer Zeit, die Brahmadiener mit Gewalt bekehren können. Der schroffe Gegensatz, in welchem Brahmanenthum und Muhamedanismus in Indien einander gegenüberstehen, entzündet in den Bekennern beider Religionen einen gewissen fanatischen Wetteifer, so daß man in diesem Lande weit öfter verfallene Festungen und ganze in Ruinen liegende Städte findet, als eine zertrümmerte Moschee oder einen verfallenen Hindutempel.

Am 13. März war man in **Benares**, der berühmten Brahminenstadt, der reichsten und heiligsten, und nächst Kalkutta auch der volkreichsten unter allen Hindustädten, das Mekka der Hindu's, im Ramâyana »Kasi«, das heißt die Glänzende, genannt. Die Natur ist mit ihren Reizen bei Benares durchaus nicht verschwenderisch gewesen: der Ganges bildet hier einen schönen Bogen und hat ziemlich die Breite des Rheins, aber sein Lauf ist bei Weitem nicht so rasch, dazu sein Wasser sehr schmutzig; auch sind die Ufer sandig und flach, mit Ausnahme des etwa drei Miles oberhalb Benares malerisch auf einem zwei Hundert Fuß hohen Felsen gelegenen Forts von Tschunar. Um so interessanter ist das Leben in dieser Stadt. Der Prinz schreibt darüber: »Es ist fast eben so hergebracht bei den Hindu's, nach Benares zu pilgern, wie bei Muhamedanern nach Mekka. Das Bad im Ganges ist ein entsühnendes, und Pflicht der Hinterbliebenen dabei, das Gebet für die Verstorbenen. So bildet sich denn zu Benares ein Zusammenfluß von Pilgern aus allen Theilen Indiens. Wer hier einen Tempel oder ein Serai für Pilger baut, wer dabei Bäume pflanzt und Bassins und Brunnen graben läßt, dem wird es als ein Werk

großer Frömmigkeit angerechnet. Radjahs aller Länder und reiche Privatleute haben, den Fluß hinab, eine Reihe von Tempeln und daneben Palläste im Style ihres Landes erbauen lassen, in dem Glauben, sich damit eine besondere Glückseligkeit zu verdienen. Jede Nation hat ihren eigenen Badeplatz, zu dem hinab Treppen führen, die zu bauen für eben so verdienstlich gehalten wird. — Man kann sich keinen Begriff davon machen, wie pittoresk Morgens eine Fahrt auf dem Flusse ist. Alle Treppen, wohl an funfzig bis sechzig Fuß hoch, lebendig, unten die letzten Stufen Kopf an Kopf, auch in kleinen Hallen auf Vorsprüngen in dem Flusse und unter großen Sonnenschirmen: ein malerisches, buntes Bild. Die Frauen, in buntfarbige Tücher gehüllt, sich sehr graziös und decent im Flusse untertauchend, Blumen hineinstreuend. Die schöngebauten Männer ebenfalls hinabsteigend, andere von den Vorsprüngen hinabspringend und sich im Wasser tummelnd; dies Alles macht nicht im geringsten den Eindruck einer religiösen Handlung, vielmehr den einer einfachen, großen Abwaschung; es ist aber nicht möglich, etwas Eigenthümlicheres oder Anmuthigeres zu sehen. Man denke sich darüber die mächtigen Palläste, die meisten im arabischen Styl, mit reich verzierten Erkern, Thürmen, Gallerien, Hallen. Einen vollständig reinen Hindustyl hier zu finden ist nicht möglich; es ist immer etwas arabische Architektur dabei. So freute ich mich auch, das Haus des Maharadjah von Nepâl zu finden: ich erkannte es sogleich an seinem chinesischen Styl und dem chinesisch aussehenden Tempel daneben. Palläste und Treppen sind von herrlichen Bäumen mit gewaltigen Kronen beschattet.«

Alle diese Prachtgebäude sind aus einem sehr schönen, rothen Sandstein errichtet, der in der Nähe gebrochen wird. Nirgends hat man ein so lebendiges Bild des indischen Volkslebens, wie in Benares; denn die vornehmsten Hindus aus allen Reichen und Provinzen unterhalten hier ihre eigenen Pagoden, zum Theil auch Klöster für Brahmanen und Fakire, und kommen nicht allein selbst

hierher, sondern haben hier auch ihre Wakils oder Gesandten, die anstatt ihrer die vorgeschriebenen Gebräuche und Opfer erfüllen, um dadurch die Seligkeit ihrer Herren zu erkaufen. Für jeden Pilger gehören funfzehn Tage dazu, um alle Ceremonien vorschriftsmäßig zu vollenden und völlige Sündenreinheit zu erlangen. — Es sollen noch jetzt von den dreißig Tausend Häusern und Hütten, die Benares enthält, gegen acht Tausend Eigenthum der Priester und außerdem an Tausend Hindutempel und drei Hundert drei und dreißig Moscheen, unter den circa zwei Hundert Tausend Einwohnern der Stadt aber nicht mehr als zwei bis drei Hundert eingeborne Christen vorhanden sein. Die Zahl derer, welche ehedem zu diesem heiligsten aller Hindu-Wallfahrtsorte pilgerten, wird im täglichen Durchschnitt auf zehn Tausend, an hohen Festen aber auf Hundert Tausend angegeben. Es gilt für ein Glück, in Benares zu sterben, denn von dort führt eine große Königsstraße gerade in den Himmel.

So heilig wie der Ganges ist dem Hindu kein anderer Strom. Der Ganges muß die Asche, oder wenigstens die Leichname der Verstorbenen aufnehmen; im Ganges suchen selbst Kranke Genesung; sein Wasser soll lieblich schmecken und sehr gesund sein. Es ist in allen Pagoden und Tempeln das kostbarste Opfer, und wird auf den Schultern bis zur Südspitze Indiens getragen. Jeder Vornehme nimmt Gangeswasser mit auf die Reise. Auf Gangeswasser legt man seinen Eidschwur ab, wie bei uns auf die Bibel.

In einer kalten thauigen Nacht vom 19. zum 20. März wurde die Reise fortgesetzt nach dem funfzehn deutsche Meilen von Benares entfernten Allahabâd (das heißt Allahs Wohnung), das den Winkel des gefeiertsten »Prayâg« oder Zusammenflusses der beiden Zwillingsströme Ganges und Djamna einnimmt und trotz seiner Heiligkeit als Wallfahrtsort nur eine gewöhnliche Hindustadt ist, voll Staub und Kuhmist. Auf der Landspitze, wo der Djamna seine grünlich klaren

Wellen mit dem braunen schmutzigen Wasser des Ganges vermischt, war ein großes Gewimmel von Pilgern und von Priestern, die hier einzelne Stellen der Wedas (die vier ältesten, heiligen Bücher der Brahmanen, vermuthlich um 1400 vor Christo geschrieben) andächtigen Zuhörern erklärten. Da sieht man in beiden Geschlechtern alle Altersstufen vereinigt, neugeborne Kinder, die schon durch sämmtliche Stadien der Weihe hindurchgeführt werden; Männer, die sich alles Haar abscheeren lassen, weil jedes Haar, das in das Wasser des Ganges fällt, tausend Jahre der Glückseligkeit im Jenseits verheißt und so weiter.

Ueber Kânpûr ging die Reise weiter nach Lackno (Lucknow der Engländer), der großen Hauptstadt und Residenz des Königs von Aude. Das Königreich Aude oder Audh ist ein Land von circa ein Tausend ein Hundert Quadratmeilen und drei Millionen Einwohnern, größtentheils Hindus. So fruchtbar der Boden auch ist, so wenig wird er ausgebeutet von seinen indolenten Bewohnern. Die Herrscher dieses Landes, die sich zum Islam bekennen, sind schon seit dem Jahre 1819 faktisch so gut wie völlig mediatisirt, haben jedoch, zehrend von den ungeheuren Schätzen, die ihre Vorgänger aufgehäuft, den glänzendsten Hof unter allen indischen Fürsten und leben noch heute in derselben Ueppigkeit und Pracht, die an das Mährchenhafte grenzend, einst den Hauptzug im Gemälde von Indiens Wundern bildete. Im gedachten Jahre wurde den Fürsten des Landes, die bis dahin, seit dem ersten Eindringen der Muhamedaner nach Indien, nur »Nabobs« und »Subahdars (Statthalter) von Aude«, unter der Oberherrlichkeit des Großmoguls von Delhi gewesen waren, und mit Saadet Ali (1798 bis 1814) den Titel »Nabob« und »Vezir von Aude« angenommen hatten, die Padischah-, das ist Königswürde, übertragen, wobei sie die pomphaften Titel »Vater des Sieges«, »Wiederhersteller der Religion«, »Beschützer der Sterne« und so weiter annahmen. Auch ist seitdem vertragsmäßig eine englische Besatzung zum Schutze dieses Schattenkönigs

in Lackno stationirt. Die Einkünfte dieses Staates sollen fünf Millionen Thaler betragen. *)

Lackno ist eine sehr ausgedehnte Stadt und soll an drei Hundert Tausend Einwohner haben. Zunächst durch Straßen von Lehmhütten, dann durch mehrere Thore zwischen zweistöckigen Backsteinhäusern hinwandelnd, erreicht man endlich den schönsten Theil der Stadt, breite Straßen, hohe Häuser, mit hellem, glänzenden Stuck überzogen und zum Theil von ganz europäischer Construktion, zahlreiche Moscheen, mit kunstvoll gebauten Minarets und vergoldeten Kuppeln; Alles war geeignet, den Prinzen und seine Begleiter, die nur an die engen und schmutzigen, mit niedrigen Häusern und elenden Hütten besetzten Straßen indischer Städte gewöhnt waren, mit Staunen zu erfüllen. Obgleich schon in Ramâyana gefeiert, als die Lakschmanawati, die der Segenspenderin Lakschmi Geweihte, hat sich Lackno doch erst in neuester Zeit, seit 1775, wo die Residenz des Königs von Feizabâd hieher verlegt wurde, zu seiner jetzigen Größe und Pracht emporgeschwungen. Namentlich der neuere Theil derselben hat beinahe das Ansehen einer englischen Stadt; die älteren Bauwerke dagegen, im arabischen Styl, werden von Bischof Heber und Lord Valentia für die schönsten von ganz Indien erklärt.

*) Im Jahre 1856 ist bekanntlich auch dieses Reich den Besitzungen der Briten einverleibt, der König aber mit einer Pension abgefunden worden. Die Pensionen, welche die Ostindische Kompagnie den früher abgesetzten Dynastieen zahlt, belaufen sich auf folgende Summen: Erstens: der König von Delhi ein Hundert funfzig Tausend Pfund Sterling; Zweitens: Nabob von Bengalen ein Hundert sechzig Tausend Pfund Sterling, Familie desselben neunzig Tausend Pfund Sterling; Drittens: Nabob von Carnatic ein Hundert sechszehn Tausend Pfund Sterling, Familie desselben neunzig Tausend Pfund Sterling; Viertens: Radjah von Tiugare ein Hundert achtzehn Tausend Pfund Sterling; Fünftens: Radjah von Benares ein Hundert drei und vierzig Tausend Pfund Sterling; Sechstens: Familie Tippo Sahibs drei und sechzig Tausend Pfund Sterling; Siebentens: Radjah von Malabar fünf und zwanzig Tausend Pfund Sterling; Achtens: Rascher Roo, ehemaliger Peischwah, achtzig Tausend Pfund Sterling, Familie desselben ein Hundert fünf und dreißig Tausend Pfund Sterling; Neuntens: andere Pensionen drei Hundert vierzehn Tausend Pfund Sterling. Zusammen: eine Million vier Hundert vier und achtzig Tausend Pfund Sterling, oder etwa zehn Millionen Thaler. — Die Abfindungssumme für den König von Aude ist noch nicht bekannt. Anmerkung des Herausgebers.

Am Abend des 25. lernte der Prinz, auf einer Fahrt durch die Straße längs des Flusses, einen sehr originellen Theil der Stadt kennen, in welchen drei große Thorwege: »Rumie Durwaza« (das heißt römische Thore), von halb arabischer, halb französischer oder englischer Konstruktion, hineinführten. Es sind hier mehrere Palläste, Moscheen, Gärten, Grabdenkmäler, Alles wohl erhalten und neu, wie die Herrschaft der Könige selbst; überall war der Wunsch sichtbar, etwas vorzustellen, die Erinnerung an alte Größe aufzufrischen, und die europäischen Herrscher nachzuäffen. Nur das Grab des ersten unabhängigen Herrschers, Asoph ud Daulah (1775—1797), von ihm selbst erbaut, ist wahrhaft großartig und imposant durch das einfache Weiß seiner Wände, die Proportion seiner Thürme und die Anmuth seiner Minarets und Säulengänge. Es hat einen weiten, mit duftigen Gartenanlagen und plätschernden Fontainen gezierten viereckigen Vorhof, der von Karawanserais und auf der andern Seite von zwei schönen Thoren eingeschlossen ist. Auf einer großen breiten Treppe gelangt man zu der die ganze Länge des Gebäudes von zwei Hundert achtzig Fuß einnehmenden gewölbten Vorhalle, welche zwei übereinander liegende Säulenhallen trägt, mit luftigen Minarets und Thürmen in den Ecken. Der große Saal, in den man von da aus eintritt, hat eine gewölbte Decke, ist etwa Hundert zwanzig Fuß lang, funfzig Fuß breit und vierzig Fuß hoch. In der Mitte desselben befindet sich das Grabmal des Königs, strahlend in Silber und Gold, aber umgeben von einem schlechten, mit Oelfarbe angestrichenen Holzgitter; an jeder von beiden Seiten des Sarkophags steht eine Art von Pyramide, aus England herrührend, mit Spiegeln, Bildern und so weiter verziert und gleich dem vielen andern großen und kleinen, geschnitzten, gemeißelten und gemalten Schnickschnack von Holz, Glas, Marmor, Edelsteinen und so weiter, gar nicht zum Ganzen passend. Zu beiden Seiten des Hauptsaales liegen große Säle in Quadratform, mit Kuppeln und Balkons, und in einem derselben, zur Linken, steht ein Modell

vom Grabe des Propheten, gleichfalls in Gold und Silber. Zur Rechten des Gebäudes erheben sich einige Vorbaue, mit Thürmen und Säulentempeln, und eine große mit zwei Minarets und drei Kuppeln gezierte Moschee. So großartig und überraschend das Ganze durch den Geschmack und die Leichtigkeit in der Ausführung erschien, so war doch im Innern wie im Aeußern gar Manches, was den Totaleindruck störte: eine nur halb angestrichene Mauer, eine Wand von schmutzigem Marmor und dergleichen mehr. So kann ein Indier nie etwas durchaus schön und harmonisch vollenden; etwas Fremdartiges und Lächerliches muß immer daran sein. — Dicht neben diesem Grabmale liegt das des Nasir ud Daulah, weit kleiner, aber in demselben wunderlichen Styl erbaut. In einem Seitengemache, das der jetzige König hatte bauen lassen, sah man das Grab einer seiner Töchter, eine kleinliche Nachahmung des berühmten Grabes der Mumtaz Mahal in Agra. Anmuth und Lieblichkeit sind auch hier mit den barocksten Einfällen und albernem Prunk gepaart, besonders sollten dem Prinzen ein Paar Gliederpuppen gefallen, die Wasser zu pumpen schienen.

Am 26. besuchte man die Ställe des Königs, welche gegen zwei Hundert kostbare Pferde enthielten, dann die Ställe der zu den Thierkämpfen bestimmten Rhinozerosse und Elephanten, so wie endlich nahe dabei das Gebäude, wo die theils zum Kampfe, theils zur Jagd bestimmten Tiger, Bären, Gazellen, Hyänen, Leoparden, Luchse und andere Thiere des Königs aufbewahrt werden. In den Gartenhäusern zeigt sich sowohl im Baustyl, als in den Möbeln und Bildern ein durch fremdartige Beimischung verdorbener Geschmack. Napoleon und Neptun, englische Soldaten in rother Jacke, Schäferinnen und Ungeheuer aus der indischen Mythologie, d'Alembert und Pudel, Löwen und anderes Gethier, das Alles steht hier gemüthlich durcheinander, entweder als Wächter der schönen Blumenbeete, — der Sultansgarten enthält fast gar keine Bäume und ist dagegen voll der schönsten Rosen, Myrthen, Cypressen, Jasmin und

Orangen, — oder in der verschiedensten Art mit Wasserspeien beschäftigt. — Auch in der prächtigen Dampffregatte des Königs fanden sich in den eleganten Salons außer schönen Möbeln schlechte, buntgemalte Kupferstiche, dazu mehrere Spieluhren, die man bei der Anwesenheit des Prinzen nicht ermangelte, alle gleichzeitig aufzuziehen.

Der interessanteste Tag des Aufenthalts in Lucknow war jedoch der, wo der Prinz zu einem Dejeuner beim König geladen war. Er beschreibt die Scene folgendermaßen: »Am Morgen um neun Uhr kam der älteste Sohn des Königs, der Thronfolger, mich abzuholen. Wir beide und der Resident bestiegen einen vierspännigen, europäischen Wagen, und nahmen die Richtung nach einem der vielen königlichen Palläste außerhalb der Stadt, umgeben von einer bunten Reiterschaar, die — ausgenommen das Detachement eines geiben irregulären Regiments der Ostindischen Kompagnie, die Leibwache des Residenten, die geschlossen vor und hinter dem Wagen ritt — in der größten Unordnung durcheinander sprengte. Ein prächtiges Bild: die flatternden weißen Gewänder, die Kaschmir-Shawls, die glänzenden Turbans, die reichgeschirrten Pferde und die schönen braunen Gesichter; Reiter in Panzerhemden und Stahlhauben, mit Spießen, Schwertern und Schilden; Reiter auf Kameelen, dem Zuge voraneilend; Elephanten mit bunten Schabracken und reichen, silbernen und goldenen Haudas, sich mit langen Schritten vordrängend, und den Wirrwarr vermehrend; die gedrängten Straßen voll staunenden, schreienden Volks: — in solcher Unordnung, wo ich hier das Einzelne aufzähle, zog mir das Ganze an den Sinnen vorüber; ich wußte nicht, wo hinsehen, überall ein neues, schönes Schauspiel! Vor einem arabischen Thorwege wurde still gehalten. Wir drei stiegen aus dem Wagen direkt in vergoldete Tragsessel und gelangten so in den Garten des Pallastes, der mit seinen Blumenanlagen und klaren Wasserbassins ein recht frisches Ansehen hatte. Zwischen präsentirenden Wachen zu Fuß und zu Pferde, mit Musik und

Trompeterchören, die ohne Sinn und Verstand durch einander schmetterten; zwischen Reitern, Kameelen, Elephanten, Wagen und was sonst Alles den Gartenhof füllte, zogen wir vor die Treppe des Pallastes.«

»Unter der breiten Veranda, die mit Neugierigen, Engländern und Indiern besetzt war, kam mir der König, gestützt auf zwei Engländer, die in seinem Dienste stehen, entgegen geschritten. Nach dreimaliger Umarmung zog sich Seine Majestät, von mir und dem Residenten geführt, einen Moment in ein Seitengemach zurück, wo eine Unterredung stattfand, die in Complimenten und Danksagungen für huldreiche Aufnahme im Königreich bestand. Der König muß nach orientalischem Begriff ein wunderschön gewachsener Mann sein; nach unserm Geschmack ist er scheußlich: eine furchtbar dicke, aufgeschwemmte Figur mit großem, fast unförmlichem Kopfe, aber sehr gutmüthiger Physiognomie. Seine ganze Familie schlägt ihm im Aeußern nach. Drei kleine Söhne, die mir, so oft ich ihnen begegne, sehr freundlich die Hand drücken, sehen jetzt noch ganz nieblich aus; ich bin aber überzeugt, in kurzem sind sie auch so dick wie der Vater.«

»Von dem Reichthum an Perlen und Edelsteinen, mit dem diese königliche Familie bedeckt ist, hat man gar keinen Begriff und überhaupt mit dem Reichthum show machen, das verstehen die Leute hier! Wie im »Gestiefelten Kater« Alles dem Marquis von Carabas gehört, so gehört hier Alles dem Könige. Wenn wir Morgens ausreiten, was auch mit einer Kavalkade von Soldaten und hinterher folgenden Wagen geschieht, merke ich immer, wie an jeder Straßenecke irgend Etwas in die Augen Fallendes aufgestellt ist, um den Glanz des Hofes zu zeigen: ein Elephant, Kameel, Tiger, Tschita, Falkenträger und so weiter. — Doch, ich komme von meiner Erzählung.«

»Es wurde in einer langen Halle zur Tafel gegangen, die auf der einen Seite mit Indiern, auf der andern mit Engländern besetzt war. In mehreren Reihen hinter einander standen die Diener,

hinter dem König zu einer förmlich undurchdringlichen Masse gruppirt, ihm zunächst die höheren Staatsbeamten. — Während des Frühstücks ging das Tanzen und der Nåtschgesang unaufhörlich fort, und Possenreißer sprangen vor uns herum. Der König legte mir und einigen Auserwählten Speisen selbst vor. Zuletzt wurden Pfeifen gebracht, für den König, den Residenten und mich. Ich rauchte eine prächtige, mit Steinen behängte Hucka, ein Präsent des Königs; außerdem hatte ich schon früher mehrere recht interessante und reiche Geschenke erhalten: einen Säbel, einen Ring und sein Portrait. Mit diesen Sachen behängt, erschien ich vor dem Könige, der diese Attention sehr freundlich aufnahm. Nach dem Frühstück bewegte man sich, Einer den Andern führend, zu einer anstoßenden Veranda über einen Zwinger, in dem drei oder vier starke Büffel, mit prachtvollen, weitgeschwungenen Hörnern erwartungsvoll hin- und herschritten. Der König befahl das Kampfspiel zu beginnen, und

»Auf thut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Tiger tritt.«

»Das war nun nicht gerade der Fall; es thaten sich wohl zwei Klappen auf, hinter deren jeder ein Tiger saß, aber keiner hatte den Muth, herauszukommen. Endlich, nach vielem Anstacheln mit spitzen Stöcken, rascheln sie aus ihrem Käfig hervor, zwischen den Büffeln hindurch, die sie aber mit ihren Hörnern verfolgen und in ihren Zufluchtsort zurückwerfen. Da öffnet sich auf einmal auf der entgegengesetzten Seite ein neuer Käfig und mit erhobenem Schweife, brüllend, in ein paar mächtigen Sätzen, fliegt ein großer Tiger hervor; in demselben Augenblick hat er auch schon seine vier Tatzen und seine Zähne in den Hinterkopf des stärksten Büffels eingeschlagen, sich unbeweglich, krampfhaft daran festhaltend. Einen Augenblick außer Fassung gebracht, da er, nach den beiden andern Tigern sehend, den Angriff von hinten nicht erwartete, bleibt der Büffel mit gesenktem Kopfe, durch die schwere Last niedergedrückt,

wie sich besinnend stehen; dann aber fängt er an sich zu schütteln und gegen die Wand zu arbeiten; seine Genossen, Courage bekommend, eilen ihm zu Hülfe und fahren mit ihren Hörnern, wie mit eingelegter Lanze gegen den Körper des Tigers, und nun geht es an ein Gebrüll, ein Zerren und Stoßen von allen Seiten. Einige Affen, die sich auch in dem Zwinger befanden, aber in völliger Sicherheit auf hohen Stangen saßen, an denen sie mit Ketten befestigt waren, vollendeten die Scene. War ihnen die Contenance auf einmal vergangen durch das furchtbare Schauspiel, oder konnten sie sich auf den Stangen nicht mehr festhalten, — gegen welche natürlich in der Hitze des Gefechts mit starker Gewalt gerannt wurde, — genug, in Todesangst lagen sie platt auf dem Boden des Platzes, sich todt stellend, und über sie fort wälzte sich der Kampf. Doch nur einen Moment dauerte derselbe: der Tiger wurde heruntergeworfen vom Kopfe des Gegners und einige kräftige Stöße hatten ihn in die Ecke geschleudert. — Noch zwei Bären wurden in den Zwinger gebracht, und es entstand ein kurzer Kampf zwischen Tiger und Bär, dem aber der verwundete Büffel, ein muthiges Thier, mit seinen Hörnern bald ein Ende machte, indem er beide über den Haufen warf. Die Büffel gingen glorreich aus dem Kampfe hervor; Bären und Tiger hatten keine Lust zum Angreifen mehr. Letztere saßen ängstlich und heulend an den Wänden, und alles Stechen mit Stöcken half nichts; sie waren nicht mehr vor zu bringen. In der Mitte der Büffel befand sich ein Junges, und diesem Umstande wird es zugeschrieben, daß sie sich so tapfer vertheidigten.«

»Von hier begab man sich nach einer andern Bogenhalle. Jenseit des Flusses, auf einem freien Platze, wurden Elephanten gegen einander geritten. Nachdem sie sich gegenseitig mit den Rüsseln befühlt, fuhren sie mit den Zähnen in einander und schlangen die Rüssel förmlich zu einem Knoten zusammen. Dem einen wurde der Zahn ausgebrochen, was ihn dermaßen in Wuth brachte, daß er

die andern wie rasend angriff und in die Flucht schlug. Reiter und Fußgänger mit Lanzen warfen sich dazwischen, sie aus einander zu bringen. Das erforderte natürlich viel Gewandtheit; es war eine gefährliche Aufgabe, zumal hier auf offenem Platze, mit Tausenden von Menschen bedeckt, die von allen Seiten auseinanderfuhren; einige stürzten sich sogar in den Fluß, um der Gefahr zu entgehen. Glücklicherweise kam Niemand zu Schaden.«

»Außerdem fanden noch eine Menge anderer Gefechte statt, zum Beispiel zwischen Widdern und Antilopen, was ganz charmant und graziös aussah. Reiter tummelten ihre Rosse, Mohren rangen mit einander und Schwerttänze wurden ausgeführt.«

»Beim Abschied hing der König einem jeden der Gäste eine Guirlande von Flittersilber mit eigener Hand um: die gewöhnliche indische Sitte. Man mag in Indien hingehen, zu wem man will, auch zu Kaufleuten, beim Abschied träufeln sie Einem Sandelholz oder Rosenöl in die Hand und behängen Einen mit Rosenguirlanden. Den König und seine ganze Familie mußte ich in dieser Art bekränzen. Es war keine Kleinigkeit, über die hohe, kronenartige Mütze mit Paradiesvogel-Federn geschickt hinüberzukommen.«

Unter den Festlichkeiten, welche der König Amjud-Ali dem Prinzen zu Ehren veranstaltete, nahmen Jagden, Thierkämpfe und Gastmähler die erste Stelle ein. Einem jener grausigen Schauspiele, bei denen die stärksten und gewandtesten Thiere Indiens in staubdurchwühlter Arena einander blutig zerfleischten, folgte ein großes Gastmahl. Die Tische bogen sich unter der Last von Speisen, Früchten, Leckereien aller Art, und für die Europäer strömte schäumender Champagner, während unter dem betäubenden Lärm indischer Musiker Spaßmacher, Jongleurs und Bajaderen Alles aufboten, durch Tanz und Gesang und die barocksten Kunstproduktionen die Gesellschaft zu ergötzen. — Interessant war auch eine im Park mit des Königs abgerichteten Falken, Tschitas, Antilopen und Luchsen (Karakals) angestellte Jagd auf Reiher, Schnepfen,

Zibethkatzen, Antilopen und Nilgaïs (Pferde-Antilopen), der ein Kampf zwischen Schafböcken und ein anderer zwischen einem Esel und einer Hyäne folgte.

Mit den Eindrücken von dem Reichthum und der üppigen Pracht eines indischen Hoflebens schied man am 2. April von Lackno und langte am 3. bei der Stadt Kanodje an, dem alten, hochberühmten Kanyakubja. Hier, bei diesem zweiten Babylon, ist die Ebene meilenweit förmlich zum Hügellande umgewandelt durch Schutt und Trümmerhaufen, welche noch heute den großen Umfang, aber nichts mehr von dem Glanze der prachtvollen Hindu-Kapitale erkennen lassen, die einst, um das Jahr 600 nach Christi Geburt, über eine Million Einwohner, darunter sechzig Tausend Tänzerinnen und Sänger, und allein zum Verkauf des Betels dreißig Tausend Kramläden enthielt. Wenige Jahrhunderte später drang Mahmud I., der Ghaznewide, ins Land. Die Stadt mit ihren herrlichen Tempeln wurde größtentheils zerstört (1018) und auf den Resten erhoben sich die Monumente ihrer Eroberer, die Citadelle, mehrere Forts, Moscheen und Heiligengräber. Auch sie sind nun bereits im Verfall begriffen; und selbst der Ganges, an dessen Ufer die alte Stadt lag, hat sich im Lauf der Jahrhunderte bis auf eine halbe Stunde von ihr zurückgezogen, als ob er sie nicht mehr für würdig hielte, von seinen heiligen Wellen bespült zu werden

Von Kanodje ab nur noch des Nachts reisend, das heißt von fünf oder sechs Uhr Abends bis neun oder zehn Uhr Morgens, erreichte man am 6. den Djamna-Strom und bald darauf Agra. Die Hitze war bereits excessiv: der glühende Westwind, der vom April bis Anfangs Juni weht, hatte das kahle schon abgeerntete Land jetzt zu einer förmlichen trostlosen Wüste mit wenigen Mimosen, Akazien und Kapernbüschen ausgedörrt und trieb die Temperatur des Mittags oft bis auf vier und dreißig Grad Reaumur. Nirgends sah man aber auch so viel Anstalten, dieser Backofenwärme zu begegnen, als hier: Pankas in allen Größen, für eine

bis achtzig Personen; Tattis — große Rahmen mit porösem Wurzelflechtwerk, die in die Hausthüren oder Fenster gestellt und beständig mit Wasser begossen werden, wodurch ein heftiger Verdunstungsprozeß und Luftzug entsteht, — und noch ein drittes, kornfegenartiges Instrument: ein großer Holzkasten mit einer Oeffnung im Innern mit Holzflügeln, die in raschen Schwung gesetzt werden; — diese verschiedenen Werkzeuge waren hier in und vor allen Häusern, besonders in den nach Westen gelegenen Zimmern aufgepflanzt, so daß man von allen Seiten angesäuselt, -geweht und -geblasen wurde und sich wirklich, trotz der drückenden Hitze vor Erkältung zu hüten hatte. — Uebrigens hindert die Hitze die beau monde nicht, die kräftigsten Mahlzeiten, so wie feurige Weine und starke starke Biere zu genießen und auf ihren zahlreichen Bällen leidenschaftlich zu tanzen.

Auch hier sind überall, wohin das Auge blickt, Schutthaufen und Ruinen; zu ganzen Hügeln aufgehäuft, bedecken sie in mehreren Generationen den Boden, dessen natürliche Beschaffenheit unter ihrem röthlich grauen oder schwärzlichen Gestein verbergend. Umgeben von diesen Resten einer glänzenden Vergangenheit, die sich meilenweit stromauf- und abwärts erstrecken, dehnt sich die jetzt nicht mehr Hundert Tausend Einwohner zählende Stadt Agra fast eine Meile lang, am rechten, südwestlichen Ufer des Djamna aus, der dort im Juni beim Hochwasser eine halbe englische Meile breit wird. Am Ufer dieses Stromes liegt das große nach dem Kaiser Akbar (1556—1605), der hier seine Residenz hatte, benannte Fort Akberabâd von einer Viertelmeile Durchmesser, mit mächtigen, wohl funfzig bis sechzig Fuß hohen rothen Sandsteinmauern, einem gemauerten, zwanzig Fuß breiten Graben und zahlreichen Thoren, darunter das prachtvolle Hauptthor, das unmittelbar in die von Menschen erfüllten bunten Straßen der Stadt führt.

Der anziehendste Punkt in dieser Akbars-Burg ist die von einer eigenen Umfassungsmauer eingeschlossene Moth Musdjid, das

heißt Perlen-Moschee, eine niedrige, kunstreich gebaute Bogenhalle mit drei Kuppeln und einigen Thürmchen am vorderen Sims. Der Hof, welcher ein Bassin mit einem Springbrunnen umschließt, ist mit weißem Marmor belegt und von Säulengängen eingefaßt. Es ist ein Bauwerk der edelsten, so zu sagen jungfräulichsten Art. Alles ohne Ausnahme besteht aus weißem Marmor, der gegen den blauen Himmel im reizendsten Kontrast erscheint. — Nahebei, unmittelbar am Stromufer, liegt der eben so prächtige Pallast, vom Kaiser Akbar, dem »weisen Solon des Orients«, begonnen und von seinen Nachfolgern vollendet, zwölf Jahre lang drei Tausend Arbeiter beschäftigend: ein weitläuftiges Gebäude mit schönen Portalen und Marmorhallen, deren Wände mit vielfarbigen Edelsteinen, mosaikartig in Blumenguirlanden ausgelegt sind. Aus den Haupthallen, in denen der Durbar gehalten wurde, hat man die Aussicht über reizende, von Säulengängen umschlossene Gärten und über den von Schiffen bedeckten Strom, in der Ferne aber, gen Süden, auf das herrlichste Bauwerk Agra's, ja, wohl ganz Indiens, die Tadje-Mahal.

Dieses Bauwerk wurde von Akbars Nachfolger und Sohne, Schah Djehân, eine halbe Stunde südlich von Agra entfernt, hart am Ufer des Djamna errichtet. Als ihm nämlich seine überaus geliebte Gemahlin Mumtaz Mahal oder Nûr Djehân (»das Licht der Welt«, eine Nichte der berühmten Nûrmahal, der Mutter Djehâns,) nach zwanzigjähriger Ehe starb, soll er erklärt haben, daß er über ihrer Leiche ein Denkmal erbauen wolle, das jedes andere in der Welt in demselben Maaße überträfe, als sie alle Töchter der Erde übertroffen habe. Und Schah Djehân hat Wort gehalten! Die Todtengruft, die er seinem Weibe errichtete, ist noch heute die prachtvollste, die großartig-lieblichste, die je ein Sterblicher, welch reineren Glauben er auch bekennen möge, einem andern errichtet hat. Wie ein Zauberschloß in den Gärten der Armide, ein rührendes Sinnbild reinster Tugend und Schönheit,

liegt die berühmte Tadje-Mahal da, »das Wunder der Welt«, »der Demant des Serails«, umschlossen von einem reizenden Garten, der durch eine Reihe von Prachtgebäuden und außerhalb dieser durch eine hohe, sieben Hundert Schritt lange Granitmauer mit vier durch hohe Kuppelgebäude führenden Metallthoren von der Außenwelt geschieden ist. Marmorbassins mit fließenden und springenden Wassern, Obsthaine und duftige Blumenbeete, die, ewigen Frühling athmend, zum täglich erneuerten Schmuck des Grabes dienen, schattige Orangen-, Tamarinden- und Cypressen-Alleen sind hier in der geschmackvollsten Weise zu einem Ganzen vereinigt. Die Fontainen werden, gleich allen übrigen, auf öffentliche Kosten unterhalten und regelmäßig jeden Sonntag Abends in Gang gesetzt. Von dem prächtigen, auf der Südseite gelegenen Hauptportal des Gartens führt eine Allee alter Cypressen in gerader Linie zu einer breiten Marmortreppe und diese letztere auf eine große Plattform von weiß und schwarz karrirtem Marmorgetäfel, die funfzig Fuß hoch über dem an der hinteren Seite entlang strömenden Djamna-Strom ansteigt. Auf der Plattform erhebt sich das Mausoleum selbst in der Mitte von zwei Moscheen von rothem Granit mit weißem Marmor ausgelegt und mit Marmorkuppeln gekrönt: wundervolle Bauwerke, die aber neben der Tadje fast verschwinden.

Die Tadje ist ein erhabner Dom, der ganz aus polirtem, blendend weißem Marmor erbaut, das Auge eben so sehr durch sein herrliches Ebenmaaß, als durch die zierlichste Vollendung aller seiner einzelnen Theile entzückt. Die wunderbar gebaute Domkuppel wird von oben erhellt und hat siebenzig Fuß im Durchmesser; an jedem der Eckpfeiler stehen, nur zwanzig Schritt davon entfernt, vier zierliche schlanke Minarets von Hundert zwanzig Fuß Höhe, zu denen im Innern eine Treppe von Hundert zwei und sechzig Stufen hinaufführt. Die Kuppel ruht auf einem Oktogon, das an den vier Hauptseiten Eingänge hat, und von offenen gewölbten Vorhallen umgeben ist. Die Thüren sind von Mosaik, in schwarzen

Marmor eingefaßt, welcher Koransprüche enthält. In der Mitte der Haupthalle ist die Grabstätte der Kaiserin, und daneben die des Kaisers, jene mit einer hindostanischen, diese mit einer persischen Inschrift. Die Gräber und bis zu einer gewissen Höhe auch die Wände sind mit Mosaiken aus den köstlichsten Edelsteinen überdeckt, welche der Idee des Paradieses im Koran gemäß, den Raum gleich einer Laube in anmuthigen Blumenfestons und Fruchtstücken aller Art ausschmücken, in so zarter Ausführung, daß man glauben sollte, Seidenstickerei auf weißem Atlasgrunde zu sehen. Die gefeierte Leiche ruht von einem einfachen Marmorsarge umschlossen, in einem untern Gewölbe, und der Prachtsarg, mit reicher Mosaik und arabischen Inschriften geschmückt, steht in der Mitte der großen Halle, geschützt durch ein zwölfseitiges, feinverziertes Marmorgitter. — Die erhabene Plattform mit wirklichen Blumen besetzt, in der Mitte des reich duftenden Gartens, soll ein Bild des ewigen Frühlings im Paradiese sein, und selbst das Verhallen der Töne in diesen magischen Räumen sollte nach der Anlage des Künstlers zum flötenden Wiederhall werden.

Der Entwurf zu diesem Gebäude wird dem Kaiser Djehân selbst zugeschrieben. Die Ausführung des Baues scheint unter der Leitung eines Italieners, den jener mit Ehren überhäufte, erfolgt zu sein. Die Mosaiken sind von den berühmtesten Arbeitern Roms angefertigt, und die Kosten des Ganzen sollen über fünf eine Viertel Million Thaler betragen haben. Zur Erhaltung desselben wurden die Einkünfte von dreißig Ortschaften bestimmt und mehr als vier und achtzig Tausend Thaler hat die britische Regierung allein auf die Ausbesserung verwendet. Der Marmor zu diesem Gebäude ist von Kandahar, über hundert Meilen weit, herbeigeschafft. Eilf Jahre erforderte der Bau des herrlichen Grabpallastes und noch viele Jahre mehr die innere Ausschmückung desselben, so daß im Ganzen zwanzig Tausend Menschen zwei und zwanzig Jahre lang daran gearbeitet haben sollen. Jede Provinz im weiten Reiche wetteiferte, ihre schönsten Kostbarkeiten hier zur Schau zu stellen.

Es war die Absicht des Kaisers Djehân, auf der andern Seite des Djamna-Stromes ein Mausoleum von ähnlicher Pracht für sich selbst zu erbauen und beide durch eine Marmorbrücke zu verbinden. Schon war der Plan dazu entworfen, und der Bau begonnen; da brachen Empörungen in seinem eigenen Lande aus, sein eigener Sohn Aurengzeb setzte ihn ab und warf ihn, mitten in dieser steinernen Pracht, zu Agra ins Gefängniß, wo er sein Leben beschloß. Seine Gebeine ruhen jetzt hier in der Tadje, neben denen seiner Gemahlin, unter einem eben so kostbaren und schönen Marmor-Sarkophag wie die ihrigen.

Eine Meile nördlich von Agra liegt das von einem großen Garten umgebene Mausoleum Kaiser Akbar's, aus vier in Quaderform erbauten, unten acht Hundert funfzig Schritt langen Terrassen bestehend, die sich nach oben hin verjüngen und an den Ecken eine Menge von kleinen, vierfäuligen Thürmen, den türkischen Kiosks ähnlich, tragen. Die drei unteren Terrassen sind von rothem Sandstein erbaut, die oberste von Marmor und mit einem ringsum laufenden, wie ein Gitterwerk durchbrochenen Säulengange gekrönt. Der kleine Hof in der Mitte des letztern enthält den sehr schön ausgearbeiteten, weißen Marmor-Sarkophag. Durch seinen im Ganzen einfachen und edlen Styl macht das mächtige, pyramidale Gebäude einen großartigen Eindruck.

Am 13. wurde die Reise nach Fattehpûr Sikri, ebenfalls einer einst berühmten Residenzstadt Akbars, fortgesetzt. Fattehpûr, hart an der Grenze von Bhartpûr, aber noch auf britischem Gebiete, in der Provinz Agra gelegen, war zu Kaiser Akbars Zeit der blühendste Punkt im Lande, seine von ihm selbst erbaute Lieblingsstadt.

Akbars Söhne waren sämmtlich früh gestorben. Er wallfahrtete deshalb zu Fuß mit seiner ganzen Familie zum Grabe eines Heiligen in Adjmir. In der Nacht erscheint ihm der Heilige und weist ihn an einen Scheikh, Namens Selim Tschisti, der auf der Anhöhe

von Sikri unter einem Baume in der Zurückgezogenheit lebe. Akbar begiebt sich dorthin und hört hier, daß eine seiner drei Gemahlinnen, die Tochter des Radjah von Djodpûr, ihm einen Prinzen gebären, und dieser ihm auf dem Throne folgen werde. Hier in der Nähe des heiligen Mannes wartete die Kaiserin die Niederkunft ab und es geschah, was prophezeit war: ein Prinz, zu Ehren des Scheikhs Selim genannt, ward geboren, derselbe der nachmals bei seiner Thronbesteigung den Namen Jehangir annahm. Akbar, um den Rath des frommen Scheikhs nicht zu verlieren, baute ihm in der Einöde von Sikri ein Schloß mit einem Garten, und bald entstand eine Stadt um dasselbe herum. Als es aber dem Alten der Unruhe zu viel wurde, sagte er dem Kaiser, durch die vielen Unterbrechungen und den Lärm verlören seine Gebete an Kraft. Entweder er oder der Kaiser müsse deshalb den Platz räumen. Letzterer entschließt sich dazu; der Scheikh räth ihm, nach Agra zu gehen, und es geschieht. Ebenso rasch wie Fattehpûr aufgeblüht, und ein Pallast neben dem andern gleichsam aus der Erde gewachsen war, ebenso rasch verfiel die Stadt wieder, und jetzt liegt fast Alles bis auf die von der englischen Regierung erhaltene Moschee, welche das Grab des Selim Tschîsti umschließt, in Trümmern; der Ort ist gegenwärtig kaum mehr als ein Dorf.

Der Prinz schreibt über die Reste des alten Fattehpûr Sikri: »Grandios, wie alle Bauwerke der Großmoguls, ist auch Fattehpûr Sikri angelegt. Auf der Höhe eines Felsrückens erhebt sich die Moschee, mit großer Umfassungsmauer, und auf der sanften Abdachung des Rückens liegt der Pallast, theilweise in Trümmern; das Ganze umschließt eine Mauer, die alte Stadt begrenzend, auf deren Schutthaufen die wenigen Häuser des heutigen Fattehpûr liegen. Aus dem rothen Sandstein jenes Hügels sind alle Gebäude aufgeführt; nur eins, in der Mitte der Moschee-Umfassungsmauer, ist aus weißem Marmor; es ist das Grab des Heiligen von Fattehpûr Sikri. Ein Perlmutter-Baldachin steht über dem

Grabstein Scheikh Selims. Inwendig ist das Gemach mit allerhand bunten Malereien, meist Blumen darstellend mit großen arabischen Inschriften in Gold auf blauem Grunde bedeckt. — Jeder, dessen Gebet erhört wird, bindet einen farbigen wollenen Faden an die durchbrochenen, marmornen Fenstertafeln, so daß diese ganz voll davon sind. Ebenso ist auch das Thor ganz mit Hufeisen bedeckt, die von den zu Pferde oder zu Esel herbeigekommenen Pilgern angeschlagen werden. Das vorspringende Dach wird von sonderbaren, Schlangen vorstellenden Verzierungen getragen. — Merkwürdig ist es, daß die Hindus solchen muhamedanischen Grabdenkmälern Verehrung beweisen. Eine Menge von Männern und Frauen hielten auf Händen und Füßen Umzüge, während wir da waren, und opferten Gold und Blumen.« —

Das Thor, zu welchem man auf einer Treppenflucht den Hügel hinaufsteigt, hat kolossale Dimensionen, eine Höhe zum Beispiel von Hundert zwanzig Fuß. Die große Moschee, der zu jeder Seite zwei kleinere liegen, ist noch bedeutend größer, als die in Agra, da ihr innerer Hof eine Länge und Breite von Hundert neunzig Schritt hat. Dabei ist sie in den schönsten Verhältnissen erbaut und erinnert durch die in Relief gearbeiteten Verzierungen an die Alhambra. Die Säulenhallen zu beiden Seiten zeichnen sich durch die abwechselnde eckige Form der Säulen mit Absätzen und schönen Kapitälen aus, sind aber doch im Ganzen leicht und elegant.

Gleich allen andern Bauwerken Akbars zeigt auch dieses eine Verbindung des indischen und arabischen Styls; statt der eingelegten Arbeit in den Werken seiner Nachfolger, welche das Indische immer mehr verwarfen, den arabischen Styl aber immer mehr verkünstelten und verschnörkelten, findet sich in denen Akbars die Relief- und durchbrochene Arbeit, die den arabischen Bauwerken Spaniens und Aegyptens solch hohen Reiz verleiht. Sein Streben ging dahin, in Kunst, Literatur und Religion gleichmäßig eine solche Vereinigung hervorzubringen, sich wirklich mit seinem Volke zu identifiziren, und

ein indischer Kaiser zu sein. Daß seine Nachfolger dieses Prinzip nicht begriffen, ist gewiß eine der Hauptursachen ihres Sturzes gewesen.

Am 15. April traf der Prinz in Bhartpûr ein, Hauptstadt eines kleinen unter britischem Schutz stehenden Djâts-Fürstenthums; der Radjah machte dem Prinzen sofort einen Besuch; er erschien ohne allen Pomp, in ernster Würde, ganz einfach nur in Weiß gekleidet, und zeigte überhaupt eine gewisse Bildung; es war ein Mann, und in Wirklichkeit mehr ein Beherrscher seines Landes, als die Schatten- und Puppenfürsten in Nepâl und Aude mit all ihrem Gepränge und ihrem Reichthum. Als ihm der Prinz bald darauf den Gegenbesuch abstattete, empfing ihn der Radjah in Gegenwart des ganzen Durbars, der an den Wänden herum auf dem Boden saß, während einige seiner Verwandten gleich ihm selbst auf Stühlen Platz genommen hatten. Der Herrscher führte den Prinzen, ganz gegen Hindu-Art, persönlich in dem schmucklosen Pallaste umher. — Inmitten seines Volks lebt dieser Fürst ohne alle Etikette, wie ein Patriarch. Kein Thor sperrt den Pallast von der Stadt ab, und Jedermann hat darin Zutritt. Morgens oder Abends hält er seine öffentlichen Gerichtstage, die der Prinz wie folgt, beschreibt: »Am Rande der offenen Halle seines Pallastes sitzend, von seinen Dienern umgeben, deren Einer ihm mit der Hand-Panka kräftig zufächelte, redete der Radjah sehr eindringlich und mit lebhafter Gestikulation zu der wohl über Hundert Köpfe zählenden Menschenmenge, die sich vor ihm versammelt hatte. Es traten Einige hervor, die ihm zu erwidern schienen. Zuletzt schickte er Einen seiner Leute, ein Buch zu holen, dieser brachte es und hielt daraus eine lange Vorlesung. Darauf redete der Radjah noch eine Zeit lang, als ob er den Ausschlag, den das Gesetzbuch gegeben, motiviren wollte. Dann erhob er sich, grüßte nach allen Seiten und verschwand, von Fackelträgern vorangeleuchtet. Der gewöhnliche Gruß »»Ramm! Ramm! Sahib!««

und einige Freudenrufe des auseinander strömenden Volks schallten ihm nach.«

Der Staat Bhartpûr hat, trotz seiner wiederholten bedeutenden Schmälerung durch die Engländer, noch jetzt einen Flächenraum von achtzig Quadratmeilen, mit zwei Hundert Tausend Bewohnern, wirft etwa eine Million Thaler jährlicher Einkünfte ab, und unterhält eine Armee von fünf Tausend Mann, Infanterie und Kavallerie. Es ist gegenwärtig noch das einzige Djatfürstenthum von einiger Bedeutung, auch das einzige, welches noch einen gewissen National-Charakter bewahrt hat und dessen Fürsten und Edle aus demselben Stamme sind. Die Djâts gehören zu den jüngsten Emporkömmlingen in Hindostan. Erst um das Jahr 1700 berichtet die Geschichte über gewisse Einwanderungszüge der Bewohner aus Multân's Ebenen am Indus, die dort unter dem Namen der Djâts lebend seit der Timuriden-Periode in Vergessenheit gerathen waren. Sie zogen in das Gangesland herüber und erhielten von dem Kaiser zu Delhi die Erlaubniß, sich im Duâb am Ganges und Djamna anzusiedeln. Ein unruhiges, kriegerisches und raubsüchtiges Volk, wurden sie bald eine Geißel des Landes und ihrer eigenen Beschützer. Während der Verwirrung nach Aurengzeb's Tode wuchs das Ansehen ihrer Häuptlinge; sie plünderten nicht allein Karawanen, sondern rissen auch gewaltsam bedeutende Länderstrecken an sich. Der politische Zustand des Landes begünstigte diese Parteigänger. Mit der Beute, welche sie noch in dem letzten Kriegszuge Aurengzeb's nach Dekhan diesem Kaiser abnahmen, erbauten sie auf der Südseite des Djamna in fruchtbarem Lande die Veste Bhartpûr, welche später noch bedeutend verstärkt und ihr sicherstes Raubnest wurde. Nach der Schlacht von Panipat (1761) erhob Bhartpûr sich sogar zum Fürstensitz, und diente als Asyl für Alle, aus dem Duâb, aus Agra, oder Djeipûr verdrängten Djâts. — Hier blieben seitdem bis in die neueste Zeit tapfere selbstständige Häuptlinge herrschend, die auf ihr Schwert gestützt, Forts bauten, Schätze aufhäuften und sich Radjahs nannten,

wie ihre Unterthanen. Obschon von niederer Sudra- (Bauern- und Handwerker-) Kaste, waren sie eitel genug, sich die Abstammung von der Kschetri- (Krieger-) Kaste anzumaßen, der sie sich allerdings durch ihre ausgezeichnete Tapferkeit, welche selbst die Radjputen in Respect hielt, zugebildet hatten. — Die Briten selbst haben sie in neuerer Zeit als ihre thatkräftigsten, gefährlichsten Widersacher kennen gelernt. Gegenwärtig herrscht der Radjah unter ihrem Protektorat.

Die Stadt, welche vierzig Tausend Einwohner zählen soll, und ein recht belebter, aber trotz seiner hohen Häuser eng gebauter und schmutziger Ort ist, wie fast alle Städte Hindostans, wird von einem funfzig bis sechzig Fuß hohem Erdwall umgeben. Letzterer ist von festem Thon, der fast senkrecht abgestochen werden kann und wird flankirt durch bastionartige Thürme mit Plattformen zur Geschützaufstellung. Der Wall selbst ist zu schmal für Geschütze und auch nach Innen so steil abgeböscht, daß, wenn er einmal erstiegen, schwer Hülfe zu bringen ist. Vor den Eingängen liegen Außenwerke, so daß jeder durch zwei bis drei Thore geschlossen wird. Gegen diese Werke haben Hohlkugeln und Minen sich als die einzigen erfolgreichen Angriffsmittel erwiesen, da Vollkugeln in dem Walle stecken bleiben, ohne ihn zu erschüttern.

Der Radjah unterhielt den Prinzen durch Nätsches, Antilopen-Jagden und Thierkämpfe.

Die Nätschmädchen oder Bajaderen, — deren Name nach von Bohlen, von den in Indien als Anrede an die Frauen üblichen »Bhayatri«, das ist furchtsam, keusch, nach Anderen aber von dem portugiesischen Worte »Balladeiras«, Tänzerinnen herrühren soll, gleichen nicht selten den Schönheiten des Ostens, wie sie Hafiz und Andere orientalische Sänger uns schildern. Kunstvoll zusammengelegter rother Mousselin umhüllt sie dicht in Tausend Falten vom Scheitel bis zur Zehe; Ueberwürfe von Gold- und Silbergaze verbergen nur halb die bald zierlichen, bald üppigen Formen; Ringe

von Gold hängen an Nase und Ohren, Silberringe mit buntem Emaille schmücken die Arme und selbst an den Füßen tragen sie Geschmeide mit silbernen Schellen, deren Geklingel den Takt zu dem Tanze angiebt, den sie aufführen. Das schöne dunkle, große Auge blickt ausdrucksvoll aus den mit Antimonium geschwärzten Augenlidern, wie ein zündender Lichtfunke. Jede Bewegung der Arme, womit sie die Zipfel des langen Gewandes bald entfalten, bald umwickeln; jede zierliche Wendung des Kopfes, bei welcher sie die feurigen Blicke auf die Zuschauer werfen; jede Drehung der kleinen Füße, wie sie unter den langen Kleidern hervorkommen, scheint darauf abgesehen zu sein, den Zuschauer in Ekstase zu versetzen und selbst der nüchterne Europäer kann diesem Tanze nicht ohne Interesse zuschauen.

Die Tänzerinnen sind auch stets Sängerinnen und begleiten ihren Tanz mit einem näselnden, monotonen Gesange, während einige Männer auf einer Handpauke, einer Zither und einer Art von Violine ihre dissonirende Musik dazu ertönen lassen. Der Tanz ist gewöhnlich die pantomimische Darstellung des Gesanges, welcher Liebes-Leiden und -Freuden zum Gegenstande hat, und dessen Melodie oft gar nicht übel ist. Im Allgemeinen ist der Tanz sehr dezent und besteht einfach aus einem Vor- und Rückwärtstreten, seltener Drehen, Hinlegen und Bewegen der Arme. Das Kunstvollste dabei sind die tausendfach wechselnden Gestalten, die sie mit vieler Grazie ihrem Schleier zu geben verstehen.

Wie die Religion das ganze Leben der Hindu's durchzieht, so sind auch die Bajaderen ursprünglich eine religiöse Einrichtung, und noch heute unterscheidet man zwei Klassen derselben: die »Dewedaschis«, das ist Götter-Sklavinnen, und die »Nätsch« oder weltlichen Tänzerinnen, deren Gewerbe ein sehr einträgliches sein soll. Die Brahminen wählen die schönsten Mädchen des Landes schon im kindlichen Alter zu Dienerinnen der Gottheit und bilden sie förmlich zu ihrem Berufe als Dewedaschis aus, um die Wallfahrer

durch ihre Schönheit und ihre Kunst zu ergötzen, und so reichlichere Spenden von ihnen zu erhalten.

Die Jagd auf Antilopen, die nebst wilden Schweinen und Nilgaïs die Umgegend von Bhartpûr beleben, geschieht vermittelst des »Tschita«, einer kleinen, hochbeinigen Leoparden-Art.*) Auf einen sogenannten Hackery — ein offener mit zwei Stieren bespannter Karren — wird der Tschita mit seinem Wärter gesetzt, über den Augen eine Kappe, um den Hals eine Kette, an welcher der Wärter ihn hält. Sobald es mit dem Ochsenkarren gelungen ist, bis auf Hundert funfzig oder zwei Hundert Schritt an die Antilope heranzufahren, löst der Wärter die Kappe, und wenn der Tschita der Antilopen ansichtig geworden ist, auch das Halsband; leicht gleitet nun dieser vom Wagen herunter und mit blitzenden Augen schleicht er nun rasch, aber vorsichtig wie eine Katze auf dem Boden gestreckt, jeden Busch, jede Vertiefung des Bodens benutzend, gegen die Antilope an, auf die er seinen Blick geworfen. Glaubt er nahe genug zu sein, um das Schleichen nicht mehr zu bedürfen, dann wirft er mit raschen Sprüngen sich auf das schöne, furchtsame Thier. Dieses würde für den Tschita unerreichbar sein, wenn es frei von seiner Schnelligkeit Gebrauch machte; aber meist sieht man es, von Furcht gepeinigt, stutzen und hin und her rennen,

*) Der Tschita, anch Jagdtiger genannt, ist ein Mittelding zwischen Tiger und Leapard und hat von deiden dieser Spezies sa aiele Eigenheiten für sich, daß er jedenfalls einen desondern Namen in der Zoologie verdient. Seine Krallen sind schwächer und stumpfer, als dei andern Arten der Gattung felis, auch ahne Scheiden nnd festgewachsen, so daß er sie nie in Scheiden znrückziehen kann, wie andere Katzen. Die Zehen sind überdies länger, als bei der gewöhnlichen Katze, und der Fußdallen ist aorn oval und hinten rnnd. Mit seinen Zähnen erinnert er an die Hväne. Der Schweif ist länger, als dei irgend einer Art des Katzengeschlechts. Auch ist er überhaupt höher, die Rückenwirbel sind gerader, die Beine länger, der Kopf ist kürzer, kleiner nnd rnnder, als ihm nach dem Typns des anatamischen Gerüstes für die Gattung felis znkäme. Von Natur ist er weniger grausam und wild, als die Katzenarten und daher leicht zu zähmen. Er läuft wie ein treuer Hund hinter seinem Herrn her nnd zeigt anch Hundetreue nnd Hnndeklngheit. Er versteht, was man ihm sagt ader pfeift, und folgt demüthig und dereitwillig; auch hat er ein gntes Gedächtniß, besonders für ihm erwiesene Wahlthaten. Endlich ist er auch in freien Zeiten sehr fidel, spielerisch und lebhaft wie ein Hnnd. Anmerkung des Herausgebers.

bis der Tschita nahe genug gelangt ist, um nun mit dem letzten Sprunge sich ihm an die Kehle zu werfen und es nieder zu reißen. Der Wärter und der Jäger eilen herbei, und nur mit Mühe kann das fest in seine Beute verbissene Thier wieder von derselben getrennt werden. — Manchmal soll der Tschita auch das arglose Wild auf andere Weise überlisten: er erregt mit seinen Füßen eine solche Staubwolke, daß er in derselben völlig unsichtbar wird; so überfällt er plötzlich seinen Raub; oder auch, er drückt sich so dicht an den Boden, daß er auf demselben wie todt zu liegen scheint, und läßt nun das Jagdwild an sich herankommen, das er dann in einem Satze erreicht und würgt. — Am besten gelingt ihm die Jagd gegen den Wind, wo er oft schon in weiter Ferne das Wild entdeckt. Ist aber die Antilope den Tschita frühzeitig gewahr geworden, oder entspringt sie ihm rasch in gerader Richtung, dann giebt dieser die Verfolgung schon nach wenigen Sprüngen auf und verkriecht sich mißmuthig und beschämt; er hört auf kein Rufen des Wärters, und wartet ab, bis dieser kommt, ihm Halsband und Kappe wieder anzulegen.

Die indischen Radjahs und Omrahs lieben eben so leidenschaftlich die Leopardenjagd, wie unsere Ritter einst die Falkenbeize. Akbar, der große Kaiser des Mongolenreiches, gab sich mit Leidenschaft diesem Vergnügen hin. Er hielt eine Menge Leoparden und für jeden zwei Wärter, welche ihre ganze Aufmerksamkeit der Pflege dieser Thiere zuwenden mußten. Und so ist es noch heutiges Tages; große Wettjagden werden von den Omrahs veranstaltet, wo man oft bis zu vierzig Leoparden auf einmal jagen läßt. Wessen Leopard zuerst eine Antilope ergreift, der gewinnt den Preis. Auch der Wärter, dessen Zögling zuerst zwanzig Stück aufbringt, erhält von seinem Herrn fünf Rupien. — Es ist überhaupt ein prächtiger, die Waidmannslust weckender Anblick, die weißgekleideten Indier auf ihren mit reichen Teppichen behängten Elephanten in der grünen Waldung und unter dem tiefblauen, von der glänzenden Sonne

bestrahlten Himmel dahinziehen zu sehen. Die Jagd der Antilopen ist jedoch sehr prekair, indem es bei der großen Scheu dieser Thiere und ihrer wunderbaren Schnellfüßigkeit sehr schwer ist, zum Schuß zu kommen.

Ueber das Nilgaï schreibt der Prinz: »Es ist fast so hoch wie ein Pferd, von der Gestalt unsers Hirsches, blaugrau von Farbe, mit Hörnern wie die einer Kuh.«

Die Thierkämpfe glichen den in Lackno gesehenen. Bei einem veranstalteten Preisringen war die Pointe, den Gegner auf den Rücken niederzuwerfen. — Die Frauen gehen hier auch in farbigen Kleidern und Shawls, namentlich in Röcken, die über den Hüften zusammengeschnürt sind, die meisten wenden sich um oder verhüllen das Gesicht, sobald sie angesehen werden.

Am 19. April Nachts ging die Reise weiter nach Dîg, der Sommerresidenz des Radjah, und von da nach Gowerdan, einem heiligen, dem Krischna geweihten Orte.

In keiner Gegend Indiens sind die architektonischen Denkmäler zahlreicher, als in der Provinz Delhi und im Königreich Aude, diesen Ursitzen indischer Kultur, nahe der Vereinigung des Ganges und des Djamna. Hier verrichteten nach der indischen Mythologie die Götter ihre Heldenthaten und bestanden ihre Abenteuer. Von hier zog Rama, von den Indiern als eine der zehn Haupterscheinungen des Welterhalters Wischnu verehrt, aus, um weite Länderstrecken zu erobern, unter andern auch, nach zehnjähriger Belagerung, das fabelhafte Hastinapura, das Troja der Indier, dessen Lage man im Nordosten von Delhi vermuthet. Hier wuchs auch, als schöner Hirtenknabe, die höchste Erscheinung Wischnu's auf: Krischna, dem daher auf diesem ersten Schauplatz seiner Thaten zahlreiche Tempel geweiht worden sind. Von einer Schwester des Königs zu Mathura geboren, erschien er, ein reizender Götterjüngling, angethan mit allem Glanze der Gottheit, und soll so viel Wunder in den hundert Jahren seiner Herrschaft verrichtet haben, daß die

Brahminen versichern: wenn alle Meere Tinte wären, und die ganze Erde Papier, und alle ihre Bewohner schrieben hundert Tausend Jahre lang Tag und Nacht, so würde es ihnen doch nicht gelingen, mit deren Aufzeichnung fertig zu werden. Noch heute wird Krischna mit aller Begeisterung von den Hindu's in Bengalen und in den nordwestlichen Provinzen verehrt, wo er die Wonne des schönen Geschlechts ausmacht.

Das älteste Epos der Indier, das Râmâyana, in welchem Rama's Schicksale und insbesondere sein Feldzug nach Lanka (Ceylon), wo er die schöne Sitta von Rawana erkämpfte, beschrieben werden, erzählt Folgendes über Gowerdan. Der Affengott Hanuman, Rama's Heerführer, holte einen Felsen des Himalaya zum Bau der Adamsbrücke. Unterwegs ließ er bei Gowerdan einen Stein von dem Felsen fallen, der bei diesem geweihten Orte noch jetzt als ein eigenthümliches Felsenriff zu Tage steht. Die betrübten Einwohner, welche sich so eines Theils ihres Bodens beraubt sahen, flehten zu Wischnu um Abhülfe, und er versprach, für sie zu sorgen. Er hielt auch Wort. Als Krischna erschien er unter ihnen, lehrte sie viele Künste des Friedens, führte aber auch unter den Mädchen des Landes ein nicht eben gesittetes Leben. Hierüber entrüstet, beschloß ein anderer der Götter, das unsittliche Land in unendlichem Regen zu ertränken, Krischna aber hob es auf seiner Fingerspitze aus den Fluthen und bewies so seine überlegene Gottheit.

Nahe bei der mit einer schönen Mauer eingefaßten Stadt Gowerdan befindet sich ein Teich. Die Steintrümmer, die man hier sieht, bilden einen eigenthümlichen schmalen, kaum funfzig Schritt breiten und nur wenige Fuß hohen Rücken, bestehend aus ganz zu Tage liegendem, zerrissenen und zerklüfteten Sandstein, mit Quarz durchsetzt.

Die Heiligkeit des Ortes veranlaßte die Radjahs von Bhartpûr, ihn zum Begräbnißplatz zu wählen. Mehrere schon von früher vorhandene Teiche, wahrscheinlich von der großen Sündfluth übrig

geblieben, wurden erweitert und zu einem großen, landseeartigen, in schöner Form gewundenen Wasserbecken vereinigt, zu dessen Spiegel schöne breite Quadertreppen hinabführen, und das amphitheatralisch umgeben ist von schattigen Bäumen und einer Menge von Schlössern, Tempeln und Grabstätten in bunter Mischung. Zunächst dem See steht das Mausoleum des Radjah Suridj Mâl (gestorben 1763), weiterhin folgt das noch im Bau begriffene des Vaters des jetzigen Radjah und eine Reihe von Gräbern der fürstlichen Frauen und Kinder. Alle diese Grabmäler sind in Einem Styl erbaut; sie bestehen aus Säulenhallen und Gemächern zu Priesterwohnungen. Die Hallen haben liebliche, arabische Bogen und sind in zwei oder auch drei Stockwerken aufgeführt; eins über dem andern zurückgezogen, so daß um jedes eine breite Terrasse läuft. Die oberste Säulenhalle ist rings von köstlichem Steinschnitzwerk eingeschlossen und von einem Dom überwölbt, dessen Wände Scenen aus der Göttergeschichte und aus der der betreffenden Fürsten, in grellen Farben und von einer Menge Schnörkeleien umgeben, enthalten. In der Mitte dieses Domes, des eigentlichen Grabtempels, liegt auf dem Boden eine einfache Platte von weißem Marmor, auf der einige Zeichen des Gottes Krischna abgebildet sind, während unter ihr, dem Blicke verborgen, die Urne mit der Asche steht. Frische Blumen werden täglich auf das Grab gestreut; eine Lampe brennt daneben, und an besonderen Tagen im Jahre wallfahrten Hunderte, Männer und Frauen, hierher, um von einem dieser Gräber zum andern mit Gesang in feierlicher Prozession umherzuziehen und sich in den daranstoßenden Wasserbecken zu baden.*)

Der Prinz traf gerade am Vorabend eines solchen Festes ein und hatte den Genuß, durch bunte Massen ruhender und badender

*) Statt der allen Handlungen des Brahma-Kultus vorangehenden Waschungen nehmen die Hindu's auch Einreibungen mit Kuhmist vor; die Kuh ist nämlich das heilige Thier, wie der Aegypter, so auch der Indier. Sie ist ihnen das Sinnbild der Erde und der segenspendenden Göttin Lackschmi oder Prithiwi. Die Götter selbst aber waschen sie mit Wasser oder Milch und salben sie mit Butter und wohlriechendem Oel.

Pilger und Pilgerinnen die schöne Scenerie belebt zu sehen. Das rothe oder gelbe, malerisch um den Kopf gehängte Tuch steht den dunkeln Gesichtern besonders gut, und der einfache, in viele Falten um die Hüften zusammengezogene Rock hebt die meist schönen Gestalten, die sich gemessen und graziös in ihrem nur halb verbergenden Schleier bewegen, oder auf den Treppen und in den kleinen Thürmen gelagert sind. Es ist ein ewiges Hin- und Herwogen von Kommenden und Gehenden; lachend und singend treibt man sich durcheinander, ganz wie bei einem Volksfeste und ohne daß das Geringste von einer religiösen Stimmung oder Handlung, einem Gebet oder dergleichen zu bemerken wäre; aber auch ohne die mindeste Störung und ohne alle polizeiliche Ueberwachung. Gruppenweise amüsiren sie sich, Männer und Frauen streng geschieden, harmlos in der freien Natur. Die Fremden schwammen einige Male im Teiche umher; neugierig wurden sie, mit ihrem sehr abstechenden Weiß, von allen Treppen und Vorsprüngen betrachtet.

Brahminen waren im Ueberfluß da, alle bettelnd, von Farbe vielleicht etwas weißer, als die übrigen. Auch traf man hier die ersten Fakirs, die sich wirklich Büßungen und Züchtigungen auflegten. Unter andern sah man Einen, der unbeweglich immer auf demselben Platze saß, und nur das, was ihm gereicht wurde, genoß; in seinen scharfen Gesichtszügen und in der Haltung seines abgemagerten Körpers lag so viel Stolz und Anmaßung, daß er für seine Büßungen schon hienieden Belohnung zu finden schien. Ein Anderer saß im Wasser bis an das Kinn und blieb so den Tag über während der kalten Jahreszeit sitzen; in der heißen Jahreszeit stellte er sich den Tag hindurch zwischen drei Feuer. Zur Zeit der Anwesenheit des Prinzen saß er im Wasser; nur sein Kopf ragte aus demselben hervor, dicht umgeben von sogenannter Entengrütze: ein Beweis, daß er mindestens schon viele Stunden unbeweglich dort gesessen haben mußte.

Von Gowerdan ging die Reise nach Bindraband, einem ebenfalls dem Krischna geweihten heiligen Orte, und von da nach Mattra,

am Djamna gelegen, ebenfalls ein kleines Benares, und als der Geburtsort Krischna's besonders heilig. — Im Jahre 1018 von Sultan Mahmud I. von Ghazna erobert, zwanzig Tage lang geplündert und bis auf einige Tempel, die selbst dem fanatischen Wütherich Ehrfurcht einflößten, den Flammen überliefert, wurde Mattra später wieder aufgebaut und von Neuem mit vielen prächtigen Tempeln geschmückt. Hier erwähnt der Prinz unter andern eines Tempels von weißem Marmor mit dorischen Säulen, den ein reicher Bankier erbaut hatte, um seine Sünden abzubüßen, und in welchem seine Wittwe täglich drei Hundert Arme speisen läßt, während sie selbst, ihr Brot erbettelnd, als Büßerin durch die Straßen von Mattra zieht. Seltsame Erscheinung? Solche Bußfertigkeit und Wohlthätigkeit im Dienste eines der lüsternsten und unsittlichsten Götter Indiens! — Ein anderer Tempel mitten in der Stadt war mit vielen schön geschnitzten massiven Säulen geziert; dort wurden täglich zweimal vier Hundert Arme gespeist, auch Christen und Muhamedaner, wenn sie es verlangen sollten, was aber nicht vorkommt. Er gehörte gleichfalls einem reichen Bankier, der sein Haus gegenüber hatte einreißen lassen, weil der Bhartpûr-Radjah daneben ein schöneres erbaute, jetzt aber begann, ein neues, noch schöneres zu bauen.

Die Weiterreise führte durch ein ganz flaches, sandiges und baumloses, wenig angebautes Land, über das der heiße Wind ungehindert hinstrich und das zur Mittagszeit eine echte Wüstenbeleuchtung hat: Himmel und Erde röthlich grau erscheinend, Alles ist wie ausgestorben, bis gegen Sonnenuntergang sich die Natur wieder belebt, die Vögel anfangen zu zwitschern, und der Reisende wieder seine Wanderschaft antreten kann. Doch die Erde glüht und ein schwerer Dunst liegt über sie gebreitet, hinter dessen Schleier die Sonne unscheinbar, wie ermüdet vom heißen Tagewerk, untergeht.

So erreichte man Aligher, Sekandra, und am 26. April Delhi.

Das heutige Delhi liegt in einer meist unfruchtbaren, nackten Ebene, auf einer felsigen Hügelreihe am rechten Ufer des hier neun Hundert Fuß breiten Djamna. Seinen Namen soll es schon seit dem siebenten Jahrhundert vor Christo von einem seiner Brahmanenbegründer, Delu, erhalten haben. Keine Hauptstadt der Welt, auch Rom nicht ausgenommen, das von ziemlich gleichem Alter ist, und einst dieselbe Größe hatte, wie Delhi, kann mehr Wechsel erlebt haben, als dieses. Die heutige Stadt steht zum Theil auf den Trümmern von Indraprastha, der Hauptstadt des alten, vor mehr als drei Tausend Jahren gegründeten Reiches Kuru, welches die Volkssage als den Ursitz der Hindurace bezeichnet. Im Jahre 1011 wurde Delhi von Mahmud I. eingenommen und geplündert, blieb jedoch unter tributair gewordenen Hindufürsten bis zum Jahre 1193, wo es die Residenz der Afghanenkaiser wurde. — Doch werfen wir zum bessern Verständniß der Beschreibung einen kurzen Rückblick auf die Geschichte des Delhi-Reiches und seiner weltberühmten Hauptstadt.

Jener Sultan, Mahmud I. von Ghazna, der einen Schwur darauf gethan, für den Islam zu kämpfen, unternahm allein im Laufe der Jahre 1001—25 zwölf Feldzüge nach den Indus- und Ganges-Ländern, bis Kanôdje, Gwalior, Kallindjer und Somnât, um die Fahne des Propheten, die schon seit drei Jahrhunderten über Kabul wehte, auch in Hindostan und in Kaschmir aufzupflanzen. Zwar gelang es ihm nicht, eine dauernde Herrschaft dort zu begründen, er hinterließ jedoch dem Lande in seinen Statthaltern (Newâbs oder Nabobs) eben so viele Despoten, und erst einem von diesen, Mohammed Ghuri, dem aus Chorasan stammenden Gründer der Ghuriden-Dynastie, glückte es, im Jahre 1193 Delhi zu unterwerfen. Er und seine Nachfolger drangen bald weiter, bis nach Bengalen und Malwa vor, unterjochten den größten Theil von Hindostan, und wiesen siegreich die nun, seit 1221 beginnenden Mongolen-Einfälle zurück. Unter dem neunten der Ghuriden, Gheias ud Din Bulbun (1266—86), ward Delhi

zu einem Asyl aller von den Tschingischaniden aus ihren Staaten in ganz Mittel- und Westasien vertriebenen Könige und Prinzen gemacht, die hier nach ihrem Range den Thron des mächtigen Kaisers umstanden. In Pracht und Reichthum, in Künsten und Wissenschaften war der Hof von Delhi der glänzendste der Welt und die Stadt überbot selbst die kaiserliche Roma an Umfang.

Den Ghuriden folgte die Dynastie der Ghildje (1288—1321) und diesen die Toghluks (1321—1413), beide gleichfalls dem Stamme der Patans oder Afghanen angehörend. Unter diesen wendet sich Delhi's Geschick. Dem zweiten der Toghluks, dem tyrannischen Kaiser Mahmud (1325—51), der der Nero seiner Zeit war, gelang es, ganz Hindostan und das nördliche Dekhan seinem Scepter zu unterwerfen; ja er trieb seinen Uebermuth so weit, mit einem Heere von vier Hundert siebenzig Tausend Reitern auch Chorasan, Turkestan und — China erobern zu wollen, verlegte in seinem Zorn gegen die Bewohner Delhi's um das Jahr 1330 die Residenz von da nach Deoghir (in zwanzig Grad Breite), das ihm mehr in der Mitte seines Reichs zu liegen schien, und das er Daulatabâd, »Stadt der Herrschaft«, nannte. Luxus und Ueppigkeit, die in Delhi bis zum Uebermaaß gestiegen waren, ließen schnell nach; die Stadt entvölkerte sich und ganze Quartiere wurden den Eulen und Raubthieren preisgegeben. Aber von den Dekhan-Radjahs angegriffen und geschlagen, sah der hochmüthige Tyrann sich genöthigt, die Residenz wieder nach Delhi zurück zu verlegen, und bald, unter seinem Nachfolger Feroz Toghluk (1351—86), einem milden, gerechten Fürsten, einem Mäcen der Wissenschaften und Förderer der Städte-Anlagen und Kolonisation, so wie der großartigsten Kanalbauten, kamen wieder Land und Hauptstadt zur Blüthe, obschon ersteres durch die Losreißung Bengalens im Osten und aller südlichen Provinzen sehr an Umfang verlor.

Aber auch Delhi's Glanz sollte nur wenige Jahre noch dauern. Timur (oder Tamerlan), der grausame Tartarenfürst, der bereits die halbe Welt erobert hatte und am Ende seiner Tage (1405)

sieben und zwanzig Kronen auf seinem blutbeladenen Haupte vereinigte, brach in das Land ein (1397) und verwüstete es mit Feuer und Schwert. Am 3. Januar 1398 schlug er die Schlacht von Delhi und Delhi's Schicksal war entschieden: der schreckliche Eroberer zog ein und was Jahrhunderte geschaffen und gesammelt hatten, wurde in kurzer Zeit ein Raub der Flammen, eine Beute räuberischer Horden. Zwar verließ Timur Delhi schon nach funfzehn Tagen, um in seine Heimath, Samarkand, zurückzukehren, aber diese kurze Frist hatte dem Wütherich genügt, sie in einen rauchenden Trümmerhaufen zu verwandeln, umstanden von Siegespyramiden, die er, ähnlich wie auf Bagdads Ruinen, aus Tausenden von Menschenschädeln hatte errichten lassen.

Der einmal eingetretene Zustand der Auflösung und Zerrüttung dauerte unter den nun folgenden Afghanen-Dynastien der Sabats und Lodis das ganze funfzehnte Jahrhundert hindurch fort. Um dessen Mitte war Indien bereits in achtzehn Königreiche zerfallen, die in beständigen Fehden unter einander lagen und deren kleinstes das einst so mächtige Delhi war. Aehnlich blieb es bis zum Auftreten des Sultans Baber von Kabul, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Ein Enkel Timurs und der Alexander seiner Zeit, unternahm er 1519 — 1526 fünf Feldzüge über den Indus und eroberte so zunächst das seit Timurs Zeit von Tataren beherrscht gebliebene Pandjab, nach dem Siege bei Panipat (20. April 1526) aber auch den Kaiserthron von Delhi und Agra und das später, wiewohl ganz mit Unrecht, sogenannte Reich der »Groß-Moguls«, deren heutiger Repräsentant ebenfalls noch zu der von ihm gegründeten Dynastie der Baburiden gehört.

Schon sein Sohn Humayun hatte fortwährend mit Rebellionen und Verschwörungen, selbst unter seinen Brüdern, zu kämpfen, ja er mußte sogar vierzehn Jahre (1540 — 1554) im Exil zubringen, und konnte nur durch fremden Beistand, der ihm die Schlacht von Panipat (18. Juni 1555) gewinnen half, wieder auf den Thron

gelangen. Ihm folgte bereits 1556 sein, erst vierzehn Jahr alter Sohn Akbar, von Mit- und Nachwelt mit Recht »der Große« genannt, der größte Fürst der neuern Zeit in ganz Asien, ein weiser, musterhafter Regent, der ein halbes Jahrhundert hindurch unter dem Rathe seines gelehrten Ministers und Historiographen Abul Fazil, das Land mit Gerechtigkeit und Milde beherrschte, und endlich dem System barbarischer Zerstörung des Brahmanenthums ein Ziel setzte. Sein Reich umfaßte funfzehn große Statthalterschaften (»Subahs«): Im Osten Bengalen, im Norden Kaschmir und Kabul, im Westen Multan und Tatta, im Süden Guzerate und Berar, während Bahar, Allahabâd, Aude, Agra, Delhi, Lahore, Adjmir und Malwa die Mitte einnahmen. Es war so groß wie halb Europa, und hatte vierzig Millionen Einwohner, eine Armee von neun Hundert Tausend Mann und zwei Hundert fünf und zwanzig Millionen Thaler Einkünfte. Akbars Politik war wesentlich eine Politik der Milde und der Versöhnung, vor allem in Hinsicht auf Religion, und es gelang ihm in hohem Grade, die große Kluft auszufüllen, die bis dahin immer noch zwischen Orient und Occident, Brahmanenthum und Muhamedanismus bestanden hatte. Wissenschaften und Künste wurden durch ihn gefördert, Architektur (vornehmlich in Agra), Straßen- und Ackerbau, wie auch, unter Einführung vieler neuen Obstarten, der Gartenbau nahm den glänzendsten Aufschwung. Sein Sohn Jehangir, »der Welt-Eroberer« (1605 — 1627) und noch mehr sein Enkel Schah Jehân (1627 bis 1656), folgten im Allgemeinen dem Vorbilde, das er gelassen.

Delhi selbst, die prächtige, große Hauptstadt, die Timur in eine Stätte der greulichsten Zerstörung, einen Sitz der Pestilenz und Hungersnoth verwandelt, hatte sich nur langsam von diesem Schlage erholt, und erst unter dem großen Baber (1526 — 1530) war es wieder zur Residenz erhoben. Es wurde die Hauptstadt des Großmogul-Reiches. Doch schon Babers Nachfolger verlegten ihren Sitz nach andern Orten, und die Stadt blieb öde und todt,

bis endlich im Jahre 1631 Schah Jehân auf den Trümmern des alten Delhi die neue Stadt gründete, die er an Stelle Agras wieder zur kaiserlichen Residenz erhob. Er theilte sie in sechs und dreißig Quartiere und gab ihr den Namen Jehânabâd, wie sie auch noch heute von den Muhamedanern genannt wird.

Aber Prunksucht und Verschwendung fingen an überhand zu nehmen. In Aurengzeb vollends, dem jüngsten Sohne Schah Jehâns, sollte auch wieder die alte böse Art hervorbrechen. Durch List und Gewalt den Vater ins Gefängniß werfend (wie bereits oben erwähnt worden), seine Brüder ermordend, schwang er sich im Jahre 1656 auf den Thron, um unter dem Mantel der Religions-Schwärmerei, durch fanatische Verfolgung des Hindu-Glaubens, durch alle Arten der Barbarei und durch die blutigsten, zwanzig Jahre lang fortgesetzten Kriegszüge das Reich scheinbar zu heben, und es bis an den Kaweri-Strom auszudehnen, während es im Innern erschöpft und untergraben wurde. Rasch wie es gestiegen, sank es herab; dem furchtbaren Despoten, der erst im Alter von neunzig Jahren mit Tode abging (1707), folgten eine Menge von Schattenkaisern, schwache Kreaturen ihrer Minister und Feldherrn, die sich größtentheils mit Gewalt, durch Gift und Mord, gegenseitig aus dem Wege räumten; auf allen Seiten rissen sich die Subahdars und Newâbs los und bereits im Jahre 1717 war ganz Dekhan verloren. Nadir, Schah von Persien, der habgierige, blutdürstige Tyrann, während dieser fortwährenden Fehden vom Subahdar zur Hülfe ins Land gerufen, siegte bei Delhi 1738, raubte dem Reiche mehrere Provinzen, dem Großmogul seinen Schatz, und verheerte Delhi selbst auf die gräßlichste Weise: er ließ dort dreißig Tausend Menschen niedermetzeln und erhob eine Brandschatzung von mehr als zwei Hundert Millionen Thalern. Auch die Siekhs machten sich frei, gründeten eine aristokratische Republik und plünderten nebst den Djats das Mogul-Reich, von Norden und Westen her; von Osten her stürmte das Afghanenvolk der Rohillas und von Süden her das durch

glühenden Religionshaß getriebene Volk der Mahratten, der Kern der alten Kriegerkaste, den selbst Aurengzeb nicht hatte überwältigen können, in das unglückliche Land, das bald aus der Reihe der selbstständigen Staaten scheiden sollte. Schah Allum II., der neunte Kaiser seit Aurengzeb, und der letzte in der Reihe der regierenden Großmoguls, bestieg 1761 den Thron, trat aber bereits 1765 Bengalen gegen die unbedeutende Jahresrente von sechs und zwanzig Lack Rupien (etwa ein Eilftel der jährlichen Einkünfte aus dieser Provinz!) an die Engländer ab und verlor 1770 die Hauptstadt selbst an die Mahratten und zum zweitenmale, obschon nur vorübergehend, 1788 an den Rohilla-Fürsten Gholâm Khadir, der die Grausamkeit hatte, ihn blenden zu lassen, aber durch Madhadji Sindia wieder vertrieben wurde. Der schwergeprüfte Allum setzte seine Scheinherrschaft bis zum Jahre 1803 fort, wo ihn Lord Lake nach dem Siege bei Delhi über die Mahratten vom Joche der letzteren befreite, um ihn, mit den Revenüen eines bestimmten Distrikts als jährliche Pension (damals Hundert fünf und zwanzig Tausend Pfund Sterling, seitdem auf Hundert vier und vierzig Tausend Pfund Sterling gestiegen!) und dem pomphaften Titel Schahschahi, »König der Könige«, in völligen Ruhestand zu versetzen; sein Reich wurde beschränkt auf die Citadelle und den Pallast, dessen Eingänge jetzt englische Truppen besetzt halten, indeß ein englischer Resident (Commissary) unter dem Lieutenant-Governor zu Agra stehend, das Land regierte. 1806 starb er, zwei und achtzig Jahr alt, mit Hinterlassung von zwei und funfzig Kindern. Der älteste legitime Sohn bestieg, als Titularkaiser Akbar II., den Thron und erschwerte anfangs den Engländern die Erhaltung der Ruhe und Ordnung nicht wenig durch seine Serail-Intriguen. Er starb achtzig Jahre alt im Jahr 1837 und sein Sohn Bahadar Schah folgte ihm auf dem Throne, ein ausschweifender Mann, der mit seinen Ministern und sechs Hundert Familiengliedern, darunter zwei Hundert Weiber, in stetem Unfrieden lebt. Nur zweimal im

Jahre erscheint er öffentlich: wenn er die Djuma-Moschee und Humayun's Grab besucht. Wer ihm seine Aufwartung machen will, hat sich beim Hausminister zu melden und als Zeichen der Unterthänigkeit den »Nagar« (circa funfzig Thaler) zu zahlen, wofür er einen Ehrentitel, einen unbrauchbaren Säbel und ein desgleichen Ehrenkleid, aber keinen Sessel im Durbar erhält, weil dieser nur dem Thronerben gebühre. Seit Lord Ellenborough dem Mogul unnöthigerweise den Nagar verwehrte, hat sich der alte Herr so tief gekränkt gefühlt, daß er bei der Königin von England Klage erhoben und keinen Durbar mehr gehalten hat; auch Prinz Waldemar verzichtete auf die Ehre, so Leid es ihm that, den Gruß, den sein königlicher Vetter ihm beim Abschied in Erdmannsdorf scherzweise aufgetragen hatte, nicht ausrichten zu können.

Wie demnach Delhi seit dem Jahre 1806 nur noch die Residenz eines Schattenkaisers ist, so ist es auch äußerlich nur noch ein Schatten von Dem, was es einst gewesen. Doch hat sich die Stadt jetzt von neuem, unter der Herrschaft der Engländer, aus ihrem tiefen Verfall einigermaßen erhoben, und noch immer lebt ein Gefühl im Volke Indiens, daß die Macht, welche Delhi und die Person des Kaisers besitzt, auch der wirkliche Beherrscher von Hindostan ist, was schon manchen unabhängigen Staat veranlaßt hat, die Vasallenschaft bei der britischen Regierung nachzusuchen.

Ibn Batuta, der gelehrte, arabische Reisende und Gesandte Mahmud Togluks am Hofe von Peking, schildert ums Jahr 1340 Delhi, den »Neid der Welt«, als die größte Stadt Hindostans, und überhaupt des Islamismus im Orient; es bestand aus vier Städten, die zusammen nur eine bildeten, und von einer eilf Ellen dicken Mauer umschlossen waren. Zur Zeit Kaiser Aurengzebs, wird berichtet, habe die Stadt zwei Millionen und zu Anfang dieses Jahrhunderts noch eine halbe Million Einwohner gezählt. Im Jahre 1836 hatte sie ein Hundert dreißig Tausend sechs Hundert zwei und siebenzig Seelen, wovon ein Fünftel Muhamedaner, außer den,

den königlichen Pallast bewohnenden Tausend neun Hundert Weibern und sieben Hundert Männern und den dreißig Tausend Bewohnern der Vorstädte, und während die Tradition der alten Hindu-Kapitale ein Areal von mehr als einer Quadratmeile giebt, welches auch die heutigen Reste noch einnehmen mögen, hat sie jetzt kaum den zehnten Theil desselben. Trotzdem ist die Stadt aber noch immer ein wichtiges Emporium für Handel und Industrie und der Sitz vieler Reichen und Großen des Landes.

Wie ein großes steinernes Buch, in dem die Geschichte von Jahrtausenden niedergeschrieben ist, liegt Delhi vor dem sinnenden Beschauer. Wohin er den Blick auch richtet, überall sind es Trümmer- und Schutthaufen, die er findet; was noch übrig ist von den vier mächtigen Städten, die hier gestanden, und von den gewaltigen Prachtbauten, die für die Ewigkeit bestimmt waren, erscheint wie Ein großer, ungeheurer Grabhügel, in dem ein Schwarm geschäftiger Ameisen sich angesiedelt hat. Gärten und Palläste, Moscheen und Monumente, Alles was dem Auge begegnet, predigt das ernste Wort: Sic transit gloria mundi! Hier, wie nirgends, lernt man das Wort verstehn, hier wie nirgends ist der Ort, zu beherzigen, daß Erbauen leichter ist als Erhalten, und Zerstören leichter als Aufrichten. Der Wanderer muß unwillkührlich seinen Schritt hemmen, um die Werke zu bewundern, die der menschliche Geist und Wille in's Leben rufen, aber auch schaudern vor dem Verwüstungsgreuel, den menschlicher Fanatismus anrichten kann. Gewichen ist von Delhi aller Glanz und alle Pracht, die ihm der energische Wille und das Beispiel des größten seiner Gründer verlieh; Barbaren und Nichtbarbaren haben das Ihrige gethan, dem stolzen Reich seine Krone zu rauben.

Von der antiken Hindu-Residenz, dem Indraprastha, sieht man jetzt nichts mehr, als über weite Flächen zerstreute Schutthügel. Auch aus der Zeit der folgenden Dynastien sind wenige Ruinen übrig geblieben; aber der Glanz Delhi's zur Zeit der Baburiden-Herrschaft

ist noch in einigen schönen, mehr oder minder wohlerhaltenen Bau-
resten zu erkennen. Noch steht die von Schah Jehân errichtete,
anderthalb Meilen lange, dreißig Fuß hohe und drei bis fünf Fuß
dicke Stadtmauer mit dem zwanzig Fuß breiten Graben und den
sieben kolossalen Prachtthoren, nach den sieben Hauptstädten Delhi,
Lahore, Adjmir, Turkman, Mohur, Kabul und Kaschmir benannt
und von den Engländern noch mit Bastionen von europäischer Kon-
struktion versehen. Noch steht am Nordende der Stadt der große,
eine halbe Stunde im Umfang haltende Residenzpallast Jehanabâd,
den Kaiser Jehân sich erbaute, weit größer als selbst der Kreml
in Moskau, mit dem berühmten Audienzsaal, auf drei Seiten mit
prachtvollen, vierzig Fuß hohen Mauern aus rothen Sandstein-
Quadern und rings von einem tiefen Wassergraben umgeben; noch
erhebt sich in der Mitte der heutigen Stadt die von demselben
Kaiser erbaute, großartige, mit prächtigen Verzierungen bedeckte,
zwei Hundert sechzig Fuß lange Djuma- oder Yamuna-Moschee
(auch Barra Musdjid, das heißt Große Moschee genannt), die
größte unter den vierzig Moscheen Delhi's, mit ihren beiden Hundert
dreißig Fuß hohen Minarets; noch endlich ragt, mitten unter den
Ruinen von Alt-Delhi der von Kutab ud Dîn und dessen Sohn
(1193 — 1220) errichtete Kutab Minar, die höchste Säule der
Erde, ein kannelirter Schaft von rothem Sandstein und weißem
Marmor, mit Koransprüchen bedeckt, unten acht und funfzig Fuß
im Durchmesser haltend, und in vier Stockwerken, von kunstvoll
durchbrochenen Gallerien eingefaßt, zur Höhe von zwei Hundert
acht und vierzig Fuß ansteigend. Auf dem obersten Absatz trägt
der Kutab Minar einen kleinen, auf acht Säulen ruhenden Dom,
zu dem man auf einer Wendeltreppe von drei Hundert sieben und
achtzig Stufen hinaufgelangt, um oben die herrlichste Aussicht zu
genießen, ringsum über die ruinenbesäete, vom Djamnastrom durch-
schlängelte Wüste, bis hin im Süden zu den weißen und vergoldeten
Moscheen und Minarets, welche aus den grünen Gärten und Hainen

von Neu-Delhi sich erheben, im Norden zu einigen ansehnlichen Dörfern und britischen Kantonnements.

Dies sind nur die am besten erhaltenen Baudenkmäler Delhi's, außerdem giebt es hier eine Menge anderer, die trotz all ihrer Verfallenheit noch immer imposant genug erscheinen, um den Ruhm ihrer Erbauer und den Glanz von Alt-Delhi zu verkünden; so namentlich der sechs Jahrhunderte alte Pallast der Afghanen-Kaiser, früher als Staatsgefängniß dienend, mit seinen festen Wällen und massiven Thürmen, und in einem seiner Höfe eine antike, zwei und vierzig Fuß hohe mit Inschriften bedeckte, schwarze Metallsäule, den Ferôz Kotelah (Ferôz-Stab) einschließend; das über einem Gewölbe von acht und sechzig Zellen stehende Grabmal Humayuns, inmitten eines köstlichen Gartens, eine Meile im Süden der Stadt aus rothem Sandstein erbaut und mit Marmor ausgelegt; die riesenhafte Sternwarte Gentur Mantar, eine halbe Meile südlich von der Stadt, mit Marmortreppen, kolossalen Quadranten und so weiter, 1724 erbaut von Djeising, Radjah von Djeipûr, aber unvollendet geblieben; die Schahlimar oder die kaiserlichen Gärten, ein Werk von Schah Jehân, angeblich mit einem Aufwande von einer Million Pfund Sterling erbaut, jetzt aber größtentheils öde und verwildert und nur noch einen großartigen Park bildend, in dessen Schloß der britische Resident seinen Landsitz genommen hat. In der Glanzperiode Delhi's müssen diese Gärten außerordentlich prachtvoll gewesen sein; noch jetzt in ihrem Verfall tragen sie zahlreiche Spuren ihrer frühern Schönheit. Noch sind sie voll von sehr alten Pomeranzen- und andern Fruchtbäumen, und überall finden sich Terrassen und Blumenbeete, hauptsächlich aus Rosensträuchen bestehend. Ein Bewässerungskanal von weißem Marmor mit kleinen Fontainen, in demselben Material in Rosetten ausgehauen, ist über die Beete hingeleitet. Am Ende des Gartens steht ein schöner achteckiger Pavillon, ebenfalls von Marmor und mit Mosaikblumen reich verziert. In der Mitte desselben befindet sich ein Springbrunnen

und in einem Seitengange ein Bad. Die Fenster dieses Pavillons gewähren eine schöne Aussicht auf die Stadt mit ihren ausgedehnten, aber meist verlassenen und in Trümmern liegenden Gärten, Pavillons, Moscheen und Gräbern. Auch in jenem Pavillon ist jetzt Alles öde und einsam; Bad und Springbrunnen liegen trocken, das Mosaikpflaster ist mit allerlei Geräth und mit Gartenkehricht bedeckt und die Mauern sind durch Vögel und Fledermäuse verunreinigt.

Der große oben erwähnte Pallast Schah Djehâns, dessen nordöstlichen Theil diese Anlagen einnehmen, liegt nahe dem Djamna, unmittelbar an der Ausmündung des Kanals, der unter Djehâns Regierung fünf und zwanzig Meilen weit vom obern Djamna hierher geführt und im Jahre 1826 völlig wieder hergestellt, durch ganz Delhi geht; der Pallast bildet ein unregelmäßiges Viereck von etwa ein Tausend funfzig Schritt Länge und zwei Hundert funfzig Schritt Breite, eingefaßt von einer vierzig Fuß hohen Mauer mit kleinen Bollwerken und Thürmen, und wird vom Prinzen wie folgt beschrieben: »Die Einfahrt, die wir auf Elephanten durchzogen, ist großartig. Ein hohes, massives Thor aus rothem Sandstein (aus dem auch die hohen Umfassungsmauern bestehen), mit einer Menge kleiner Kuppelthürme geziert, bildet den Eingang zu einem langen bedeckten Durchgang, aus dem man in einen weiten Hof tritt, der von einer Menge unscheinbarer Lehmhütten eingeschlossen ist und einen Marktplatz des Forts zu bilden scheint. Von hier aus führen mehrere Straßen in den eigentlichen Pallast. Dieser ist ein Städtchen für sich, es leben die Verwandten des jetzigen Kaisers, seine zwei Regimenter und seine Diener darin, zusammen gegen zwanzig Tausend Menschen. Ein rothes Thor, oben mit offener Bogenhalle, führt zu dem zweiten Hofe. Dies ist der Platz, wo die Moguls ihre öffentlichen Audienzen hielten; im Hintergrunde einer Bogenhalle springt aus der Wand eine Art Erker vor, ein gewölbtes Dach, das auf leichten, durch arabische Bögen verbundenen Säulen ruht. Auf diesem Throne saß der Mogul und nahm

aus der Hand seines Ministers, der auf einem Marmortisch stand, die Bittschriften entgegen. Die Säulen und Bögen sind mit leichten Verzierungen überzogen, während Pietra dura, Bildnisse, Vögel und Blumenstücke darstellend, die Hinterwand bedeckt. Hier ist mir ganz klar geworden, daß Florentiner Steinarbeiter unter Schah Djehân in Delhi gewesen sind. Dieselben Muster, die ich in Florenz sah, fand ich hier wieder; auch sind europäische Vögel, Blumen und Früchte, die man hier gar nicht kennt, dargestellt und, was das schlagendste ist: ein Orpheus mit der Zither in der Hand, von den Thieren umgeben, das bekannte Bild aus der griechischen Mythologie.«

»Noch ein kleiner Durchgangshof, und man tritt in den Dewan-Koß mit seiner Marmorhalle, in deren Mitte der berühmte Pfauenthron stand. Die Wände und die Decke sind mit Goldverzierungen bemalt, die neu den glänzendsten Eindruck gemacht haben müssen. Oben an den Bögen, welche den Thronhimmel tragen, steht in persischen Lettern die stolze Inschrift: »»Wenn ein Paradies auf Erden ist, so ist es hier — so ist es hier — so ist es hier!«« Jetzt ist man weit entfernt, es hier zu finden. Die eingelegten Blumenguirlanden, die auch diese Halle theilweis bedeckten, haben sehr gelitten; sie sind ausgenommen und verschleppt worden.«*)

---

*) Auch der berühmte Diamaut Koh i Nur (das heißt Lichtberg), der im Jahre 1851 auf der großen Industrie-Ausstellung in Loudon zu sehen war, schmückte einst deu Pfauenthrou im Pallast Djehanabâd. Von den Afghauen-Königen geraubt, gelangte er erst in ueuester Zeit von dem Schah Schudscha (entthront 1843) in dessen Bedrängniß iu die Hände Randjit Singhs und so zuletzt in die der Engländer. — Dieser Diamaut, auch der „Groß-Mogul“ genaunt, ist noch immer der größte unter allen vorhandenen, mit dem Gewicht von zwei Hundert sieben und neunzig ein halb Karat (etwa vier Loth), da ein neuerdings im Jahre 1853 zu Bagagem in Minas-Geraes entdeckter, den mau auf zwei Hundert achtzig Tausend Pfund Sterling abgeschätzt hat, uur zwei Hundert sieben und vierzig ein halb Karat wlegt. Die nächstgrößten Diamanten sind: der von der Kaiserin Katharina II. für eine halbe Million holländische Gulden erkaufte, im Besitz der russischen Kroue befindliche vou ein Hundert fünf und neunzig, dann der „Regent“ oder „Pitt“ im preußischen Kronschatz vou ein Hundert sechs und dreißig drei Viertel und der dem Hause Oesterreich gehörende vou ein Hundert dreißig Karat.

»Der Pallast, welcher noch, zunächst dem Djamnastrom, einen Garten mit einer kleinen Moschee, Springbrunnen und so weiter enthält, hat eine etwas freundliche Lage. Der Garten mit seinen vielen Bäumen, so wie der Pallast selbst, der mit allerhand Hütten verbaut und durch neue Bauwerke verunstaltet ist, sind sehr schlecht gehalten, und redende Zeugnisse von der Schlaffheit und Geschmacklosigkeit des jetzigen Kaisers. Dieser ist im jetzigen Augenblicke nicht in Delhi, sondern auf dem Lande, einige Stunden im Nordwesten der Stadt, wo er ein ganz erbärmliches Haus, von schmutzigen, armen Lehmhütten umgeben, bewohnt. So lebt der Nachkomme des großen Timur, als ein besoldeter Privatmann, mit allen Ehren, die seinem Range gebühren, nicht viel besser, als ein englischer Staatsgefangner. Sein Reich dehnt sich nur so weit aus, als die Mauern des Forts reichen; schon die Außenthore halten englische Wachen besetzt.«

»Die heutige Stadt,« schreibt der Prinz Waldemar, »ist nicht besonders reich an Pallästen, und gefiel mir nicht so, wie manche andere indische Stadt. Delhi ist wohl regelmäßig gebaut, hat breite Straßen, wie man sie selten hier gewohnt ist, aber Schmutz und Armuth herrschen darin; viele Viertel bestehen aus Lehmhütten. Es braucht lange, bevor es sich, nach so vielen harten Schicksalsschlägen erholen wird. Aus und über Hindutempeln sind Moscheen erbaut, und aus den Moscheen bauen sich die Engländer ihre Bangalo's.«

Die Tracht der dortigen Einwohner schildert der Prinz also: »Um den Kopf gegen die furchtbare Sonnengluth zu schützen, lassen sie ihr Haar lang wachsen, darüber tragen sie den fest gewickelten kleinen Turban, und dann hängen sie Mittags noch sogar Tücher darüber. Die leichten, oft durchsichtigen, fliegenden weißen Gewänder stehen den graziösen braunen Gestalten sehr schön. Ich kann mich an den Menschen hier nicht satt sehen. Besonders sind die Kinder mit ihren großen schwarzen Augen allerliebst. Die Frauen

gehen hier, im muhamedanischen Delhi, meist verschleiert, und wenn man sie ansieht, verschleiern sie sich noch mehr und bleiben oft stehen und wenden Einem den Rücken; das thun besonders die älteren Frauen gern. — In den Hindustädten zwischen hier und Agra sind die Frauen hübscher, als wir sie irgendwo gesehen. Ihr Anzug ist eigenthümlich. Der obere Theil des Körpers ist, mit Ausnahme eines schmalen Leibchens um die obere Brust, ganz unbedeckt, und nur gerade über den Hüften fängt ein breiter, langer Rock wie unsere Damenkleider an, den sie beim Gehen meist recht hübsch aufgeschürzt haben. Hinten über den Kopf hängt ein langer Schleier, gewöhnlich roth oder gelb, bis zu den Knöcheln herab. Vom Ellbogen bis zur Hand tragen sie fast ein Armband neben dem andern, auf den Zehen aber große Ringe und über den Knöcheln oft schwere silberne Spangen, die in der That, wenn mehrere Frauen zusammen gehen, rasseln, als wenn Baugefangene mit ihren Ketten kämen. Die Frauen sind dort schön, und obgleich breit gewachsen, haben sie doch sehr kleine Füße und Hände und schöne Arme; besonders wenn sie die runden, irdenen Krüge auf ihrem Kopfe tragen, liegt so zu sagen etwas Majestätisches, Antikes in ihrem Gange. Beim Baden bleiben sie im Anzuge und hüllen sich ganz in den Schleier ein, unter dem sie, wenn sie dem Bade entsteigen, ihre Kleider sehr geschickt wechseln.«

Am 2. Mai verließ der Prinz Delhi und kam am zweiten Tage bis zu einem Bangalo am Ganges, das von einem alten Brahminen gehalten wurde, der natürlich kein Mittagessen für die Reisenden kochen wollte. »Mit Hülfe von Gestikulationen,« schreibt der Prinz, »und unterstützt durch ein hindustanisches Wörterbuch gelang es uns unter vielem Spaß, ihm klar zu machen, was wir begehrten. Endlich verstand er uns, und nun kamen alle Hände in Thätigkeit. Der Doktor schlachtete mit dem Federmesser die Hühner, wir andern rupften sie, und Oriolla, der das Kochen sehr ausgezeichnet versteht, brachte ein vortreffliches Diner zu Stande.



Wie die Bauern aßen wir aus einer Schüssel.« — Dann ging es wieder die Nacht durch und am andern Morgen fuhren die Reisenden in Moradabâd ein; Nachmittags ging die Reise dem Gebirge zu. »Die Luft,« schreibt der Prinz, »die Vegetation hier in Rohilkand, wie himmelweit verschieden war sie schon von der zu Delhi, es war uns so kräftig zu Muthe, als ob wir in Deutschland wären.« Den bösen Sumpfstreif des Tarrai, dessen feuchte, ungesunde Luft sich sehr fühlbar machte, legte der Prinz zu Pferde zurück. Diese schädliche Luft ist wie abgeschnitten, sobald man in das Jungle tritt. Den nächsten Tag ging es auf Ponies in die Berge hinein; drei oder vier Pässe, einer über den andern ragend, wurden in einem vierstündigen Ritt überwunden, und Naini Tâl war erreicht: ein kühler Ruhepunkt in den Vorbergen des Himalaya, fünf Tausend neun Hundert Fuß über dem Meere an einem See gelegen.

Ueber diesen Ort schreibt der Prinz unter Anderm: »Zwischen zwei einfassenden Bergwänden sieht man die Nordwestseite des Kessels durch schroffe, blaue Schiefer- und Kalksteinwände geschlossen. Die höchsten Spitzen derselben sind über acht Tausend Fuß hoch. Wie in den deutschen Alpen Tannen, einzeln und in Gruppen, an den Felsen sich hinaufziehen, so hier eine aus der Ferne wie unsre Tanne aussehende Cypresse. Die Vegetation ist hier wundervoll. Der vorherrschende Baum ist eine Stecheiche, dann der baumhohe Rhododendron arboreum, dessen dunkelrothe Blüthen den Boden bedecken, wilde Kirsch- und Birnbäume, unser Ahorn und unsere Weißbuche. Von Buschwerk, das in den Schluchten voll und hoch wuchert, finden sich gelbe und prächtig duftende weiße Jasminarten, in voller Blüthe stehende weiße Rosenbüsche und Weißdorn. Die kleine Vorterrasse, auf der ich sitze, die zwischen dem See und zwischen den zwei Felswänden sich ausdehnt, und auf der einige Häuschen zerstreut umher liegen, ist mit solchem Buschwerk bedeckt, untermischt mit Eichen und Cypressen. In diesem Gehölz trifft man überall auf bivouakirende Gruppen der Gebirgsbewohner mit

ihren schwarzen Zelten, brennenden Kochhäfen und munteren, weidenden Ghunts. Solche Gruppen nehmen sich unter den blühenden Rosensträuchen sehr malerisch aus; und bei Nacht erst, die vielen Lichter und Bivouakfeuer, die dunklen Berglinien und die silberne Mondsichel darüber: das Alles, vom dunkeln See aus gesehen, ist wirklich äußerst pittoresk. Ich muß auch hier immer an Hohenschwangau denken, womit der etwa eine englische Meile im Durchmesser haltende See in der That viel Aehnlichkeit hat. Die Einsamkeit dieser Gegend ist wunderlieblich. Es stehen hier im Ganzen nur einige zwanzig europäische Häuser in allen Richtungen zerstreut. Fast alle Abende werden Fahrten auf dem See gemacht, verschönt durch den fröhlichen Gesang deutscher Lieder. Dabei ist die Temperatur eine sehr milde; das Thermometer schwankt zwischen funfzehn und zwanzig Grad, während wir in der Ebene oft vier und dreißig Grad im Schatten ausstehen mußten.«

Dritter Abschnitt.

Die Reise im Himalaya.

Von Naini Tâl über Gangotri nach Schipke in Tübet, und zurück über Sunum und Seran nach Simla, 27. Mai bis 20. Oktober 1845.

Die Reise durch die Ebene Hindostans hatte mit dem Eintreten der heißen Jahreszeit in den Vorbergen des Himalaya in dem lieblichen Naini Tâl ihr Ende gefunden. Jetzt galt es, eine Unternehmung auszuführen, die mehr als jede andere dem Charakter und den Neigungen des Prinzen entsprach. Was die Natur Großartiges und Erhabenes, Liebliches und Entzückendes zu schaffen vermag, das hat sie im Himalaya geschaffen; dort Gottes Schöpfung zu bewundern und zu genießen, das war seinem weichen, für alles Edle und Schöne empfänglichen Gemüthe, seinem reinen, religiösen Sinne, die Erfüllung eines sehnlichen Wunsches, eines Traumes seiner Jugend. Die Gefahren, Mühseligkeiten und Anstrengungen, welche dabei in Aussicht standen, konnten nur dazu dienen, den Reiz der Unternehmung zu erhöhen und zugleich seinem männlichen, muthigen, ausdauernden Charakter Genüge zu leisten.

Der Himalaya, jenes gewaltige Grenzgebirge, welches vom Indus bis zum Brahmaputra auf eine Entfernung von drei Hundert siebenzig Meilen das Hochplateau Mittel-Asiens von den Tiefländern des Indus und Ganges in der allgemeinen Richtung von West-Nord-West gegen Ost-Süd-Ost scheidet, nimmt auf dieser Strecke einen Flächenraum von circa funfzehn Tausend Quadratmeilen ein, und bildet um die gesegneten Fluren Indiens ein gewaltiges Bollwerk von dreißig bis vierzig Meilen Breite, dessen Pässe sechszehn

bis siebenzehn Tausend Fuß und dessen Gipfel, bis jetzt die höchsten bekannten der Erde, zwanzig bis sieben und zwanzig Tausend Fuß hoch und mit ewigem Schnee bedeckt sind. Ausgenommen da, wo der Indus den Himalaya vom Hindu Kusch, und der Brahmaputra ihn von den Gebirgen der östlichen Halbinsel scheidet, wird er auf dieser ganzen Strecke nur einmal in seiner vollen Breite durchbrochen, nämlich vom Sutledj, der gleich jenen beiden gewaltigen Strömen, und zwar dicht neben ihren Quellen, auf dem Hauptplateau Tübets seinen Ursprung nimmt und dann auch, wie sie, in seinem obern Laufe den Nordabfall des Gebirges begleitet. Der nördlichen, zusammenhängenden Himalayakette schließen sich unmittelbar, ohne Zwischenthäler, mit ihren Rücken dieselbe Hauptrichtung verfolgend und in einer Breite von zehn bis funfzehn Meilen, gewaltige Schneegebirgsmassen an, welche durch die Quellenthäler der Hauptströme Hindostans, in gewaltige Gruppen von Riesen-Piks, Schneefeldern und Gletschern geschieden werden. Von diesen Hauptgebirgsrücken und Gruppen südlich hört eine gemeinsame Richtung des Gebirges auf; zwischen den vielen Bächen und Strömen, die in südlicher, südwestlicher und südöstlicher Richtung der Ebene zueilen, erstrecken sich von jenen Schneegebirgen aus überall Bergrücken herab, ein wahres Labyrinth bildend von hohen Wasserscheiden. Ihre Spitzen, obgleich sie noch bis zu eilf und zwölf Tausend Fuß ansteigen, erreichen die Schneegrenze nicht mehr und verflachen sich allgemein gegen Süden. Sie gehen aber dennoch nicht durch ein allmählig abfallendes Vorland zur Ebene über, sondern kurz vor derselben nehmen die Bergrücken wieder eine dem Schneegebirge parallele Richtung an; die kleinen Nebenflüsse bilden zwischen ihnen Parallelthäler, und die großen Hauptströme, welche im Hochgebirge ihre Quellen gefunden, durchbrechen sie und treten so, sämmtlich durch gewaltige Felsenthore, in die Ebene ein, während zwischen ihnen ein bewaldeter Berg- und Felswall von circa zwei Tausend Fuß Höhe scharf und steil gegen die Ebene abfällt. Diesem Bergwalle lagert sich

endlich, in der Ebene selbst, mit wenigen Unterbrechungen auf der ganzen Strecke zwischen Indus und Brahmaputra, eine Wald- und Sumpfregion, Tarrai genannt, vor. Ihre Breite wechselt zwischen wenigen Stunden und ein bis zwei Tagemärschen; in ihrer fast undurchdringlichen Wildniß haben Tiger, Elephanten und Rhinozerosse ihren Aufenthalt neben unzähligen Schaaren von jagdbarem Wild und Geflügel, und ihre Ausdünstungen während sechs Monaten im Jahre, vom Mai bis November, sind so gefährlich, daß sie Jedem, der dort eine Nacht zuzubringen wagt, den Tod bringen.

So umgeben Geheimniß und Schauer den Eintritt in das Hochgebirge; nur selten sieht der Indier von der Ebene aus glänzend und leuchtend die schneeigen Spitzen in den blauen Himmel hinein ragen. Von dort herab rinnen die Adern seines Lebens, seine Ströme, dorthin also verlegt er den Sitz seiner Götter, seinen Olymp, sein Walhalla, dorthin wallfahrtet er, um Seligkeit für sich, Seligkeit und Vergebung der Sünden für seine ihm vorangegangenen Verwandten und Freunde zu erflehen, unter den größten Schwierigkeiten und Entbehrungen, er, der Bewohner der glühend heißen Ebenen, zu den eisigen Gipfeln und Quellen des Himalaya!

Wie die geographischen Gebirgsländer des Himalaya scharf von den Tiefebenen Indiens scheiden, so sind jene auch in politischer Beziehung von diesen getrennt geblieben. Sie haben ihre eigene Geschichte, Völkerstämme und Fürsten, und wußten, während dort Perser, Mongolen und Europäer Reiche stürzten und errichteten, ihre Unabhängigkeit zu bewahren, blieben aber auch der wissenschaftlichen Forschung und Beschreibung fast eine terra incognita.

Nur der westliche Theil des Gebirges wurde schon frühzeitig bekannt, erobert und beschrieben. Alexander der Große drang, als er das Thal des Kabulstroms hinab zum Indus gelangt und bei Attock eine Brücke über denselben geschlagen hatte, in die nächstgelegenen Berge ein, Ptolemäus kannte und beschrieb die Lage von

Kaschmir und Sultan Mahmud der Gaznewide eroberte dasselbe um das Jahr 1013; Timur, Baber und der große Akbar folgten seinem Beispiele, letzterer machte sogar um 1586 das bisher noch unter seinen eigenen Regenten gebliebene Land zur Provinz und unter seinem Enkel Aurengzeb wurde es Lieblings-Sommeraufenthalt des Hofes des Großmoguls. Mit Aurengzeb zog dort ein französischer Arzt, Bernier, ein, der um 1663 die ersten wissenschaftlichen Berichte über dieses indische Paradies lieferte. — Die Gebirgsländer östlich von Kaschmir blieben auch während der muhamedanischen Herrschaft über Indien unabhängig und unbekannt. Einzelne muhamedanische Bekehrer drangen zwar in dieselben ein: Mahomed Togluck versuchte um 1337 über Nepâl, und Kaiser Aurengzeb um 1662 über Assam Tübet zu erobern; beide Züge erreichten aber ihren Zweck nicht und die Gebirge mußten wieder geräumt werden. Unsere ganze Kenntniß derselben bis zum neunzehnten Jahrhundert beschränkte sich daher auf die Berichte einzelner Missionaire, Jesuiten und Kapuziner, welche, wie Hieronymus Xaverius, Bernhard Goes, Pater Desideri, Pater Gruber, Antonio de Andrada und Andere, die indischen Alpenpässe überschritten, um die Lehre Christi in Tübet und China zu verbreiten, nächstdem auf die Berichte weniger Gesandtschaften, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Ostindische Kompagnie nach Nepâl und Tübet geschickt wurden, und auf die geographischen und astronomischen Angaben und Messungen der Chinesen.

Mit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts gaben die englischen Reisenden Webb, Raper und Moorcroft wissenschaftliche Notizen über diesen Theil des Gebirges; mit dem Jahr 1815 endlich drangen die englischen Bajonette in dasselbe vor, und hiermit begann eine neue Aera der wissenschaftlichen Kenntniß und Forschung. — Der raub- und plünderungssüchtige Stamm der Gorkhas hatte sich seit 1768 des Thrones von Nepâl bemächtigt, von dort aus das ganze Gebirgsland von Bhutan bis zum Sutledj und

Baspa unterworfen, und die vielen kleinen Fürsten, welche bisher dort geherrscht, entweder vertrieben oder tributpflichtig gemacht; jetzt ging er auch zu Einfällen in die englischen Besitzungen der Ebene über. Nach heftigen Kämpfen und tapferer Gegenwehr siegte General Ochterlony. Der ganze Gebirgsstrich zwischen dem Sultledj, den tübetanischen Grenzen und dem Gogra wurde den Gorkhas wieder abgenommen und theils, wie Kemaon und ein Theil von Gherwâl, zur britischen Provinz gemacht, theils, wie Bissahir, Sirmûr, Belaspûr und so weiter, den frühern eingebornen kleinen Fürsten, aber unter britischer Oberhoheit, zurückgegeben.

Mit der Eroberung kehrten Ruhe und Ordnung in diese Gebirgsländer ein. Messungen und Aufnahmen wurden dort auf Befehl der britischen Regierung durch Männer wie Webb, Hodgson, Gerard, Herbert, vorgenommen, und durch Errichtung eines bleibenden Gesandtschaftspostens in Nepâl, so wie durch Gründung eines freundlichen Verhältnisses zu Randjit Singh, dem Beherrscher Kaschmirs und der Gebirge zwischen Indus und Sutledj, auch sonst noch die Kenntniß des Himalaya wesentlich erweitert.

Seit dem Jahr 1846 ist nun auch das Reich Randjit Singhs in die Hände der Briten gefallen; der ganze Gebirgsstrich zwischen Indus und Sutledj ist unter britischer Oberhoheit dem Gulâb Singh übergeben und somit der wissenschaftlichen Forschung eröffnet worden; bald wird also nur noch Nepâl als theilweis und Bhutan als fast ganz unerforschter Theil des Himalaya übrig bleiben. Aber auch dies wird nicht auf lange sein; denn von allen Eroberern ist die Civilisation, die Gesittung, der mächtigste und unaufhaltsamste, und nicht viel Jahrzehnte werden vergehen, bis unter Englands Macht und Oberherrschaft sich auch die jetzt noch freien und unabhängigen Völkerschaften gebeugt haben werden, welche die Gebirgsländer des indischen Reichs bewohnen, und welche jetzt noch glauben, durch strenge Absperrung ihrer Grenzen gegen jeden Europäer dem Schicksal zu entgehen, welches sie selbst herannahen sehen.

Prinz Waldemar hatte, beseelt von dem Wunsche, durch seine Reise auch für die Wissenschaft Neues und Interessantes zu liefern, an dem Hofe von Nepâl vergeblich die Erlaubniß nachgesucht, über das Thal von Katmandu hinaus zum Dhawalagiri und zu dem Passe, welcher an dessen Fuß vorbei nach Tübet hineinführt, vorzudringen; die Reise nach Kaschmir und den Gebirgen zwischen Indus und Sutledj wurde ihm durch die politischen Verhältnisse zwischen der Regierung zu Lahore und dem britischen Gouvernement zu Kalkutta unmöglich gemacht; es blieb also für eine ausgedehntere Gebirgsreise nur der Theil des Himalaya übrig, welcher unter englischer Oberhoheit stand. Auch hier giebt es noch viele, von Europäern unerforscht gebliebene Gegenden, viele unbesuchte Ortschaften und Pässe, auch hier ist noch gar Manches zu thun übrig für die Kenntniß der Völkerschaften, welche dort wohnen, sowie der Thier- und Pflanzenwelt, die in Berg und Thal verborgen ist. Außerdem erhält gerade dieser Theil des Gebirges noch ein besonderes Interesse dadurch, daß er die heiligsten Wallfahrtsorte der Hindu's, die Quellen des Ganges und des Djumna, einschließt. — Dahin sollte denn auch die Reise gehen, zu welcher in Naini Tâl (das ist See des Naina), unter der thätigen und zuvorkommenden Beihülfe der britischen Behörden von Kemaon, der Plan entworfen und die Vorbereitungen getroffen wurden.

Am 27. Mai ward aufgebrochen. Die Reisegesellschaft bestand, nächst dem hohen Reisenden, aus dem Kapitän Grafen von Oriolla, dem Dr. Hoffmeister, dem Kammerdiener Werner und dem Dolmetscher Brown, Unteroffizier im neunten Englischen Ulanen-Regiment.*) Neun indische Diener, sieben Pferdewärter (»Seise«) mit sieben Pferden, ein Hirt mit einer Heerde von zwölf Hammeln,

*) Ein trefflicher Mensch, umsichtig, zuverlässig, unermüdlich, ein Soldat, wie er sein muß. Drei Monat nach der Reise fand er seinen Tod in der Schlacht von Aliwal, mitten in einem feindlichen Quarré; seine Lanze hatte er einem Siekh durch die Brust gerannt, ihm ging eine Kugel durchs Herz.

und siebenzig Träger, welche vier Zelte und die nothwendigsten Vorräthe an Kleidungsstücken und Lebensmitteln trugen, bildeten den Troß. — (Der Lieutenant Graf von der Gröben hatte leider in Naini Tál einen Armbruch erlitten, und mußte daher mit dem Jäger Scheinemann zurückgelassen werden.)

Ueber den schmalen Rücken des, Naini Tál nördlich einschließenden Gagas-Gebirges ging es, auf fast unwegsamen Nebenstegen, auf welchen die Pferde nur geführt werden konnten, in drei Märschen bis Dwara Hât, wo ein Ruhetag gehalten wurde.

Der Kosila und der Gagas, zur Zeit der Regen- und der Schneeschmelze reißende Ströme, jetzt nur zwei ein halb Fuß tief und dreißig bis vierzig Schritt breit, waren durchfurthet, die Wasserscheiden, welche sie von einander und, gegen Süden von den Ebenen des Ganges, gegen Norden von dem Ram Ganga trennen, waren überstiegen worden und reichlich hatten die schöne Gegend, die Durchblicke auf die Schneekette, das Eigenthümliche und Neue der nächsten Umgebung, für die Mühseligkeit der Reise, die den Verlust eines Pferdes gekostet, entschädigt. Durch herrliche Waldungen von Rhododendron, Eichen und Fichten war es bis zum Kosila-Thal hinabgegangen; von da an jedoch hatten die Wälder beinahe ganz aufgehört: eine Folge der Sitte, während der trockenen Jahreszeit Feuer an sie zu legen, damit aus der Asche des zwischen den Bäumen wachsenden Rohres und Grases frische Sprößlinge aufschießen und den Heerden eine saftige Nahrung gewähren, wodurch der Wuchs der Bäume nicht allein beeinträchtigt, sondern diese fast ganz zerstört und zu Krüppelgehölz herabgedrückt werden. An die Stelle der Waldungen waren fleißig gebaute und mit vieler Kunst an den Bergabhängen terrassirte und bewässerte Felder getreten, und zwischen diesen gewährte eine Menge großer und kleiner Tempel und wohlhabend aussehender, reinlicher Dorfschaften, beide von herrlichen Gruppen von Mangos, Platanen, Palmen, Granatbäumen und so weiter beschattet, den Augen angenehme Ruhepunkte.

Sowohl in Budjân als in Diuli und Dwara Hât fanden sich die Patuaris (Dorfvorsteher) der Umgegend im Lager der Reisenden ein; sie brachten Geschenke dar, bestehend in Getreide, Früchten, Blumen, Zuckerwerk, Ziegen und Hammeln und boten ihre Dienste an.

Dwara Hât zählt ungefähr fünf und vierzig Häuser und wird von den Pilgern als besonders heilig angesehen, auch gern als Ruheplatz gewählt. Der nahe gelegene Tempel von Duna Gher (das ist Fort) ist ihnen ein beliebter Wallfahrtsort; auch in Dwara Hât selbst stehen zwei alte Tempel, der eine dem Schiwa, dem Gott von Kedar Nât, der andere dem Wischnu, dem Gott von Badri Nât, geweiht, in welchen täglich Gottesdienst gehalten wird. Die ganze Umgegend aber erhält einen ganz eigenthümlichen Charakter durch die Menge der Dewâlis (das ist Tempel), die überall einzeln und in Gruppen herumliegen. Vor sieben Hundert Jahren sollen sie sämmtlich von dem Radjah von Katura errichtet worden sein, der sich ein Jahr lang dort aufhielt und ein Gelübde gethan hatte, hier, den Göttern zu Ehren, an jedem Tage dieses Jahres Einen Dewâli bauen zu lassen, und nicht eher Speise zu sich zu nehmen, als bis er die Nachricht von dessen Vollendung erhalten.

Am 31. Mai wurde von Dwara Hât aufgebrochen und bis Ad Badri die große Pilgerstraße von Almora nach Badri Nât verfolgt: ein trefflicher Reitweg, dessen Einförmigkeit auf das Angenehmste durch Züge heimkehrender Pilger und Pilgerinnen unterbrochen wurde, die, je nach dem Theile Indiens, welchem sie angehörten, in Farbe, Gestalt und Kleidung verschieden, vorüber zogen. Sie trugen entweder kleine Schaalen mit »Gih« (Butter) oder zu Badri Nât geschnittene Stöcke, oder Gefäße mit zu Kedar Nât geschöpftem Gangeswasser; größtentheils sahen sie müde und abgespannt aus, begrüßten den Prinzen aber dennoch mit lauter Stimme im Namen des Gottes von Badri Nât oder des von Kedar Nât, je nachdem sie dem einen, oder dem andern ihre Opfer

dargebracht hatten. — Die Gegend, durch welche der Weg führt, war weniger bewohnt, als die in den vorhergehenden Tagen gesehene; die Bergabhänge waren steiler, in ihren obern Kuppen und Rücken felsiger, die Dörfer sahen ärmlicher aus und hatten weniger Felder und Gärten. Der Einfluß der neuen britischen Herrschaft hatte sich bis zu ihnen noch nicht geltend gemacht. Die Hitze war bedeutend, sie stieg auf acht und zwanzig Grad Reaumur im Schatten und vier und dreißig Grad Reaumur in den Zelten. Der Ram Ganga (das ist Fluß), in dessen Thalhängen Eisen- und Kupfergruben liegen, mußte, um bis zum Lagerplatz Garai zu gelangen, bei Baral Gaon etwa dreißig Schritt breit durchfurthet werden; darauf ging es über den drei Tausend Fuß hohen Loba oder Pandua Kâl (Paß) wieder zu ihm hinab nach Suniani, und dann seinem Thale bis zu den Quellen folgend, über den Dewâli Kâl und die Wasserscheide zwischen dem Ram Ganga und dem Alakananda Ganga nach Ad Badri.

Ad Badri, an der Pilgerstraße von Almora nach Badri Nât und Kedar Nât gelegen, ist einer jener Halteplätze, an denen die Pilger die Nacht zuzubringen pflegen. Ein paar große, schattige Bäume, ein rauschender Bach, ein Tempel mit dem Bildniß eines oder mehrerer ihrer Götter geziert, ein Wasserbassin, in welchem sie ihre Waschungen vornehmen, einige Laubhütten oder gemauerte Schuppen sind Alles, was dieser Platz ihnen an Bequemlichkeit und Komfort bietet. Die Decke, welche jeder bei sich trägt, dient ihm als Nachtlager, ein paar nebeneinander gelegte Steine bilden den Kochheerd, ein eiserner Teller und ein messingenes Trinkgefäß das Geschirr, ein aus Weizenmehl und Wasser bereitetes Gebäck (Tschapatti) die gewöhnliche Speise. Selten nur bringen die Bewohner der nächsten Ortschaften Gemüse, Früchte, Zuckerwerk oder Milch zum Verkauf herbei. Und doch sieht man diese genügsamen, frommen Menschen vergnügt bis tief in die Nacht hinein in einzelnen kleinen Gruppen, wie ihre Kasten sie zusammenführen, Männer und Frauen gemischt, um

matt aufflackernde Feuer sitzend oder vielmehr hockend, ihre Pfeife (Hucka) rauchen und lebhaft plaudern; in ihren mannigfachen Kostümen und mit ihren ausdrucksvollen Gesichtern malerische, überraschende Bilder für den Europäer in den einsamen, wilden Bergthälern des Himalaya.

Ad Badri selbst ist dem Gotte von Badri Nât, dem Wischnu, geweiht, und wird für besonders heilig gehalten. Dies beweist schon die große Zahl der Tempel, welche dort unter dem Schatten herrlicher Mangobäume um drei von Quadertreppen eingefaßte Wasserbassins in dem Laufe von Jahrtausenden durch wohlhabende Pilger errichtet worden, und die theils noch gut erhalten, theils aber verfallen sind. Diese Tempel (Dewâlis) bestehen in ihrem unteren Theil, ihrer Basis, aus einem hohl gemauerten Würfel, zu dessen innerem Raume eine kleine viereckige, fensterartige Oeffnung führt; über diesem Würfel erhebt sich eine Spitze in Form einer Glocke oder eines abgestumpften Kegels oder auch einer Pyramide, welche die Höhe des Würfels um das Drei- bis Vierfache übersteigt. In dem hohlen Raum des Würfels wird das in Stein gehauene Bild des Gottes oder das ihm geweihte Zeichen aufgestellt, oft beschmiert mit rother Farbe und mit bunten Lappen oder Kleidungsstücken behängt, fast immer jedoch mit frischen, zierlich geordneten Blumen als Opfergaben umgeben. Zu den größeren Dewâlis führt in der Regel ein Treppensockel hinauf; auch ist ihnen zuweilen eine Art Vorhalle angebaut, oder sie sind von einer Säulen-Veranda umgeben. Die Gestalt und Eintheilung des eigentlichen Dewâli bleibt aber im Wesentlichen immer dieselbe, mag man sie in Benares mit Goldplatten belegt und Ecken und Seiten mit kunstreich geschnitzten Säulen und Reliefs aller Art geziert sehen, oder in Ad Badri aus roh gehauenen Quadern zusammengefügt.

Bald unterhalb Ad Badri wurde die Pilgerstraße am 2. Juni verlassen, um in das einsame, romantische Thal von Pur Gaon einzubiegen.

Das Thal des Osari Naddi, ein Nebenthal des Ab Badri Naddi, in welchem die Dörfer Kirsal und Pur Gaon (oder Gaung, Dorf) liegen, ist eins der wildesten und malerischsten der südlichen Vorberge des Himalaya. Zwischen zwei sieben bis acht Tausend Fuß hohen Gebirgsrücken steil und felsig eingeschnitten, windet es sich parallel den Hauptzügen der Schneegebirge von West-Nord-West gegen Ost-Süd-Ost. Die Hänge der einschließenden, von Felskuppen und -Spitzen überhöhten Gebirgsrücken sind vielfach von Schluchten durchfurcht, bald felsig gezackt, bald grasbewachsen, bald mit herrlichem Laubholz bedeckt.

Der Osari Naddi schlängelt sich in der Sohle des Thales hin, brausend und schäumend über Felstrümmer seinen Weg suchend, und nur selten ist neben ihm Raum genug für einen schmalen Wiesenstreifen. Die wenigen Ortschaften schmiegen entweder ihre einzeln gelegenen Häuser an die etwas sanfteren Hänge des Thales, oder sie bauen sich, wie Pur Gaon, auf einem Vorsprunge derselben dicht zusammen und gewähren dann einen gar malerischen Blick, wie sie ungeordnet über und neben einander daliegen, getrennt und verbunden durch künstlich aufgeführte Terrassen, auf welchen die Einwohner Raum für den Anbau der wenigen Feldfrüchte geschaffen haben, deren sie zu ihrem Unterhalt bedürfen.

Die Häuser in diesem abgelegenen Theile des Gebirges sind niedrig und schmal; vier Mauern, aus Bruchsteinen zusammengefügt, oben mit großen Steinplatten eingedeckt, ein paar Oeffnungen, die als Thür und Fenster zugleich dienen, und im Innern eine Abtheilung, welche Stall und Wohnung scheidet, das ist das Wesen der baulichen Einrichtung; einige Strohmatten, ein paar wollene Decken, ein paar irdene und kupferne Gefäße bilden die Geräthschaften. Die Bewohner, roh und ungehobelt wie ihre Häuser, haben eine dunkle, von den Bewohnern der Ebene wenig verschiedene Gesichtsfarbe, auch in ihrer Figur nichts, was sie als Gebirgsbewohner erkennen ließe, denn sie sind schlank, selbst zierlich gebaut,

und haben mitunter sogar eine feine, regelmäßige Gesichtsbildung. In ihren Gesichtszügen spricht sich vorherrschend nur Furcht und Dummheit aus, als natürliche Folge ihrer Armuth und der schlechten Behandlung, welche sie durch ihre Patuaris und Tschokedars (Dorf- und Distrikts-Behörden) erleiden. Ihre Kleidung besteht aus einer groben wollenen Decke von dunkelbrauner Farbe, die sie so umzuschlagen wissen, daß sie ihnen wie eine Tunika den ganzen Oberkörper bis zur Hälfte der Oberschenkel bedeckt. Nur eine Art Brosche aus Eisen oder Messing hält dies einfache Kleidungsstück über den Schultern zusammen. Ein Strick ist um ihre Hüften gebunden; unter einer kleinen baumwollenen Kappe quillt das struppige, ungekämmte Haar hervor. Prinz Waldemar vertheilte kleine Geldmünzen an diejenigen, welche scheu und neugierig ihn umstanden; sie brachten sie aber zurück, und es bedurfte einer langen Auseinandersetzung des Dolmetschers, um ihnen begreiflich zu machen, daß es ein Geschenk sein solle; kaum hatten sie dies verstanden, so liefen sie freudig fort, um ihre Schätze zu verbergen: — es war gewiß das erste Mal, daß ihnen etwas geschenkt wurde!

Ueber den Konkala-Paß und den scharfen Rücken des Kupfergebirges gelangte man zum südlichen Thalhange des Alakananda Ganga und zu den Kupfergruben des überraschend schön gelegenen Danepûr. Im harten Kalkstein sind reichhaltige Kupferadern eingesprengt, und diesen ist man kurz, ganz ohne allen Plan und Regel, in das Innere des Felsens gefolgt; bald weiten sich die Gänge zu höhlenartigen Räumen, bald sinken sie zu so engen Oeffnungen zusammen, daß man nur auf dem Bauch sich fortschiebend hindurch kann, bald steigen sie senkrecht, bald schräg in die Höhe oder in die Tiefe. Ein paar eingeklemmte Holzsparren dienen als Leiter, ein Hammer und ein Meißel sind die einzigen Geräthschaften der Bergleute, ein brennender Kienspan ihr Licht. Sie behaupten, höchstens nur vierzig Jahre alt zu werden, weil durch das fortgesetzte Einathmen des Kienspanrauches in ihren Eingeweiden Alles

so schwarz werde, wie die Felswände im Innern der Gruben. Uebrigens war es hier jetzt sehr still und leer, weil in Folge einer Verminderung des Lohnes, welche der Grubenpächter versucht, sämmtliche Arbeiter die Arbeit eingestellt hatten: — tout comme chez nous.

Am 6. Juni wurde der Ganges bei Bamoté überschritten. Eine Sangho (Seilbrücke) führt hier über den Alakananda Gangà. Während der linke Thalhang, längs welchem die große Pilgerstraße von Hardwar nach Badri Nât fortläuft, so steil und felsig gegen den Strom abfällt, daß dort nur niederes Gebüsch Wurzel fassen kann und nur ein kleiner grasbedeckter Raum neben einem Dewâli und einigen Laubhütten für die Pilger Raum zum Aufschlagen von ein paar Zelten gewährt, ist der rechte Thalhang weiter zurückgetreten, und, sich sanft zum Strome verlaufend, bildet er ein Plateau, auf welchem Bamote, ein reizendes Dorf, zwischen Palmen, Bambussen, Nuß-, Aprikosen- und Mangobäumen gelegen ist und durch seine üppigen Felder der Landschaft einen Charakter der Freundlichkeit, Frische und Wohligkeit giebt, wie er in dieser großartigen Natur nur selten zu finden ist. Wenn man hinüberblickt auf diese Ueppigkeit und Lieblichkeit des rechten Ufers, so ist es nur der Alakananda, welcher daran erinnert, daß wenige Tagemärsche weiter an den Fuß der Schneekolosse führen: schäumend und brausend stürzt er seine braunen Wogen zwischen dunkelgrünen Felsen dahin und die dreißig bis vierzig Fuß höher an diesen Felsen hinterlassenen Spuren zeigen deutlich, mit welcher Gewalt er sich von den beengenden Fesseln zu befreien sucht, wenn im Frühjahr der thauende Schnee seine Wasser geschwellt hat.

Von Felsen zu Felsen hinüber schwebt die Seilbrücke, im Sommer etwa vierzig bis funfzig Fuß hoch über dem Wasserspiegel und hundert fünf und zwanzig Fuß lang gespannt, im Winter und Frühjahr jedoch höher und länger. Ueber hölzerne, steinuntermauerte Widerlagen sind zwei Bündel von aus Baumbast und Hanf rohgedrehten Stricken als Tragseile in sanftem Bogen von einem Ufer zum andern gespannt

und dort durch Pflöcke am Boden befestigt. An diese Tragseile gebunden, in allmählig bis zur Mitte abnehmender und dann wieder zunehmender Länge, tragen andere dünne Stricke die Sohle der Brücke, welche aus zwei wagerecht gespannten Seilen besteht, auf welche gespaltene Bambuszweige geknüpft sind. Die Breite der Brücke ist unten auf der Sohle etwa zwei, oben zwischen den Tragseilen vier Fuß.

Wenn man diese Brücke, so leicht hinübergespannt über den mächtigen Strom, von jedem Windstoß bewegt, von jedem Fußtritt in Schwingungen gesetzt, sieht, so erfordert es eine Art von Entschluß, sie zum ersten Mal zu betreten, und fester als nöthig greift man zu beiden Seiten in die Tragseile, vorsichtiger als nöthig prüft jeder Schritt das glatte, dünne Bambusrohr, dem er sich anvertrauen soll; — und doch sind diese indischen Sangho's der Himalaya-Ströme augenscheinlich das Modell zu jenen mächtigen eisernen Hängebrücken, auf denen in Europa die schwersten Lasten Meeresarme, Ströme und Thäler überschreiten, während hier nur einzelne Menschen mit ihrer Bürde, wozu auch Schafe, Ziegen, Kälber und so weiter gehören, sie benutzen können. Um Pferde, Kühe und dergleichen über den Fluß zu schaffen, muß eine für die armen Thiere oft sehr gefährliche Prozedur vorgenommen werden: ein Strick wird ihnen um Hals und Leib geschlungen, und so werden sie in den Fluß getrieben und schwimmend nach dem andern Ufer hinübergezogen; der Strom ist aber oft so stark, daß der Strick reißt und sie dann, den Wogen überlassen, an den Felsen zerschellen, oder das Hinüberziehen dauert so lange, daß sie ertränkt gelaubet werden.

Nunmehr kam man in das Gebiet des zu Tiri residirenden Radjah von Gherwâl (das ist Land der Burgen), und es wurde jenseits des steilen und felsigen Thales Kunagar Naddi (Naddi heißt Bach) am 7. Juni Pockeri mit seinen Kupferbergwerken und am nächsten Tage, theilweis den Rücken der Wasserscheide

zwischen Kali und Alakananda Ganga folgend, Matschkanda erreicht.

Am nächsten Tage, den 9. Juni, goß der Regen in Strömen herab; es mußte ein Ruhetag eingeschaltet werden, der aber angenehm verbracht wurde mit den Patuaris und den Semindars (Grundbesitzern) der nächst gelegenen Dörfer und Gehöfte. Es waren schöne, kräftige Menschen, von Farbe heller als die Bewohner der tiefern Thäler; mit Offenheit, Freimuth und guter Laune antworteten sie auf die ihnen gestellten Fragen, verriethen dabei aber in Bezug auf Geschichte und Religion ihres Landes die größte Unwissenheit. Sie behaupteten, Radjputen zu sein, deren Vorfahren sich vor fünf Tausend Jahren in den Besitz des Landes gesetzt. Wischnu und Schiwa seien die höchsten Götter; außer diesen habe aber jedes Dorf seinen eigenen Schutzgott, der gleichsam der Vertreter eines der oben genannten sei; wenn zwanzig Rupien für den obersten Gott bestimmt würden, fielen davon fünf für seinen Stellvertreter ab. Vielweiberei kommt bei ihnen nicht vor. Die Frau trägt mit dem Manne die Arbeiten des Hauses und des Feldes. Die Kinder werden schon jung verlobt. Vor der Heirath beschenkt der Bräutigam die Eltern der Braut nach Verhältniß seines Vermögens. Die Hochzeit wird gewöhnlich durch ein großes Mahl gefeiert, zu dem die letzteren den wesentlichen Theil, die Verwandten des Bräutigams das übrige beitragen; eine kirchliche Weihe findet dabei nicht statt. Findet sich zu einer Tochter kein Mann, so geben die Eltern sie einem solchen, der einer niederern Kaste angehört, bezahlen wohl selbst noch etwas dazu, bekümmern sich aber auch dann um dieselbe gar nicht mehr.

Am 10. Juni traf man in Tschobeda ein. Diesen Namen führt ein aus wenigen Häusern bestehendes Dorf, dessen Daramsalla (Pilgerherberge) nicht weit davon entfernt liegt. Das Daramsalla ist verfallen; aber um so mächtiger, um so großartiger ist die Natur, die es umgiebt: zunächst frische Alpenwiesen, mit Anemonen, gelben

Veilchen, Erdbeeren, Vergißmeinnicht und einem rauschenden Gießbach; — dann Thalschluchten mit Wäldern von über hundert Fuß hohen Tannen und Eichen mit dichtem Unterholz von Lorbeergesträuch und Bambus; — dann kahle, vielgezackte Felsrücken und -Kuppen, in ihrer düstern Einförmigkeit nur durch einzelne Wiesenstrecken, Schneemassen und Wasserfälle unterbrochen; — dann endlich die mit ewigem Schnee bedeckten Piks des Himalaya, wie sie von Kedar Nât bis Badri Nât sich hinziehend, aus blendend weißen Schneefeldern die jungfräulichen Häupter kühn in das Blau des Himmels erhebend und, ein Bild göttlicher Unschuld und Pracht, ruhig und majestätisch hinabschauend auf das bunte Gewühl und Gewirr unter ihnen.

Zwei Stunden von Tschobeda entfernt liegt neun Tausend drei Hundert vierzig Fuß hoch auf einem Felsenkegel der Tempel von Tungunât, besonders heilig durch den dort als Reliquie verehrten Arm oder vielmehr Vorderschenkel des Mahadeo.

Am 11. Juni wurde Duri Tâl erreicht. Der Weg, obgleich beschwerlich, war äußerst belohnend durch das herrliche Grün der Alpenwiesen und die Pracht der Waldvegetation, in welcher Eichen, Ahorn, Eschen, Kastanien und Tannen, unterwachsen mit blühenden Sträuchern und feinem, graziösen Bambusrohr, die kahlen und verbrannten Berghänge ersetzten, die bisher den größten Theil des Weges eingefaßt hatten; dazu die Katarakten, in welchen der Agas Ganga fortschäumt und die herrliche Bergluft, abgekühlt durch den Regen des vorigen Tages. — Duri Tâl selbst ist ein kleiner Alpensee, drei Hundert zehn Schritt lang und Hundert acht Schritt breit, überaus reizend hoch oben, fast auf dem Kamm eines herrlich bewaldeten Bergrückens gelegen. Nur ein Tempel ist an seinen blühenden Ufern erbaut, und diesem gegenüber hatte der Raul (Oberpriester) von Kedar Nât Laubhütten für den Prinzen errichten lassen, von denen aus man, auf der einen Seite den lieblichen See, auf der andern die majestätischen Häupter der

Schneegebirge, überschauen konnte, wie sie, bald einzeln stehend, wie verschleierte Berggeister, bald dicht zusammeugeschaart, wie die Blätter einer schneeweißen Alpenrose, herüberblickten.

Am Nachmittag erschien der Raul selbst, um dem Prinzen seine Hochachtuug zu beweisen, ihm Geschenke zu bringen und seine Dienste anzubieten. Die unmelodischste und ohrenzerreißendste Musik von Hörnern, Pauken, Zimbeln, Blase-Instrumenten aller Art verkündeten seine Annäherung; dann erschien er selbst, in vergoldetem Palankin getragen, mit einem gelbatlassenem Gewand angethan, und umgeben von einem ziemlich zahlreichen Gefolge von Priestern und Laien. Er war von der Küste von Malabar gebürtig, wie seit Tausend und mehr Jahren sämmtliche Oberpriester von Kedar Nât, hatte eine schöne Gestalt und ein pfiffiges, wohlgenährtes Mönchsgesicht. Als die Begleiter des Prinzen Waldemar ihm entgegenkamen, stieg er aus seinem Palankin, legte segnend seine Hände auf ihre Häupter und ging dann, von ihnen geführt, in das Zelt des Prinzen.

Am 13. wurde der Weg nach Kedar Nât fortgesetzt und Okimat, die Residenz des Raul, passirt. Hier erwiderte der Prinz Besuch und Geschenke desselben, und schien ihm namentlich durch einen Brillantring, den er selbst ihm an den Finger steckte, große Freude zu machen. Nicht gering aber war die Ueberraschung, als der Oberpriester, welcher, trotz aller Höflichkeit und Zuvorkommenheit, sein Haus oder seinen Tempel für verunreinigt gehalten haben würde, wenn irgend ein noch so hochgestellter Nicht-Hindu oder ein nicht zu seiner Kaste gehöriger dessen innere Räume betreten hätte, beim Abschiede den Prinzen bat, ihm ein Zeugniß des Wohlverhaltens (»Paruana«) zu geben. Es ward ihm ausgestellt und besiegelt: ein neuer Beweis, wie sehr, trotz aller religiösen Vorurtheile und Verachtung, selbst die stolzen Priester dieser Lande die intellektuelle und moralische Ueberlegenheit der Europäer anerkennen.

Okimat ist ein aus etwa dreißig strohgedeckten Häusern bestehendes Dorf, in welchem das zweistöckige, im Quadrat gebaute, mit vielem Schnitzwerk gezierte Haus des Raul wie ein wahrer Pallast erscheint. Der Mondagri oder Kali Ganga, an dessen linkem Ufer es liegt, ist hier ein reißender Gebirgsstrom, funfzig bis sechzig Schritt breit, nicht mehr furthbar, sondern nur mittelst einer leichten »Sangho« zu überschreiten. Sein linker Thalhang ist steil und felsig, der rechte dagegen allmählig abfallend, überaus fruchtbar und dicht mit Dörfern und Feldern bebaut.

Unweit des Vereinigungspunktes des Mondagri und Kali Ganga ward bei Masta wieder ein durch den Raul vorbereitetes Hüttenlager bezogen, und dann, über Janta und Gaurikund, am 16. Juni Kedar Nât, dieser eilf Tausend acht Hundert Fuß hoch gelegene, dem Schiwa geweihte Wallfahrtsort, erreicht. Von den heißen Quellen und dem Tempel von Gaurikund führen vier Stunden Weges den Mondagri Ganga aufwärts bis zu dessen heiligen Quellen. Auf dieser Strecke ist das Thal des Stromes nur noch ein Felsenriß; von Katarakte zu Katarakte schäumt er donnernd in demselben fort; über Felsen und unter gewaltigen Schneemassen dahin, welche im Winter über ihm zusammenstürzen und auch im Hochsommer ihn noch überbrücken, bricht er sich seine Bahn; nur in den Nebenschluchten und an den einzelnen Absätzen kann eine spärliche Baumvegetation Wurzel fassen und nur mit größter Anstrengung klimmt der Pilger den in den Felsen gehauenen Steg hinan. — Plötzlich ebnet sich sein Weg; die Felsen treten zu einem weiten Kessel auseinander; eine feuchte, blumige Wiesenflur breitet sich unter ihm aus; vor ihm erhebt sich, den Schluß des Thalkessels bildend, ein gewaltiger, schneebedeckter Bergriese, von dessen zackigem Haupte zwei blendendweiße Gletscher sich herabsenken und da, wo am Fuße jenes Gewaltigen Schnee-, Eis- und Felsgeröll-Massen bis auf die Wiesenflur hinabreichen, erblickt er die Giebelfronte eines unscheinbaren Tempelgebäudes, um welches eine Anzahl unansehnlicher

Häuser gruppirt ist. Er ist am Ziel seiner Reise, er ist an der heiligen Wallfahrtsstätte von Kedar Nât.

Jener Felsenkessel, dessen feuchte Wiesensohle (drei Tausend drei Hundert Fuß lang, sieben Hundert funfzig Fuß breit und, nach Kapitain Webbs Messung, eilf Tausend ein Hundert drei und sechzig Pariser Fuß über dem Meere gelegen) jetzt von den Quellen des Mondagri durchrieselt wird, scheint einst das Becken eines Alpensees gebildet zu haben, dessen Wassermasse sich an der Südspitze einen Ausweg gebahnt hat; denn noch jetzt sind an den fast senkrechteu grauen Granitwänden in einer Höhe von Hundert funfzig bis zwei Hundert Fuß Absätze zu bemerken, die man für die Grenzlinie des Seespiegels zu halten geneigt sein möchte. Jener Bergriese, welcher das Thal gegen Norden schließt, ist der Tu Meru, nach Hodgson ein und zwanzig Tausend sechs Hundert neun und dreißig Fuß hoch; ihm schließen sich, sowohl östlich als westlich als zu beiden Seiten des Thalkessels, durch mächtige Schneefelder verbunden, ähnliche eisige Riesengestalten an, die alle über Montblanc-Höhe empor- und zum Theil bis zur Chimborasso-Höhe hinanragen. — Der Tempel ist dem Schiwa geweiht und enthält als Reliquie einen großen schwarzen Stein, das Hintertheil einer Kuh darstellend. Schon die äußere Form des Tempels zeigt, daß er neueren Ursprungs ist, denn er gleicht viel mehr einem englischen Landhause, als einem indischen Tempel. Doch ist dies eben nur die äußere Hülle, welche eine Art Vorhalle umschließt; im Innern derselben, dem Haupteingange gegenüber, enthält ein Dewâli die heilige Reliquie. Das ganze Gebäude ist aus Bruchstein aufgeführt, vier und dreißig Schritt lang, zwanzig Schritt breit und etwa zwanzig Fuß hoch. Treppenstufen führen zu demselben hinan; der Haupteingang liegt in der Giebelfront; ihm gegenüber steht auf einem Postament ein großer, in schwarzen Stein gehauener, knieender Stier. In jeder der Längenseiten ist ein besonderer Eingang; Fenster sind nicht vorhanden. Zu beiden Seiten des Haupteinganges sind Nischen,

in denen die Statuen des Hanuman und des Poperon, als Wächter (Tschaprassi) des Schiwa, Platz finden; über der Thür ist Kirklissi, sein Flötenspieler, abgebildet, und eine Reihe von Basreliefs stellen Ereignisse aus der Geschichte der Götter dar, oft nicht wiederzugebenden Inhalts. — Das Innere der Vorhalle ist ebenfalls mit Statuen und Basreliefs geschmückt, alle ohne den geringsten Anspruch auf Schönheit und Kunstwerth. Die Thüren des Dewâli werden nur dem gläubigen Pilger, nachdem er seine Opfergabe dargebracht hat, geöffnet, und obgleich die Priester des Orts den Prinzen Waldemar mit Geschenken, bestehend aus Blumen, Früchten, Zuckerwerk und so weiter, empfangen und ihn in Prozession zum Tempel begleitet hatten, so gelang es doch nicht, in das Innere desselben zu blicken. Selbst die Legende des Orts glaubten sie ungeweihten Ohren nicht vortragen zu dürfen, und erst nachdem Drohungen und Geschenke diese Schwierigkeiten beseitigt, machten sie nachstehende Mittheilung.

»Die Pandawa's, jene fünf heiligen Brüder, von denen schon die Mahabharata singt, wünschten von Mahadeo die Vergebung ihrer Sünden zu erlangen; er aber war nicht gesonnen, sich mit ihnen einzulassen und floh in Gestalt eines wilden Büffels aus den Ebenen Hindostans in das Gebirge. Die fünf Brüder verfolgten seine Spur, gelangten nach Kedar Nât und erblickten ihn hier, wie er eben über den Tu Meru ihnen zu entschlüpfen drohte. Sogleich schleudert einer von ihnen seinen Gürtel über die Spitze des Berges, um diesen und mit ihm den Mahadeo in das Thal hinabzureißen. Mahadeo erblickt nicht sobald die Gefahr, welche der ganzen Erde durch den Umsturz des Berges droht, als er den Fünfen einzuhalten befiehlt und in Gestalt einer steinernen Kuh mit ihnen in Unterhandlung tritt. Er bewilligt ihnen die Vergebung ihrer Sünden unter der Bedingung, daß sich sie in der Quelle des Mondagri baden und dort einen Tempel zu seinen Ehren errichten, in welchem für alle Zukunft denen, die dahin wallfahrten

und dort Opfer bringen, die Sünden vergeben werden sollen. Auch die Form, in der er mit ihnen unterhandelt, gestattet er zu zerschlagen, und befiehlt, Kopf und Hals nach Nepâl, das Vordertheil nach Tungu Nât, das Hintertheil in einen zu Kedar Nât zu errichtenden Tempel zu bringen. — Die fünf Brüder erfüllen pünktlich die ihnen gestellten Bedingungen; jedoch der Tempel zu Kedar Nât wurde ihnen sehr kostspielig, und sie verlangten den Ersatz der Kosten von dem Gotte, dem er geweiht war. Dieser, entrüstet, zerstört ihn; aber Sangkalusarghi, einer seiner Untergötter, baut ihn wieder auf. Und so blieb er heilspendend stehen, bis die Gorkha's erobernd in das Land eindrangen; da zerstörte ihn Mahadeo durch ein Erdbeben. — Amer Singh Tappa, der Führer der Gorkha's, baute ihn indeß zum zweiten Male wieder auf, um sich durch die Einnahmen des Heiligthums zu bereichern. Sein Werk konnte aber keinen Bestand haben; im Jahr 1842 zerstörte es ein Schneefall, und seitdem errichtete der Raul zu Okimat das jetzige Gebäude auf den Fundamenten jenes von Sangkalusarghi erbauten Tempels.«

Die Pilgerstraße nach Kedar Nât führt von Okimat aus am rechten Thalhange des Mondagri aufwärts; immer steiler und felsiger wird auch dieser, kleiner und sparsamer die Dörfer längs desselben, bis von Djilmilpatam an, wo in einem herrlichen, wohl achtzig Fuß hohen Wasserfall Basugki und Mondagri sich vereinigen, keine Bebauung mehr möglich ist und das ganze Thal zu einem Felsenriß wird.

Auf dieser letzten etwa zwei eine Viertel Meile langen Strecke trifft man nur noch bei Molkutta Gunâs und Gaurikund auf bleibende menschliche Wohnungen; im Bim Udear sind nur gras- und strohbedeckte Schuppen als Rastorte für die Pilger. Bei Molkutta Gunâs liegt ein kleiner Tempel, und daran stößt das Haus oder besser der Stall eines Fakirs, der nackt, den Körper mit Asche beschmiert, die langen rothgefärbten Haare in Flechten um den

Kopf gewunden, Tag und Nacht, Jahr aus, Jahr ein mit untergeschlagenen Beinen unbeweglich dasitzt, anscheinend unbekümmert um Alles, was um ihn her geschieht, und nur von dem lebend, was Vorübergehende vor ihm auf eine Matte legen. Bei Gaurikund ist dicht am Ufer des Mondagri ein Dewâli und ein Daramsalla (das ist fromme Herberge) zur Unterkunft für Pilger und Priester erbaut. Daneben, von Steinstufen eingefaßt, liegen zwei Quellen; die eine, Gaurikund, ist kalt (siebenzehn sieben Zehntel Grad Reaumur) und eisenhaltig, die andere dagegen, Toptikund, heiß (ein und vierzig fünf Zehntel Grad Reaumur). — Dieser Ort wird für besonders heilig gehalten; die Priester beuten ihn auch als solchen aus, und erzählen: daß, als Mahadeo vor den fünf heiligen Brüdern, den Pandawa's, nach Kedar Nât floh, er hier in einem Stein, der in der Mitte des inneren Raumes des Daramsalla liegt, das Zeichen seines Fußes zurückgelassen habe (die Quarzadern in dem schwarzen Stein bilden wirklich eine Figur, welche wohl an einen Fuß erinnert), und daß später, als ihm seine Gemahlin Parawatti geboren ward, hier die heiße Quelle hervorsprang, damit sie das erste Bad darin erhalte und dann die kalte, daß ihr der erste Trunk daraus gereicht werde. Hier baden und Opfer bringen, sei für die Seele eben so ersprießlich, als den Weg nach Kedar Nât fortsetzen. — Das Baden wird denn auch unter allerhand Ceremonien, als da sind: Abrasiren des Haupthaars, dreimaliges Untertauchen, Bemalen mit rother Farbe zwischen den Augenbrauen und so weiter, von allen Pilgern und Pilgerinnen vollführt, und gewährt bei der hohen Temperatur der heißen Quelle dem Zuschauer gar possirliche Bilder.

Von Kedar Nât aus hatte Prinz Waldemar beschlossen, zu den Quellen des Hauptarmes des Ganges, zu dem heiligsten Wallfahrtsort der Indier, nach Gangotri, zu gehen, und zwar nicht auf der gewöhnlichen Pilgerstraße, sondern auf einem höheren, dicht am Fuße der Schneeberge fortlaufenden Wege. Zwar wurde

ihm von den Eingebornen und den von dem Radjah von Gherwâl ihm zugesandten Beamten vorgestellt, daß dieser obere Weg sehr schlecht und von Dieben und Räubern benutzt werde, während auf dem unteren Alles zu seinem Empfang bereit sei, die Wege geebnet und Brücken geschlagen wären und so weiter; der Prinz aber blieb bei dem gefaßten Entschlusse, einmal, weil der obere Weg von europäischen Reisenden noch nie betreten war, dann, weil die Hitze täglich stieg und die Regenzeit, welche bis an die Schneeberge hinauf regelmäßig eintritt, bereits angefangen hatte, und endlich, weil die geschilderten unüberwindlichen Schwierigkeiten vorzugsweise ihren Grund darin zu haben schienen, daß es den Eingebornen außerordentlich unangenehm ist, neue, bisher noch nicht betretene Theile ihres Gebietes zur Kenntniß der Fremden gelangen zu lassen.

Bis zur Einmündung des Basugki wurde der Lauf des Mondagri Ganga verfolgt, dann aber westlich aus dessen Thal ausgebogen, und auf beschwerlichen Fußpfaden durch herrliche Waldungen der Lagerplatz von Terdjogi Naraln erreicht. Am folgenden Tage ging es über die kahle zehn Tausend fünf Hundert Fuß hohe Wasserscheide zwischen dem Mondagri und Alakauanda Ganga einer- und dem Bagaratti Ganga andererseits (nothgedrungen den obern Weg einmal verlassend) nach Paoli Daramsalla, wo das Lager, das unter mächtigen bemoosten Eichen bezogen wurde, die schönste Aussicht gewährte auf die Schneeberge von Kedar Nât und die vorliegenden Felsthäler mit ihren schwarzgrünen Wäldern und blumigen Wiesen.

Am 21. gelangte man zu dem Billang Ganga bei Gowa und am 22. wurde der Todi Sangho überschritten und im Wiesenthal des Loni Naddi gelagert. Der Billang Ganga, ein fünf und zwanzig bis vierzig Schritt breiter Gebirgsbach, hat bei Gowan allmählig abfallende Hänge, dicht mit Dörfern, Reisfeldern und Ackerterrassen bebaut.

Die sehr zusammengeschmolzene Reisegesellschaft (der Kammerdiener Werner hatte wegen eines Cholera-Anfalles nach der

Gesundheitsstation Missuri gesandt werden müssen), setzte am 24. ihren Marsch auf dem obern Wege fort und erreichte in fünf Tagen den Bagaratti. Hierbei wurden die vier Gebirgsrücken, welche von dem hohen Schneegebirge herab sich zwischen den Nebenflüssen des Bagaratti erstrecken, überschritten, und zwar auf Pässen, welche nach den angestellten Messungen des Wasserkochpunktes zwischen zehn Tausend und zehn Tausend sieben Hundert Fuß über dem Meere liegen. Einer dieser Pässe ist der Kuß Kâl (Paß); derselbe führt über den Bergrücken, welcher das Thal des Pilgung vom Bale Ganga scheidet; seine Crête liegt über der Baumregion, etwa zehn Tausend sieben Hundert Fuß hoch, in einer sanften Einsattelung, welche zu beiden Seiten durch die nächstgelegenen Kuppen um fünf bis sechs Hundert Fuß überhöht wird. Herrliche Waldungen bedecken die tieferen Abhänge und offene Stellen in denselben führen noch jetzt Namen von Ortschaften, von denen, außer der Begrenzung ihrer Felder, fast keine Spur mehr geblieben ist. — Der Pilgung Ganga, zu dem der Weg sich ziemlich allmählig herabsenkt, ist ein bedeutender Gebirgsstrom, der einen kleinen Tagemarsch nördlich sich dem ewigen Schnee entwindet und dann, in einem felsigen, mit Tannen und Laubholz dicht bewaldeten Thale, einzelne Felseninseln malerisch umströmend, dem Bagaratti zueilt. Bei Pilang ist er durch eine vierzig Schritt breite Sangho überbrückt; das Dorf selbst liegt höher auf seinem rechten Ufer, fast senkrecht über dem hier durch Felsen zusammengedrängten Strom. Es ist eins der schönsten und ansehnlichsten dieser Gebirgspartie; denn nicht allein geben die üppigen Felder, die es im Terrassenbau umgeben, und die herrlichen Wallnuß- und Aprikosenbäume, die es beschatten, Zeugniß von der Fruchtbarkeit des Bodens, sondern auch die Bauart und der Zustand der Gebäude sprechen für die Wohlhabenheit und das Wohlergehen seiner Bewohner. Nur fünf Familien, worin jedoch alle dazu gehörigen lebenden Generationen einbegriffen sind, bewohnen das Dorf, und jede Familie

hat ihr abgesondertes Gehöft. Dieses besteht aus drei Gebäuden, die entweder in Wohnhaus, Neben- und Stallgebäude getrennt sind, oder in denen Wohnung und Stallräume zusammen sich befinden, aber nach Stockwerken gesondert. Zwischen den Gebäuden ist der Boden zu einer Tenne geebnet und gestampft oder gepflastert. In der Mitte der Tenne ist ein starker Pfosten eingegraben, an welchem Kühe und Ochsen herumgetrieben werden, wenn man sie dazu benutzt, den Segen der zweimaligen jährlichen Ernte auszudreschen.

Tempel findet man in diesem abgelegenen Theile des Gebirges fast gar nicht, zwar wird Mahadeo auch hier als der oberste Gott verehrt, aber neben ihm hat jedes Dorf seinen speziellen Schutzgott und außerdem bevölkert der Pahari (Bergbewohner) seine Berge, Ströme, Seen mit einer Menge von Geistern, Feen und Kobolden, die bald wunderbar ihn schützen, bald tückisch ihn verfolgen und foppen, und ihm Unglück bereiten. Ihnen wird, zum Dank wie zur Sühne, geopfert und sie bieten einen der Lieblingsgegenstände für die Erzählungen und Unterhaltungen, die, selbst nach angestrengtester Arbeit, von den Pahari's bis tief in die Nacht hinein, rauchend und um ein Flackerfeuer hockend, fortgeführt werden. — Wenn man diese Geschichten anhört, so glaubt man zurückversetzt zu sein in die Zeiten, wo Elfen, Nixen und Kobolde auch unsere Berge und Wälder bewohnten, und wo Meister Rübezahl sein Spiel trieb.

Mit Ausnahme des Marsches von Palang nach Pilang, der nur zwei Stunden betrug, wurde täglich sieben bis neun Stunden marschirt, um von einem Thal in das andere zu gelangen, auf Fußsteigen, die durch den eingetretenen Nebel und Regen so glatt und schwierig geworden waren, daß häufig die Hände den Füßen zu Hülfe kommen mußten.

Die wenigen Dörfer, welche man antraf, waren wie ausgestorben, denn der Ruf, ein fremder Prinz mit vielen Soldaten und großem Gefolge komme und raube alle Heerden und Weiber,

war den Reisenden vorausgegangen, und nicht ein weibliches Wesen, nicht ein Rind oder Schaf ließ sich während der ersten Tagemärsche blicken; auch die Herbeischaffung der nöthigen Träger aus den weiter unterhalb gelegenen Dörfern hatte die größten Schwierigkeiten. — Prachtvoll und reizend war dagegen die Vegetation, wie sie täglich in ihrer Abwechselung von Wallnußbaum mit Weinranken und Bambus, zu Ahorn, Esche, Weißbuche, Eiche, Morinda- und Roi-Tanne, zu Rhododendron und Birke, die Rücken hinauf und hinab, sich darstellte, nur von herrlich blühenden Sträuchern und Wiesenmatten unterbrochen, und riß einmal ein freundlicher Windstoß die Nebel- und Regenwolken entzwei, und gestattete in die Ferne zu schauen, namentlich hinauf zu den nur eine halbe Tagereise entfernten Schneegipfeln, dann waren durchnäßte Kleider, Zelte und Vorräthe vergessen.

Früher muß die Bevölkerung dieser herrlichen oberen Thäler bedeutend stärker gewesen sein als jetzt, denn häufig trifft man in der Mitte der Waldungen offene Stellen, durch besondere Namen bezeichnet, welche noch genau erkennen lassen, daß sie früher beackert oder mit Dörfern besetzt waren. Die steten inneren Fehden und vor allem die Raubzüge der Gorkha's haben diese fruchtbaren Thäler fast zu Einöden gemacht. — Ihre Bewohner gleichen in Körperbau, Gesichtsbildung und Farbe denen der oberen Nebenthäler des Kali Ganga, nur in den feinen Zügen ihres oft schönen Gesichts mehr Wildheit, Verschmitztheit und Mißtrauen, als bei jenen. Sie sind indeß ausdauernd und zuverlässig, wenn sie erst wissen, mit wem sie es zu thun haben. Ihre Kleidung ist von der an den südlicheren Abhängen des Gebirges und in der Ebene herrschenden Tracht ganz verschieden. Sie besteht aus einer turbanartigen Mütze, einem bis an die Knie reichenden, vorn offenen Tunika-Rock, Baku genannt, und einem an den Knöcheln eng anschließenden, nach oben immer weiter werdenden Beinkleide, alles aus braunem, grauem oder weißem selbstgesponnenem und gewebtem wollenen Zeuge gemacht.

Einen farbigen Shawl, Gürtel oder Strick tragen sie um den Leib gewunden und an den Füßen eine Sandale von ungegerbtem Leder, die Haare nach außen; das ganze Kostüm ist höchst bequem, für Gegend und Klima sehr geeignet und dabei, so lange es neu ist, recht kleidend. Nur schade, daß man stets jedes Weißzeug vermißt, und daß Regen und Sonne die einzigen sind, welche es jemals waschen oder bleichen. Für Mann und Frau ist Kleidung wie Beschäftigung ganz dieselbe. Sie weiß den Acker zu bestellen, wie er die Spindel zu führen. Vielweiberei ist zwar erlaubt, kommt aber fast nie vor, und obgleich der Mann für seine Frau eine für seine Mittel oft sehr bedeutende Summe von ein bis zwei Hundert Rupien an deren Eltern bezahlen muß, so ist sie doch meist das entscheidende Prinzip in der Familie und gewöhnlich die Veranlassung zu den hier sehr häufigen Scheidungen. Gefällt ihr nämlich ihr Mann nicht mehr, oder gefällt ihr ein anderer besser, so kehrt sie ohne Weiteres zu ihren Eltern zurück, oder macht mit dem Bevorzugten eine Tour in die Wälder. Im ersteren Falle müssen die Eltern den einfachen, im letzteren muß der Bevorzugte den doppelten Einkaufspreis an den Verlassenen zurückzahlen, und der Patuari spricht gegen ein Geschenk die Scheidung aus. Hat der Liebhaber die nöthige Summe nicht selbst, so muß er sie borgen und verschreibt, wenn er den Zahlungstermin nicht innehalten kann, dem Darleiher seine Freiheit, das heißt er tritt zu ihm mit seiner Familie in ein dienendes Verhältniß. So ist die Liebe hier in den Bergen des Himalaya die Schöpferin einer Art von Leibeigenschaft, welche indeß wohl zu unterscheiden ist von der Sklaverei, in welcher die Döms (Ureinwohner) stehn sollen; denn während man diese — die jedoch den Reisenden, trotz des häufigen Nachfragens, nirgends zu Gesicht kamen — als zur untersten Klasse gehörig und als unrein verachtet, bilden jene fast einen Theil der Familie ihres Herrn.

Bei Bethari ward am 28. Juni der Bagaratti überschritten, der Hauptarm des Ganges, welchen die Hindu's vorzugsweise als

den heiligen Strom betrachten und dessen Quellen sie auf den Sitpuri (Rudru Himaleh), den Sitz ihrer Götter, verlegen. Weither schon hört man ihn brausen und während man mühsam zu ihm hinabklimmt und glitscht, blickt man sehnsüchtig hinüber zu dem jenseitigen Thalhang, der ganz allmählig zu ihm abfällt, gleichsam drei große Terrassen bildend, die beinahe völlig bedeckt sind mit Dörfern, Feldern und Fruchtbäumen. Endlich sieht man seine glitzernden und schäumenden Fluthen durch die herrlichen, weinberankten Baumgruppen; man glaubt sich schon jenseits auf dem bequemen Lagerplatz unter seinem Zelte ausruhend; aber, siehe da, keine Brücke führt über den Strom; nur ein Seil von Bambusbast ist von Ufer zu Ufer, von Baum zu Baum gespannt; an dem muß man hinüber und — dies magische Zauberwörtchen macht es denn auch möglich.

Auf das Seil wird ein wie ein Joch geformtes Krummholz gelegt, von Spitze zu Spitze ein Strick befestigt und da hinein der Reisende geschnürt, so daß sein Körper möglichst nahe an das Krummholz herangezogen wird, während Hände und Füße ihm frei bleiben. Dann in eine horizontale Lage gebracht, rutscht es sich ganz gemüthlich und rasch hinab bis zu der Mitte des Seiles; dort aber wird man sich erst recht bewußt, daß man den Himmel über sich, den reißenden, achtzig bis hundert Fuß breiten, über Felsen fortschäumenden Strom unter sich, nichts rechts, nichts links, und nur die Schlingen der dünnen Bambusstricke um sich hat. Helfen kann einem Niemand; kommt man nicht hinüber, so bleibt man zwischen Himmel und Wasser schweben. Da beginnt dann ein Zappeln und Strampeln, das für die Zuschauer höchst ergötzlich ist, für das betreffende Individuum trotz Ach und Weh jedoch immer damit endet, daß es wirklich am jenseitigen Ufer anlangt. Wer sich ganz als Gepäckstück behandeln lassen will, kann sich auch auf ein Brett schnüren, so an das Krummholz befestigen und dann, vom jenseitigen Ufer aus, mit einem an die Tragstricke

des Brettes befestigten Seil hinüberziehen lassen; doch, unbequem bleibt die Passage auch auf diese Weise.

Weiter ging es, der Pilgerstraße folgend, aufwärts zu dem heiligsten Wallfahrtsort der Hindu's, nach Gangotri. Tausende von Pilgern wandern alljährlich diese Straße und kehren, sündenentlastet und mit dem von Priesterhand dort geschöpften Wasser des heiligen Stromes beladen, zurück in die entferntesten Gegenden Indiens; auch Engländer sind ihnen dorthin gefolgt mit Barometer und Quadranten, haben die eisigen Pfeiler, auf denen der Sitz der indischen Götter ruht, gemessen und ihnen Namen christlicher Heiligen gegeben und haben bewiesen, daß nicht dem Haupthaare des Schiwa von Sitpuri, sondern einem südlich davon, am Fuße des Sankt Georg gelegenen Gletscher der Ganges entströmt; — und doch hat man noch nicht daran gedacht, oder wohl richtiger, sich noch nicht daran gewagt, die Hindernisse hinwegzuräumen, welche die Natur dem Eindringlinge in diese ihre zurückgezogensten Vesten entgegenstellt.

Gar entzückend schaut es sich von dem Jeangea-Paß aus das Gangesthal hinab, wie seine Hänge sich allmählig verflachen und hoch hinauf mit terrassenförmig übereinander liegenden Dörfern und Feldern bebaut sind, wie dann ein dunkler, schmaler Waldstreif folgt und über diesem endlich die kahlen, abenteuerlich geformten Felsrücken den Lauf des Stromes begleiten. Aber anders ist es, wenn man den Strom aufwärts verfolgt. Von Reitál bis Sucki durchbricht der Ganges die hohen Schneerücken des Himalaya; westlich thürmen sich die Schneespitzen des Bunderpucht, östlich die des Sri Kanta über ihm auf, und zwischen tausend Fuß hohen, beinahe senkrechten Felsenwänden dicht zusammengedrängt, schäumt er in fast ununterbrochenen Katarakten und Wasserfällen donnernd hinab. Hier scheint eine gigantische Hand die schneebedeckten Felsmassen auseinandergerissen zu haben: in gleicher Beschaffenheit, in gleichgeneigten Schichten gelagert, thürmt sich das Urgestein an

den Ufern des Stromes auf; Dörfer und Felder finden nur einzeln und selten an den höhern Abhängen einen beschränkten Raum; in gewaltigen Wasserstürzen, wie bei Uri und Danegull, erzwingt der Ganges seinen Lauf, und herüber und hinüber, auf quer über den Strom geworfenen Cederstämmen, bergauf und bergab, an den steilen Hängen der zahlreichen Nebenbäche, über Felsstürze und an Felswänden hin, in welche Fußtapfen eingehauen oder an welche Leitern fast senkrecht gelehnt sind, führt der mühselige Pilgerpfad. So geht es fort bis nahe unterhalb Sucki; dort öffnet sich das Thal wieder, der Strom hat bis hierher den Bogen vollendet, der ihn aus seinem höheren Parallellauf nun senkrecht gegen die Richtung der Hauptgebirgsmassen führt. Gleichsam um sich auszuruhen und Kräfte zu sammeln für jene Anstrengungen, fließt er ruhig in zwei bis drei Hundert Fuß breitem Bette dahin und nimmt noch drei starke, fünf und zwanzig bis dreißig Schritt breite Gebirgsbäche, den Sian, Gumti und Hersila, auf, während an seinen Hängen, unter dem Schatten von Wallnuß- und Aprikosenbäumen und von herrlichen Cederwaldungen umgeben, fünf Dörfer mit ihren malerischen Häusern und Sicherheitsthürmen angelegt sind.

Bald oberhalb Makwa bis zu dem neun Tausend sechs Hundert achtzig Fuß hoch gelegenen Pilgerorte Gangotri verengt sich das Thal indeß trotz seiner Parallelrichtung wieder, und der Strom wird durch so hohe Felswände zusammengedrängt, daß man seine schäumenden und stürzenden Wogen zwar noch unausgesetzt unter sich toben hört, sie aber vom Wege aus nicht zu sehen bekommt. Wie auseinander gerissen schließen die grauen Granitmassen seine schäumenden Wogen ein, bald als ungeheure Mauern senkrecht aufsteigend, bald wie eingestürzte Brückenbogen sich über dem Strom fast zusammenschließend, bald zu Grotten und Höhlen durch sein ewiges Anstürmen ausgespült. — Die Djangla Sangho, welche in den Weg von Makwa nach Milum führt, ist hier ein und siebenzig Fuß hoch über den Strom gespannt, und doch nur funfzehn Schritt

lang. Von den Stromufern höher hinauf verflachen sich die Abhänge etwas und obgleich kein Dorf, kein Feld mehr Platz findet, so wissen doch himmelanstrebende Cedern ihren Wurzeln festen Fuß zu fassen; dann aber müssen auch sie den grauen Felsen weichen, die in den malerischsten Formen, als vielgezackte Spitzen, Nadeln, Thürme und Burgen über sie hinausragen und doch wieder nichts sind als der Sockel, auf dem hoch über ihnen die blendenden Eisriesen ihre Häupter zum Himmel hinantragen.

Der Pilgersteg bleibt auf dem linken Ufer des Stromes bis zum Bairam Ghati (Thor des Bairam), dem Vereinigungspunkte des Bagaratti und des Djahde oder Djanevi Ganga; dort führt eine Brücke, aus drei nebeneinander liegenden Cederstämmen gebildet, sechs und zwanzig Schritt lang, drei bis vier Fuß breit und sechzig Fuß hoch über dem Strom, auf das rechte Ufer und dann eine in einen Cederstamm gehauene Stiege und einige Steinstufen hinab zu einem kleinen Felsplateau, das in beide Ströme hineinreicht. Dies ist der Halteplatz der Pilger; ein kleines Daramsalla ist dort errichtet und dem Bairam, als dem Tschaprassi oder Wächter des Ganges, ein Stein geweiht, bemalt mit rother und gelber Farbe und mit bunten Fähnchen geziert. Die überhängenden Felsmassen, dick von Rauch geschwärzt, geben Zeugniß von der Menge der Pilger, die unter ihnen Schutz gesucht und ihr spärliches Mahl bereitet haben.

Steht man auf dem Felsenvorsprung des Bairam Ghati und sieht unter sich das Schäumen, Wühlen und Kämpfen der beiden mächtigen Ströme, wie keiner dem andern seinen Lauf gönnen will, wie sie aber dennoch gemeinschaftlich ihren Weg fortsetzen und ihre verschiedenfarbigen Fluthen vermischen müssen, um sich her die gewaltigen Urfelsmassen mit der prächtigen, in sie hineingenisteten Vegetation und hoch über sich die ewige Ruhe und Klarheit jener unerreichbaren Schneespitzen, — wahrlich, man fühlt sich niedergezogen zur Anbetung Dessen, der das Alles erschuf, klein und erbärmlich

gegen diese Werke, und doch erhaben durch das Bewußtsein, daß der Mensch allein sie in ihrer Größe erkennen, daß er allein die Hand preisen kann, die den Lauf jener Ströme leitet, gleich wie sein eignes Schicksal.

Der Djahde hat bei seiner Vereinigung mit dem Bagaratti ganz denselben Charakter wie er. Beide werden während des Winters in ihren Thalbuchten durch von den Bergen herabstürzende Schneemassen so zugedämmt, daß, wenn im Frühjahr der Schnee zu schmelzen anfängt, sie bis zu Hundert Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand anschwellen, ehe sie von dieser gewaltigen Schneedecke sich zu befreien vermögen. Bei diesem Kampfe wird alljährlich die Brücke bei Bairam Ghati und oft auch die noch höhere Djangla Sangha mit fortgerissen. Als am 4. Juli Prinz Waldemar in Gangotri anlangte, waren an der Mündung des Kedar Ganga noch hoch aufgethürmte Schneemassen gelagert und zu gewaltigen Brückenbogen ausgespült, auch unweit davon die Ueberbleibsel einer Sangho sichtbar, über welche in frühern Zeiten Räuber ihren Weg genommen haben sollen, wenn sie die Eisfelder zwischen Mondagri und Bagaratti Ganga überschreitend, in die oberen Thäler des ersteren einfielen und die Schaafheerden von dort wegtrieben. Von Bairam Ghati nach Gangotri führt der Pilgerpfad erst den Dekani-Pik (so heißt der Felsrücken, welcher den äußersten Vorsprung zwischen Bagaratti und Djahde Ganga bildet), hinan, steil und schwierig, mittelst Treppen und Leitern über Felsenriffe und an Felswänden fort, bis zu einem, unter herrlichen Cedern gelegenen kleinen Tempel des Bairam; dann geht er an dem mittlern Abhang des Berges, über Felsgeröll, ostwärts und senkt sich endlich, nach etwa drei ein halb stündigem Marsche wieder zum Ganges hinab, das Thal erweitert sich und zwischen den Zweigen mächtiger Deodaren und zweier herrlichen Silberpappeln blickt unerwartet das Dach eines unansehnlichen Dewäli hindurch — das ist Gangotri! Unglaublich, aber es ist so! —

Dieses aus roh behauenen Granitquadern zusammengefügte, etwa zwölf bis funfzehn Fuß hohe Thürmchen mit seinem niedrigen Vorbau als Eingang, das ganze Gebäude funfzehn Schritt lang und zehn Schritt breit, das ist der berühmte Tempel von Gangotri! — Eine niedrige Mauer umgiebt denselben und innerhalb dieses Quadrats befinden sich noch: ein Steinkapellchen, enthaltend einen steinernen Stier und einen runden Stein, der »Stuhl des Ganga« genannt; dann ein aus Lehm und Stein aufgeführter Altar mit dem Lingam, dem Zeichen des Schiwa; ferner ein hölzernes Dach, darunter ein in Lehm geknetetes Bild des Wischnu als Krischna und endlich zwei aus Holz und Stein aufgeführte, fenster- und thürlose Räume, zur Wohnung für ein paar Fakire und Priester bestimmt. Zu dem ummauerten Raum führt nur ein Eingang; er liegt dem Strome zugekehrt, zu welchem Steinstufen hinabführen. Nur zwei kleine, stallartige Daramsallas finden sich außerhalb der Umzäunung und trügen nicht die gewaltigen Felsblöcke und herrlichen Cedern rund umher überall Spuren, daß sie als natürliche Schutz- und Schirmdächer vielfach benutzt werden, nimmermehr würde man es glauben, daß jährlich Tausende von Pilgern in diese Einöde gelangen und sich tagelang hier aufhalten.

Hatte das Aeußere des Tempels alle Erwartung getäuscht, so hoffte Prinz Waldemar doch im Innern desselben Entschädigung zu finden; die Priester wurden geholt, aber dem Nicht-Hindu war der Eintritt ganz verwehrt. Doch mit dem Gewissen eines indischen Priesters läßt sich unterhandeln. Der Zugang wurde gestattet unter der Bedingung, daß die Reisenden sich denselben Zeremonien und Opfern wie die übrigen Pilger unterwürfen. Diese Bedingung war nur ein Reiz mehr. Der Prinz und einer seiner Begleiter wurden zur heiligen Badestätte geführt und mußten in den nur drei Grad warmen Strom hinabsteigen; dann reichte ihnen der Priester in die rechte Hand ein Büschel Grashalme, ließ ihnen in die hohle, linke Hand Wasser schöpfen und laut Vor- und Zunamen in den

Strom hineinrufen; ein Gebet wurde dann über sie gesprochen, Wasser und Grashalme in den Strom geschüttet und dreimal unter dessen Wogen getaucht: — die Sünden waren vergeben; nur noch ein Opfer mußte der Göttin Ganga in klingenden Rupien gebracht werden, dann konnten sie wieder in die wärmenden Kleider hinein, die Schuhe jedoch durften nicht angezogen werden.

Die Thüren des Tempels wurden geöffnet und durch den kaum fünf Fuß hohen Eingang traten die Reisenden in die Vorhalle des Dewâli, in der sie eben aufrecht stehen konnten. Eine zweite noch kleinere Oeffnung führte in das Innere desselben; es wurde wieder ein Gebet gesprochen; zu dem schon zuvor in den Tempel gesandten Opfer an Zuckerwerk, Blumen, Mehl, Getreide, welches im Dewâli niedergelegt worden war, mußte jetzt ein anderes in Gelde gefügt werden, dann wurden einige Kienspäne angezündet und damit der Dewâli erleuchtet. Das Innere des Allerheiligsten wurde sichtbar: auf einem, aus Stein und Lehm aufgeführten Altare stand, unter einer Art Baldachin, ein mit rother und gelber Farbe reichlich beschmierter Lingam, neben ihm die in Stein roh gearbeiteten Götzenbilder des Ganesa, des Bairam und eines Stiers, ferner eine Statuette der Ganga aus Messing mit alten Silberflittern geschmückt und ein paar messingene Lampen. — Das war Alles! Das ist der letzte, erhabenste Anblick, der dem Pilger gewährt wird, wenn er aus den fernsten Theilen Indiens, unter unzähligen Entbehrungen und Mühseligkeiten, bis hierher gewallfahrtet ist, sich in den eisigen Fluthen des heiligen Stroms gebadet und seinen letzten Nothpfennig als Opfer auf dem Altar des Gottes niedergelegt hat! Im festen Glauben, von seinen Sünden entlastet zu sein, Vergebung und Seligkeit für seine dahingeschiedenen Lieben erlangt zu haben, tritt er aus dem schmutzigsten, unschönsten aller Tempel hinaus in den herrlichen Dom, den Gott selbst, sein Gott wie unser Gott, sich erbaut hat, und wohl mag er dann tief ergriffen hinsinken und dankerfüllt hinauf beten zu jenen Sitzen seiner Götter, auf denen

er, in unübertroffener Schönheit und Pracht den Himmel selbst ruhen sieht. — Dem Prinzen und seinem Begleiter ging es anders: der Glaube fehlte; zum Abschied mit einem rothen Fleck auf der Stirn bemalt, kehrten sie, frierend und enttäuscht, zu ihren Zelten zurück. Die Heuchelei, die Geldgier dieser Priester, das Krasse ihres Götzendienstes hatten sie empört; aber dem Glauben, der Hingebung und Aufopferung dieser Pilger konnten sie deshalb ihre Bewunderung nicht versagen.

Eigenthümlich war die Ceremonie, welche Prinz Waldemar von einer Anzahl Fakire gegen Sonnenuntergang an der heiligen Badestätte zu Gangotri ausüben sah. Rings auf die Felsenvorsprünge des Ufers wurden von ihnen große, hellbrennende Lampen gestellt, die sie vorher im Innern des Tempels angezündet und um denselben herum getragen hatten. Ein stilles Gebet wurde über jede gehalten und schweigend nahmen die Träger am Ufer Platz. Der Schein der Lampen spiegelte sich, eigenthümlich mit den Strahlen der untergehenden Sonne kontrastirend, in den bewegten Wogen des Stromes wieder, und nachdem das Gestirn hinter den Schneebergen verschwunden war, beleuchtete er magisch und unheimlich den Strom, die Felsen, die Cedern, den Tempel und die Gruppen der nackten, wild aussehenden Menschen, die, bis tief in die Nacht hinein, bewegungs- und lautlos auf den Felsen dasaßen und hinstierten in die Gluth der Lampen.

Die Fakire, welche der Prinz hier sah, gehörten zur Sekte der Bairagi, einer der zahlreichsten unter den vielen mönchartigen Brüderschaften, mit denen Indien überschwemmt ist, und welche irrthümlich unter dem Namen der »Fakire« zusammengefaßt werden, da diese Bezeichnung eigentlich nur auf muhamedanische, religiöse wie andere Bettler sich bezieht, während die Hindu's sich »Sadu« (heilige Menschen) nennen. Jede dieser Sekten hat ihren eigentlichen Namen, wie Bairagi, Gosain, Jogi, Sangusi, Naga und so weiter; sie bekennen sich zu verschiedenen Lehren, und

unterwerfen sich besonderen Gesetzen und Vorschriften für ihre religiösen Uebungen.

So lehren die Bairagi: der Körper sei der Sitz und die Ursache alles Uebels; die körperlichen Gelüste, die Thätigkeit der körperlichen Organe unterdrücken, heiße sich vom Uebel reinigen, die Seele von den irdischen Fesseln befreien, sie einer rein geistigen Existenz, dem Zustande von »Bairag« (ohne Leidenschaft) entgegenführen; und deshalb, wie sie behaupten, unterwerfen sie sich den größten Entbehrungen, Prüfungen und Kasteiungen. Sie verschmähen jede Kleidung, bis auf ein schmales Stück Zeug, das sie um die Hüfte schürzen; ihr Haar hängt lang und wild über die Schultern oder wird in langen Flechten wie ein Turban um den Kopf gewunden, den Körper beschmieren sie mit Asche und Kuhdung. Bettelnd ziehen sie einzeln und in Banden umher; Leute aller Klassen gehören zu ihnen. — Die Gosain dagegen lehren: die Seele des Menschen, Das, was in ihm denkt und spricht, sei Gott (Gosain). Die Gottheit sei nicht getrennt von dem Universum, sondern selbst das Weltall; alles Bestehende sei Theil des Ganzen, also Gottes. Götter und Menschen hätten also denselben Ursprung, obgleich verschiedene Macht, und das Ende von Allem werde sein: die Auflösung aller Wesen in das einige geistige Sein »Nirgun«. Sie sind meist Brahminen, betteln nicht, gehen in saffrangelben Gewändern einher und wohnen in Klöstern beisammen oder widmen sich einzeln dem Dienst heiliger Orte, der Verbreitung ihrer Lehre oder der Meditation und so weiter.

Alle diese Sekten, mit Ausnahme der Gosain, welche sich eines bessern Rufs erfreuen, sind viel mehr gefürchtet als geachtet. Faulheit, Habgier, Eitelkeit, Laster jeder Art nehmen in ihnen die Maske religiöser Schwärmerei an, um ihren Zwecken förderlich zu sein; wahrer Glaube, aufrichtiger Fanatismus sind auch dort nur seltene Ausnahmen.

So wenig der Tempel zu Gangotri den hochgespannten Erwartungen des Reisenden entspricht, so unendlich groß und herrlich

ist die Natur, die ihn umgiebt. Das Thal des Ganges, welcher oberhalb Bairam Ghati zwischen Felswänden dahinströmt, die sich fast über ihm zusammenwölben, und dessen steile, felsige, dicht bewaldete Hänge fast jede Uebersicht verhindern, öffnet sich gleich unterhalb des Tempels, und wird nunmehr bis dahin, wo der Strom unter einem gewaltigen Gletscher hervorquillt, muldenförmig und übersichtlich; die Thalsohle aber ist mit gewaltigem Felsgeröll angefüllt, zwischen dem er brausend fortschäumt. Dem heiligen Tempel gegenüber, auf dem linken Ufer, erhebt sich der Udagri Kanta (Iron Side nach Hodgson), der Sitz des Wischnu, mit seinen messerscharfen Rücken und Zacken, seinen senkrecht erscheinenden Schneewänden und seinen, sich in den Wolken verlierenden drei Spitzen. Und blickt man dann stromaufwärts, so reiht sich Bergrücken an Bergrücken, bedeckt zunächst mit herrlichen, hochstämmigen Cederwaldungen, dann mit Knieholz von Cypressen, Birken und Alpenrosen, und weiterhin mit blumigen Wiesenmatten, überragt von Felsmassen in den malerischsten Formen, die zu schneebedeckten Rücken und Kuppen ansteigen. Ein gewaltiger Bergriese schließt das Thal; ganz weiß und unbefleckt, erhebt er sich mit einsamer Pracht hoch in die Bläue des Himmels: es ist der ein und zwanzig Tausend vier Hundert neunzig Fuß hohe Sitpuri, der Sitz des Schiwa, dorthin verlegt der Hindu den Ursprung des Ganges und an ihn knüpft sich die Legende, welche Gangotri seine Heiligkeit verleiht! Sie wurde den Reisenden folgendermaßen von den Priestern des Orts erzählt:

»Wischnu durstete; er bat Brahma um einen Trunk Wasser, der reichte ihm seine Lotos. Aber das heilige Wasser entquoll, indem er trank, seinem Fuße wieder, und bahnte sich als Ganges den Weg zum Ozean. Brahma, erschreckt über dies Ereigniß und fürchtend, die ganze Erde werde überschwemmt werden, rief den Schiwa, der setzte den Fuß des Wischnu auf sein Haupt, umwand ihn mit seinem langen Haupthaar, und verstopfte so den gewaltigen

Strom. Den Ebenen Indiens aber fehlte zwölf Jahre lang das Wasser, bis auf Anrathen der Pandits, Bagaratti, ein frommer König aus der Gegend von Benares, hinauf zu den Göttersitzen wallfahrtete und den Ganges vom Schiwa erflehte. Er ward erhört und vom Sitpuri herab entquillt seitdem der heilige Strom dem Haupthaar des Gottes. Bald nach seinem Wiedererscheinen erbaute Sankritscha, eine der Avataren des Wischnu, den Tempel von Gangotri zu Ehren der Götter; diese kamen herab, badeten dort in dem Strom, und bestimmten, daß, wer nach ihnen ein Gleiches an derselben Stelle zu ihren Ehren thun werde, der solle seiner Sünden los und ledig sein, den Strom weiter hinauf aber dürfe er nicht gehen.«

Nachdem Prinz Waldemar sich drei Tage lang in Gangotri aufgehalten, wurde der Rückmarsch angetreten und am 7. Juli in Makwa das Lager aufgeschlagen. Dieser Ort, Derali gegenüber gelegen, auf einer Terrasse des rechten Gangesufers, und von den Priestern Gangotri's und von drei Semindaren bewohnt, besteht aus acht Häusern und einer Anzahl Ställe und kleiner, hölzerner Magazine, oder vielmehr großer Kasten zur Aufbewahrung des Getreides. Fruchtbare Felder an den steilen Bergabhängen, Nuß- und Aprikosenbäume und Bäche, die in Wasserfällen herabstürzen, verschönern die nächste Umgebung; großartig ist jedoch die Aussicht von hier über den in der Tiefe rauschenden Ganges, zu den Bergen des linken Ufers, wie sie, schön geformt und in den verschiedensten Färbungen, ansteigen, erst in das Dunkelgrün der Cederwaldungen, dann in leuchtende Wiesenmatten gehüllt, und zuletzt überragt von den schneeigen Eisspitzen, von denen namentlich die des Sri Kanta oder Tschuri Kanta malerisch und großartig herüberschaut.

Einen der herrlichsten Prachtanblicke der Schöpfung aber genießt man auf dem Pik, der sich unmittelbar über Makwa erhebt. Sechs Stunden angestrengtesten Kletterns sind dazu erforderlich; aber hat man die bis in die Schneegrenze reichende Kuppe erklommen, so

ist man gleichsam in einer andern, höhern Welt angelangt. Rings umher, so weit das Auge reicht, himmelanstrebende Bergriesen, durch unabsehbare, blendend weiße, glitzernde Schneefelder und Felsenriffe verbunden, und tief unten, in den düstern Spalten, welche wie schwarze Schatten jene reinere, glänzende Welt durchziehen, — das Erdenleben.

Von Makwa aus war es die Absicht, über Nilung und den Gangtung-Paß nach Tschaprang und Puling auf das tübetanische Hochplateau vorzudringen. Gerade diesen Paß hatte der Prinz hierzu gewählt, weil er bisher noch von keinem europäischen Reisenden überschritten worden war, und ein besonderes Interesse dadurch hat, daß jenseits Nilung die Schwierigkeiten des Wegs aufhören und sechs Tagemärsche, obgleich über Schneefelder, doch auf einer für Pferde gangbaren Straße nach Puling führen sollen. Gelang es, Pilling oder Tschaprang zu erreichen, so stand zu hoffen, daß der Rückmarsch, das Sutledj-Thal hinab, nach Schipke gestattet werden würde, und wurden die Reisenden zurückgewiesen, so konnte dies aller Wahrscheinlichkeit nach doch nicht eher geschehen, als nachdem die Paßhöhe selbst schon überschritten war.

Für diese Exkursion, die jedenfalls eine sehr angreifende sein mußte, waren schon in den untern Thälern einzelne besonders starke und kräftige Träger auf Tagelohn, wo es auch hingehe, angenommen, Getreidevorräthe gekauft und eine Heerde von Lastziegen und Schafen gemiethet worden, welche dazu bestimmt waren, das Getreide nach landesüblicher Sitte in kleinen Säcken von circa vier und zwanzig Pfund über die Grenze zu tragen. Diese nothwendigen Reiserequisiten sollten an demselben Tage wie der Prinz, in Makwa anlangen, damit gleich am nächstfolgenden der Marsch angetreten werden könne. Keine Zeit zu verlieren erschien besonders deshalb wichtig, damit die chinesischen Behörden nicht vorzeitig Nachricht von dem Marsche erhielten. — Dies Alles gestaltete sich aber anders, als berechnet worden war. Die gemiethete Heerde erschien

nicht; eine andere, die gekauft wurde, ward während der Nacht fortgetrieben und das Geld zurückgebracht; die Leute mit den bestellten Getreidevorräthen brachten zwei Tage später etwa nur den zehnten Theil des verlangten Quantums, der für schweres Geld gemiethete Führer verschwand und die Träger erklärten anfänglich, nur bis Nilung, nachher aber, auch nicht dahin, sondern nur nach dem Baspa-Thal hinüber gehen zu wollen; der von dem Radjah von Gherwâl beigegebene Semindar behauptete, er habe keine Macht mehr über diese Leute; kurz: die ganze Qual des passiven Widerstandes mußte drei Tage lang in täglich gesteigertem Maaße durchgemacht, dann das Unternehmen aufgegeben, und die Richtung nach dem Baspa-Thal eingeschlagen werden. — Als später in letzterem von Tschitkul aus der Prinz den Versuch nach Tübet vorzudringen erneuerte, und auch dort ähnliche Erscheinungen eintraten, ließ sich erst mit Bestimmtheit die Veranlassung zu denselben erkennen.

Die englische Regierung hatte keine Verantwortlichkeit, keine Unterstützung irgend einer Art für den Versuch, nach Tübet vorzudringen, übernehmen wollen. Ihre schriftliche Ordres an die Radjahs von Gherwâl und Bissahir waren daher gleichlautend dahin gestellt worden, dem Prinzen alle von ihm verlangte Unterstützung »bis zur Grenze« zu geben. Den Bewohnern der Grenzthäler war aber vollkommen bekannt, welche Abneigung die chinesischen Behörden gegen jedes Ueberschreiten ihrer Grenze durch Europäer haben; sie fürchteten, daß, wenn sie ein solches Ueberschreiten gestatteten oder unterstützten, der betreffende Paß ihnen für die Zukunft geschlossen und dadurch nicht allein ihrem Handel, sondern auch ihrer ganzen Subsistenz ein schwerer Schlag zugefügt werden würde; denn in Tübet tauschen sie eins der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, das Salz, gegen Getreide und so weiter ein. Sie handelten daher im vollsten eigenen Interesse, als sie die Ordre: jede Unterstützung bis zur Grenze, dahin auslegten: keine Unterstützung

über die Grenze und führten dies denn auch in landesüblicher Weise aus, das heißt stets Ja sagend und stets Nein thuend.

Von Makwa aus zum Baspa-Thal, das ist von dem oberen Ganges- zum oberen Sutledj-Thal, führen drei Pässe: zu dem ersten, dem Tschota Kaga, folgt man dem Hersila aufwärts, bis er mit dem Gundar Kaga oder Tschur Gâd, dem von Nilung nach dem Baspa-Thal führenden Wege, sich vereinigt; zu dem zweiten, dem Lama Kaga, gelangt man den Gumti und seinen Nebenbach, den Gogatia Naddi, aufwärts, und zu dem dritten, dem Dudian Kaga, indem man den Gumti bis zu seiner Quelle verfolgt. Sie werden indeß alle drei so wenig benutzt, daß auf keinem derselben irgend ein Fußpfad oder Wegeszeichen vorhanden ist. Prinz Waldemar wählte den Lama Kaga-Paß, weil diesen bisher noch kein europäischer Reisender überschritten hatte.

Noch am Nachmittag des 11. Juli wurde aufgebrochen, der Hersila auf einer Brücke überschritten und diese dann in den Strom geworfen, um das Fortlaufen der Kulies während der Nacht zu verhindern. Am 12. führte ein schlechter Fußsteig in neunstündigem Marsch über den Kandara-Paß in das Thal des Gumti und dieses aufwärts bis zu einem Gras- und Weideplatz Namens Julal Darru, eilf Tausend Fuß hoch. Der Gumli, auf dessen linkem Ufer der Weg hinführt, ist ein zwanzig bis dreißig Schritt breiter Gebirgsbach mit einem muldenförmigen Thal, dessen untere Hänge dem Flusse zunächst mit üppigen Grasflächen bedeckt, weiter aufwärts aber mit Cedern und Birken bewachsen sind und felsig werden. Die Kämme der Rücken waren wegen des Nebels nicht sichtbar, doch schienen sie schneebedeckt zu sein; eine Menge von Nebenbächen, die in Kaskatellen sich herabstürzten, durch Schluchten mit einer herrlichen Flora von Rosen, Anemonen, Lilien und Astern, verschönerten den Weg, indeß zwei große, weidende Heerden von Barrals (wilden Schafen) die oberen Abhänge belebten. — Am 13. Juli ging die Reise, bei anhaltendem Regen und

schneidender Kälte, acht Stunden auf glitschigem Thonboden durch Gebirgsbäche und über Schneefelder und Brücken dahin, ohne Weg und Steg, erst den Gumti aufwärts bis zu einem Grasplatz, der Karputti heißt, wo drei fast gleich starke Bäche sich vereinigen, und dann den mittleren dieser Bäche, den Gogatia Naddi, aufwärts bis zu einem eilf Tausend sieben Hundert Fuß hoch zwischen Felsgeröll gelegenen Lagerplatz. Alles war durchnäßt; an den steilen Abhängen, mit den erstarrten Fingern, konnten die Zelte kaum aufgeschlagen und aus dem nur spärlich vorhandenen Holz des Cypressengesträuchs nur mühsam ein Feuer angemacht und erhalten werden. Der Tag war nicht angenehm und mit einiger Besorgniß mußte man dem nächsten, welcher zur Ueberſteigung des hohen Schneerückens bestimmt war, entgegensehen. Doch der Himmel war den Reisenden günstig: Sonnenschein erweckte sie am nächsten Morgen, und nach zwölfstündigem Marsche war der funfzehn Tausend vier Hundert Fuß hohe Paß überschritten und glücklich Do Sumda erreicht.

Do Sumda ist ein von hohen Felswänden und Gletschern eingeengter, mit Felsgeröll bedeckter Lagerplatz, da gelegen, wo der Baspa-Fluß oder Kerzom Naddi unter einem mächtigen Gletscher hervorrauscht, und vier Päſſe, einer nach Nilung, drei nach Makwa, über die hohe, schneebedeckte Wasserscheide führen, welche das Flußgebiet des Ganges von dem des Indus trennt. Schauerlich und öde ist dieser Ort, doch schützen Felsen und Gletscher vor den Winden, die Wurzeln von niederem Weiden- und Cypressengesträuch liefern Feuerungsmaterial, eine kleine Lache enthält gutes Trinkwasser, und mehr kann man von einem dreizehn Tausend vier Hundert Fuß hoch gelegenen Lagerplatz billiger Weise nicht verlangen.

Von Makwa bis in die Nähe des Lama Kaga-Passes sind die Schwierigkeiten des Weges eigentlich nicht bedeutend und wenn dennoch auf eine Entfernung von drei Viertelmeilen sieben Stunden

marschirt wurde, so lag die Schuld weder an dem Wasser, welches das Steingeröll überspülte, noch an dem Schnee, in den man zuweilen bis an die Kniee einsank, noch an der Kälte, denn es war vier Grad über Null, noch an der Sonne endlich, deren Strahlen blendend von den Schneemassen rund umher zurückstrahlten, sondern lediglich an dem Einflusse, den die hohe Bergluft (Bis, das ist Gift) auf die Träger übte. Sie warfen sich hin, heulten und weinten, klagten über unerträgliche Kopfschmerzen, Uebelkeiten und so weiter, kurz, sie waren nur mit der größten Mühe vorwärts zu bringen. — Als die Reisenden auf der Paßhöhe ausruhten, ward plötzlich Alles von dichtem Nebel umhüllt: Schlossen und Schnee stürzten herab. Nässe und Kälte wirkten sehr empfindlich. Der nächste Weg war durch eine wohl tausend Fuß tiefe Schneewand versperrt; es mußte daher die etwa drei Hundert Fuß hohe Granittrümmermasse des Tschota Kanta erklommen werden, ehe das Hinabsteigen beginnen konnte. Mit dem Muth und den Kräften der Kulies war es zu Ende! das größte Zelt mußte zurückgelassen, die Lasten ihnen abgenommen und sie selbst mit Gewalt vorwärts getrieben werden; dann kam eine Eiswand, in welche Fußtapfen eingehauen werden mußten, dann Eisspalten, die umgangen, dann ein steiler Abhang von Felsgeröll, der hinabgeklettert oder fast gerutscht werden mußte, bis endlich eine allmählig sich senkende Eisfläche erreicht war, die, wie der gefrorne Spiegel eines Sees, einen Thalkessel füllte, dessen schwarze, senkrechte Schieferfelswände sich rings umher in die düstern, dichten Wolken verloren. Fast eine Stunde lang wurde auf dieser Eisdecke fortgeschritten; durch ihre blauen Spalten hörte man tief unten das Wasser rauschen und gelangte endlich bis dahin, wo aus einem herrlichen Eisthor ein zehn Schritt breiter Bach brausend hervorbricht. Das Ufer dieses Baches wurde verfolgt; doch bald versperrte ein neuer, mächtiger Gletscher, hinter ihm wieder senkrechte Felswände, den Weg. Der Bach schäumt gegen den Gletscher an und wühlt seinen Weg unter

ihm fort; die Reisenden umkletterten einen Felsgrath, um nach Do Sumda zu gelangen.

Hier war am 15. Juli ein Ruhetag; das auf der Paßhöhe zurückgelassene Zelt wurde herabgeholt, und rekognoszirt, wie am folgenden Tage der Marsch fortzusetzen sei. Der Kerzom Naddi war so angeschwollen, daß er weder mit dem vorhandenen Material überbrückt noch durchwatet werden konnte. Hinüber mußte man; es blieb also nichts übrig, als über den Gletscher, aus dem beide Arme desselben hervorbrechen, einen Weg zu suchen. Mit Hülfe von Stufen, die in die gewaltigen Eiszacken eingehauen wurden, und von Zickzacks vor- und rückwärts gelang es. Als jedoch am folgenden Tage von Neuem Regen eintrat und die Arbeit des vorhergehenden fast unbrauchbar machte, dauerte diese ganz kurze Passage doch über zwei Stunden, und da auch der nächste Nebenbach weit aufwärts auf einer Schneebrücke überschritten, die beiden andern aber mit großer Mühe durchwatet werden mußten, so war man nach neunstündigem Marsch kaum anderthalb Meilen weit vorgerückt, und es mußte auf einer Wiesenfläche das Lager aufgeschlagen werden. Bis hierher war die Thalsohle des Baspa vier bis sechs Hundert Schritt breit; der Fluß strömte in vielen Armen zwischen Steingeröll und Wiesenstrecken fort, und zu beiden Seiten des Thals erhoben sich felsige Hänge, die wieder von Wiesenmatten begrenzt und endlich von Schneerücken und -Spitzen gekrönt wurden. Von den Nebenbächen war der Nitâl Gâd der bedeutendste; ein Weg nach Tübet führte in seinem Thale aufwärts und von seinem rechten Ufer an begann wieder ein wenig betretener Fußpfad. Dieser wurde auch am nächsten Tage verfolgt; er lief am rechten Ufer des hier schon in einem tief eingeschnittenen Bette strömenden Baspa, über mächtige Steinschurren und eine große Anzahl kleiner Nebenbäche, an den felsigen Thalwänden auf und ab. Mit Jubel wurden die ersten Bäume, vaterländische Birken, und dann üppige Weizen-, Gersten-, Buchweizen- und Tabaksfelder begrüßt. Nach einem

eilfstündigen Marsch und nachdem man während sechs Tagen weder einem Menschen begegnet war, noch eine menschliche Ansiedelung gesehen hatte, wurde endlich Tschitkul, ein dem Radjah von Bissahir gehöriges Dorf, erreicht.

Diese noch zehn Tausend fünf Hundert Fuß hoch gelegene Ansiedelung im oberen Baspa-Thal ist ein aus zehn Häusern bestehendes und von drei Familien bewohntes Dorf. Es liegt, malerisch von hohen Felsmassen überragt, zu beiden Seiten eines Baches, der in Kaskatellen dem rechten Baspa-Ufer zueilt; jenseits erheben sich dünn bewaldete Felshänge, die in schneeigen Spitzen enden. Die Bauart erinnert zwar an die des oberen Ganges-Thales, denn hier wie dort sind die Häuser aus abwechselnden Schichten von Holz und Stein in mehreren Etagen aufgeführt, unten die Ställe, oben die Wohnungen, von einer Art Balkon oder Gallerie umgeben, selbst der fünf Stockwerk hohe Thurm oder das Schutz-Blockhaus fehlt nicht, doch hat das Ganze einen eigenthümlichen, mehr chinesischen Anstrich. Es erhält diesen besonders durch einen in der Mitte des Dorfes gelegenen Lama-Tempel, der mit weitvorspringendem Dache, geschnitzten Holzsäulen und Verzierungen von Glöckchen und Drachenköpfen an die Baukunst des himmlischen Reiches erinnert, gleichwie ein vor demselben gelegenes, auf neun freistehenden geschnitzten Holzsäulen ruhendes Schutzdach. Unter diesem war bei der Ankunft der Reisenden eine Anzahl Götzenbilder aufgestellt; sie wurden indeß eiligst in den Tempel gebracht und der Raum unter dem Dache zur Unterbringung des Gepäcks angewiesen. — Auch die Bewohner sind hier gedrungener und knochiger gebaut, ihre Gesichtsfarbe mehr hellgelb, die Gesichtsbildung breiter. Die Männer haben wenig Bart, lassen dagegen das schwarze, struppige Kopfhaar lang wachsen. Die Weiber verbergen sich nicht mehr vor den Fremden, obgleich sie allen Grund dazu hätten. Sie waren von einer seltenen Häßlichkeit, hatten meist Kröpfe, und waren mit einem Schmutz bedeckt, der bei dem anhaltenden Regen und dem

vielen Wasser rings umher fast unglaublich erschien. Ihr Kostüm ist dem der oberen Ganges-Thäler ähnlich und besteht, für Mann und Frau gleich, aus einem kleinen Turban von rothem oder braunem Tuch, einer vorn offenen, wollenen Tunika, durch einen Gürtel um die Hüften befestigt, einem Paar weiten, nach den Knöcheln hin eng anschließenden Beinkleidern und einer Art gestrickter wollener Schuhe. Andere dagegen tragen hinten an dem Turban eine starke Rosette von bunter Wolle befestigt, von welcher Flechten aus brauner oder schwarzer Wolle lang herabhängen, und haben einen faltigen wollenen Rock eng um die Hüften zusammengezogen, während um den oberen Theil des Körpers ganz graziös und malerisch eine gestreifte wollene Decke oder ein Shawl geschlungen ist. Den rechten Arm und die Schulter lassen Decke oder Shawl frei. Vor der Brust durch eine Spange gehalten, liegen sie um die Taille eng an, und werden hinten zu einem mächtigen Knoten zusammengefaßt, so daß sie in weiten Falten herabhängen, an die Glanzperiode unserer Reifröcke erinnernd.

In Tschitkul nahm der Prinz den Plan, nach Tübet vorzudringen, der ihm in Makwa mißglückt war, wieder auf; indessen gelang es auch diesmal nicht, ihn durchzuführen. Es waren für die Tour nach Tübet weder Träger noch Lebensmittel aufzutreiben, und die Karavane von Kaufleuten, welche mit einer Heerde Ziegen, beladen mit Reis, Getreide, Rosinen und Wallnüssen nach Tübet reiste, und welche dem Prinzen als Führer dienen sollte, war eines schönen Morgens verschwunden. Die Reise wurde daher am 22. Juli das Baspa-Thal hinab fortgesetzt.

Das Thal des Baspa ist eins der herrlichsten Alpenthäler, voll der reichsten Abwechselungen und Naturschönheiten; bald weit geöffnet und mit üppigen Wiesen und Fruchtfeldern zunächst des hier in mehrere Arme getheilten Stromes, wie oberhalb Razham und zwischen Barsini und Kupal; dann wieder eng geschlossen und tief eingeschnitten, wie zwischen Razham und Barsini, wo der Strom

zwei schöne Wasserfälle bildet, dann völlig den Charakter des Durchbruchthals annehmend, eng zusammengepreßt durch senkrechte Felswände, wie südlich von Kupal bis zur Mündung. Majestätische Felspartien wechseln ab mit reizenden Wiesenmatten und Waldstrecken. Die Nebenthäler hinauf sieht man die Vegetation in allen ihren Uebergängen, bis zuletzt die grünen Matten vom blendenden Weiß des ewigen Schnees begrenzt werden. — Bis Kupal ist der rechte Thalhang der weniger steile, und liegen auch dort nur die Ortschaften, von denen besonders Sangla sich durch seine Größe, die Bauart seiner Häuser, die herrliche Vegetation, Gärten und Felder und einen in chinesischem Geschmack erbauten Lama-Tempel auszeichnet. Dann aber wechselt dies Verhältniß: am rechten Thalhang ist kein Raum mehr für Felder und Anbau; an den schroffen Felsen finden nur noch einzelne Tannen Platz, und steil und mühsam windet sich der Weg zum Harang-Paß hinauf; am linken Thalhange dagegen liegen zahlreiche Dörfer, von Wiesen und Feldern umgeben, auf einer allmählig abfallenden Terrasse, die von den steilen Abstürzen zum Strom bis zu einem Felsgürtel hinanreicht, über welchen sich im Hintergrunde die Schneespitzen des Tschisti Tiwa erheben. Der eilf Tausend fünf Hundert Fuß hohe Harang-Paß, welcher über den Bergrücken hinwegführt, der vom Ralding aus zur Vereinigung des Sutledj und Baspa sich erstreckt, reicht bis über die Baumgrenze; auf seinem mit schönen Alpenblumen bedeckten Plateau stehen eine Menge kleiner Steinpyramiden, von vorüberziehenden Reisenden zu Ehren ihrer Götter errichtet, und eine der herrlichsten Aussichten breitet sich über das Sutledj- und Baspa-Thal und über die Schneeketten aus, welche beide einschließen.

So war denn das Thal des Sutledj, dieses großartige Durchbruchsthal, welches die ganze Breite des Himalaya durchklüftet, glücklich erreicht; gegen Südwest und Nordost zog es seine gewaltigen Bogen. Tausend und mehr Fuß hoch zu beiden Seiten des

schäumenden Stroms erheben sich senkrechte Felswände, dann folgen sanfter geneigte Flächen mit weinumrankten Dörfern, Fruchtgärten und Feldern, weiter hinauf herrliche Waldungen, dann wieder Felswände, malerisch gezackt und geformt, und darüber endlich die mit ewigem Schnee bedeckten Rücken und Kuppen.

Angenehm kontrastiren die herrlichen Cederwaldungen des linken Thalhanges des Sutledj gegen die kahlen Felsabhänge des rechten Baspa-Ufers. Hoch über diese Wälder blicken von Zeit zu Zeit kahle Felswände und Spitzen, von den Schneekuppen des hohen Ralding überragt, hervor; dann verflachen sich die Berghänge allmählig, schöne Waldungen und reizende Dörfer, von fruchtbaren Feldern und Weingärten, auch Aprikosen-, Pfirsich-, Wallnuß- und Birnbäumen umgeben, finden darauf Platz; und dann wieder stürzen sie plötzlich Tausend und mehr Fuß hoch senkrecht zum Sutledj ab. Der beschwerliche, aber überaus schöne Fußweg windet sich den mittleren Abhang allmählig hinunter, bis er bei Puari das linke Flußufer erreicht, und man hier, auf einem Brette reitend und an einem über den Strom gespannten Seil befestigt, auf das jenseitige Ufer gezogen werden kann.

P u a r i selbst liegt höchst malerisch und ganz mittelalterlich aussehend, theils dicht zusammengedrängt auf einem fünf Hundert Fuß hoch in den Sutledj vorspringenden Felskegel, theils ausgebreitet zwischen herrlichen Wein- und Fruchtgärten. Eine Menge kleiner Tempel mit ihren eigenthümlichen chinesischen Dächern, geschnitzten Säulen und bunten Flaggen zieren den Ort; auch überwiegt hier schon die Zahl der Lama-Anbeter die der Hindu's. Ueberall an den Wegen stehen die Zeichen ihres Kultus: bald große, aus Thon gefertigte, weiß angestrichene, urnenartige Gefäße, »Tschesten« genannt, mit hohen, geringelten und spitzen Aufsätzen, auf einem gemauerten Untersatze, und von einem Schutzdach überragt, welche vom Groß-Lama geschriebene Gebete enthalten und vor denen die Andächtigen niederknien; bald lange, aus Bruchsteinen aufgeführte

Steinwürfel, »Mane-Pane-Hung«, oben mit Steinplatten belegt, in welche eigenthümliche Schriftzüge, wahrscheinlich Sprüche oder Gebete, eingegraben sind und an denen den Gläubigen nur gestattet ist, so vorbeizugehen, daß sie ihnen bei der rechten Hand bleiben; bald wieder niedrige kleine Kapellen, unter denen sich große Cylinder von Holz oder Metall befinden, die sich um zwei Zapfen drehen lassen. Diese Cylinder enthalten ebenfalls vom Lama geschriebene Gebete, und das Herumdrehen derselben ersetzt das Gebet. Wo es die Lokalität gestattet, wird auch wohl ein Bach herbeigeleitet, welcher so freundlich ist, das Drehen des Cylinders und somit das Gebet für das Wohl der ganzen Gemeinde unausgesetzt zu übernehmen.

Mit Sonnenuntergang fand an dem Haupttempel eine gottesdienstliche Feier statt, begleitet von einer ohrenzerreißenden Musik von Pauken, Trompeten und Posaunen. Nachdem dieselbe endlich verklungen war, erschienen die Priester, in lange rothe Mäntel gehüllt, und stimmten zu Ehren des Prinzen einen Gesang an, der, von einem Vorsänger intonirt, und von einem Chor beantwortet, ganz eigenthümlich melancholisch in die Nacht hinein klang.

Puari gegenüber, am rechten Sutledjufer, liegt der Ort Tschini, etwa drei Tausend fünf Hundert Fuß über dem Strom, an der Straße, welche von Sinla aus das Sutledj- und Spiti-Thal aufwärts bis nach Schalkar führt. Der achtzig Schritt breite Strom wurde vermittelst einer Seilbrücke von Puari aus überschritten. Tschini ist ein Dorf von zwanzig bis dreißig Häusern, vor andern nur ausgezeichnet durch die herrliche Aussicht, welche man dort über das Sutledj-Thal hinweg, auf die malerischen Gruppen des ein und zwanzig Tausend Fuß hohen Ralding (Kailâ's) mit seinen Gletschern und Thälern, seinen Fels- und Schneespitzen genießt. Ein Bangalo, welches zur Unterkunft und Bequemlichkeit der Reisenden vor sieben Jahren an dem schönsten Punkte erbaut worden, lag, durch die sehr wechselnde Witterung und den Mangel an Aufsicht zerstört, schon wieder in Trümmern. Dagegen war die Umgegend mit

herrlichen Pappeln und Cedern geschmückt, welche schon Jahrhunderten getrotzt zu haben schienen, Nuß- und Aprikosenbäume in Menge umstanden Felder und Gärten, und ganz eigenthümlich nahm es sich aus, die flachen Dächer der Häuser im schönsten Gelb leuchten zu sehen, von all den Aprikosen, die man dort ausgebreitet hat, um sie an der Sonne zu trocknen und dann zur Winterkost aufzubewahren.

Die eben genannte Straße oder vielmehr der schlechte Saumweg, von der englischen Regierung seit 1817 angelegt, ist die Haupthandelsstraße, welche von der indischen Tiefebene zum tübetanischen Plateaulande führt und folgt den von der Natur angegebenen Hauptrichtungen dahin, nämlich einerseits dem Thale des Sutledj über Sunum (Sungnum), die Namtu-Brücke, Namdja und Schipke nach Puling und Gortope, und andrerseits dem Thale des Li oder Spiti von Sunum über Li, Schalkar und weiter, auf Ladakh; sie umgeht überall die Schneegebirgsmassen des Sutledj-Durchbruches in ihren niederen Hängen, und berührt den volkreichsten und kultivirtesten Theil der, dem Radjah von Bissahir gehörigen Provinz Kanauar.

Dieser merkwürdige Alpengau, das Tyrol und das Rebenland des Himalaya, ist nicht allein ausgezeichnet durch seine Lage mitten in dem Schneegebirgsgürtel, den der Sutledj durchbricht und den seine Nebenbäche in lange, schneebedeckte Felsrücken spalten, sondern auch durch Charakter, Sitten und Gebräuche seiner Bewohner. Sie sind von Gesichtsfarbe heller, im Bau kräftiger und schöner als die übrigen Gebirgsbewohner; dazu auch tapferer, klüger und unternehmender. Ihre Thäler wußten sie vor den Gorkhas zu schützen, ihre Handelskarawanen beziehen die Märkte des tübetanischen Hoch- wie des indischen Tieflandes. Dagegen bilden sie einen merkwürdigen Uebergang zu ihren tübetanischen Nachbarn, sowohl in der äußeren Erscheinung, denn je näher der Grenze, desto mehr haben sie auch schon die fahle Gesichtsfarbe, die schiefgeschlitzten Augen, die breiten

Backenknochen der mongolischen Race, — als auch vornehmlich in Religion und Sitte. Der Lama-Kultus hat bei ihnen den Dienst des Brahma fast ganz verdrängt oder ihn vielleicht in sich aufgenommen, denn in ihren Tempeln stehen überall die Bilder indischer Götzen neben denen von Buddha's und Lama's. An die Stelle der Vielweiberei ist die auch in Tübet übliche Vielmännerei getreten, ein Gebrauch der wenig vortheilhaft auf die Gesittung des schönen Geschlechts einwirkt, der aber gerade hier seine Erklärung in den eigenthümlichen Lebensverhältnissen findet. Jede Familie nämlich hat einen Grundbesitz, aus Haus und Feldern bestehend, der aber nur selten ausreicht zu ihrer Ernährung; von jedem Gehöft hat der Fürst das Recht, einen Mann für seinen Dienst zu fordern; sind nun zum Beispiel drei Brüder auf einer Stelle, so heirathen sie zusammen Eine Frau: einer bleibt bei ihr, bestellt Haus und Feld, ein anderer reist und handelt, der dritte stellt sich zum Dienst des Fürsten, und für das vorhandene gemeinschaftliche Bedürfniß ist gemeinschaftlich gesorgt. — Endlich ist auch die Tracht, die innere Einrichtung und Bauart der Häuser, die Kultur der Bodenerzeugnisse und so weiter dieselbe in den kanauarischen und tübetanischen Grenzorten, und selbst die Sprache dieser letzteren ist in jenen die am meisten gebräuchliche.

Sobald es entschieden war, daß Pferde, Zelte und Gepäck, welche von Paoli Daramsalla aus auf Tschini dirigirt worden waren, den Prinzen dort nicht erreichen würden, wurde am 29. Juli in bisheriger Weise die Fußreise das Sutledj-Thal aufwärts angetreten. Der Weg führte über bebaute oder bewaldete Abhänge zum Kojeng-Paß hinab und dann zu dem großen, in vier abgesonderten Theilen erbauten schönen Dorfe Pangi hinauf, neben dessen, auf einem scharfen Bergrücken gelegenen Tempel das Lager aufgeschlagen und eine herrliche Aussicht sowohl in das Thal des Sutledj und Kojeng als hinüber zu dem hohen Ralding bei schönster Beleuchtung genossen wurde.

Von Pangi aufwärts werden die Abfälle zum Sutledj auf beiden Ufern überaus steil und felsig und fast nirgends ist Raum und Erde genug zur Anlage von Dörfern und Ackerfeldern. An den kahlen Felsen stehen kaum hie und da einzelne Bäume, und nur im Thale des Kojeng-Baches findet sich wirkliche Waldung.

Jangera, der Halteplatz am 30. Juli, ist kein Dorf, sondern nur der Name eines Lagerplatzes neben einigen Viehställen, wo ein Quell und niederes Cypressengesträuch Wasser und Holz als nothwendigste Lagerbedürfnisse liefern. Erst wenn man den zwischen Kascheng und Mangelang gelegenen, zwölf Tausend zwei Hundert Fuß hohen Errang-Paß überschritten hat, stößt man im Thale des Mangelang wieder auf Nadelholzwaldungen und einige Felder und an dessen linkem Ufer auf das große, in zwei getrennten Häusermassen angelegte und von künstlich terrassirten Feldern umgebene Dorf Pangi.

Hier theilt sich der Weg. Die Hauptrichtung führt über Tapang nach Sunum und weiter nach Lio in das Spiti-Thal und geht westlich von den dem Sutledj zunächst gelegenen Kuppen, über die Bergrücken, welche zwischen Mangelang, Roskolang und Li zum Hauptstrome heranziehen; die Nebenrichtung folgt dagegen dem unmittelbar zum Sutledj gehörigen Thalhange, über Kanum nach Tschaso und Koro zur Namtu-Brücke, und weiter über Namdja nach Schipke. Zwischenverbindungen finden statt von Sunum auf Kanum, Tschaso und Koro. — Der Prinz entschloß sich, zur Hinreise den letzteren, zur Rückreise den ersteren dieser beiden Wege einzuschlagen.

Am 1. August ward Kanum erreicht, eins der bedeutendsten Dörfer dieses Theils des Gebirges, in reizender Lage am linken Ufer des Zangpo-Baches, dessen Wasser in unzähligen Kanälen und Leitungen Ueppigkeit und Fruchtbarkeit nicht nur um Kanum, sondern auch um das ihm auf dem rechten Ufer gegenüberliegende Labrang verbreiten. Zwei große Lama-Tempel, welche vergoldete

Statuen des Mahadeo, eine Menge anderer buntbemalter Götzenbilder und kunstvoll geschnitzte Holzpfeiler enthalten, so wie zwei Klöster und ein zu Labrang gehöriger, zwölf Stock hoher alter Sicherheits-Thurm tragen zur Verschönerung der nächsten Umgebung bei, während in der Ferne die schneeigen Spitzen des Purgeûl und Ralding und das wilde Thal des Sutledj mit seinen kahlen, schöngefärbten Felshängen und Rücken ein herrliches Panorama bilden.

Von Kanum bis Koro waren zwei der beschwerlichsten und anstrengendsten Märsche der ganzen Reise. Um von Kanum nach Tschaso zu gelangen hatte der Prinz nämlich beschlossen, nicht den Umweg auf der Straße über Sunum zu machen, sondern den beschwerlichen aber geraden Weg längs der kahlen Felsabhänge des Sutledj zu wählen. Der Weg führte zwei bis drei Tausend Fuß über dem Sutledj an so steilen Abhängen hin, daß man den Strom selbst zwar unter sich brausen hören, aber nur selten seiner ansichtig werden konnte. Jede Vegetation war verschwunden; nichts als Felsen und wieder Felsen um sich her, nichts als Felsen auch drüben am Thalrande: — eine Steinwüste, so weit das Auge reichte. Stundenlang mußte man an Felsklippen und Spalten und über gewaltige Felsstürze fortklettern, ohne daß auch nur das kleinste Wassergerinne Kühlung und Labung gebracht hätte. Die größte zu überwindende Schwierigkeit war der Ropa- oder Roskolang-Bach: er hat nur eine stehende Brücke, bei Sunum; tiefer hinab dienen den größten Theil des Jahres Schneemassen zum Ueberschreiten, welche während des Winters das enge Felsthal ausfüllen. Die letzte dieser Schneebrücken war aber eingestürzt und das Wasser angeschwollen; es wurden daher Tags zuvor über Sunum Leute ausgeschickt, um Arbeiter zum Holzfällen und Schlagen einer Brücke vom linken Ufer des Ropa her zu bestellen, während andere vom rechten Ufer aus ihnen entgegenarbeiten sollten. Aber für die Eingebornen Indiens hat Zeit keinen Werth und daß ein Ding gerade heute und nicht

morgen geschehen müsse, besonders wenn Mühe und Arbeit damit verbunden sind, will ihnen nicht in den Kopf. So fand denn auch Prinz Waldemar, als er an dem bezeichneten Uebergangspunkte anlangte, auf dem linken Ufer gar keine Arbeiter, auf dem rechten nur solche, welche auf die des linken warteten.

Die Gegend war kahl und unwirthlich, der Lagerplatz schlecht, die Zeit gemessen. Es mußten sogleich Anstalten zum Uebergang gemacht werden. Der Bach war fast zum Strom geworden, an Durchwaten war nicht zu denken; Bäume, welche gefällt und hinein geworfen wurden, erwiesen sich als zu kurz und wurden vom Strome hinweggerissen. Hier ging es also nicht; eine andere Stelle mußte gesucht werden. Die Gesellschaft theilte sich in das, zwischen den steilen, fast senkrechten Felswänden schwierige Unternehmen des Rekognoszirens. Es fand sich eine Stelle, an der ein großer Felsblock vom rechten Thalhang abgelöst und mitten in den Bach gestürzt war; eine Steinschurre führte dort zum Ufer hinab, und schäumend bahnte er sich seinen Weg zwischen den Trümmern hindurch. Dort nur war ein Ueberschreiten möglich. Es wurden Bäume gefällt und den steilen Abhang hinabgeworfen, und dann aus ihnen, erst eine Ueberbrückung vom Ufer bis zu einer flachen Stelle im Bach, dann eine Leiter gezimmert, die von hier auf den großen Felsblock führte. Von da bis zum linken Ufer mußte es ohne weitere Vorbereitung gehen. — Possirlich war es anzusehen, wie Männer und Weiber, Hämmel und Hunde, Alle ängstlich und zagend, erst über die schwankende Brücke, dann die wacklige Leiter hinan, über den glatten Felsblock und die Spalten und Risse hinab, gezogen, gehalten und getrieben wurden. Nach sechsstündiger Arbeit war der Bach glücklich auf einer Leiter überstiegen, und zwei Stunden später das Lager bei Tschaso, einer kleinen, reizenden Oase in einer wahren Felsenwüste, aufgeschlagen.

Tags darauf wurde das Thal des Pueh-Baches mit den Dörfern Koro und Pueh begrüßt, und in Weintrauben, Aprikosen

und Milch geschwelgt, welche die freundlichen und zudringlich neugierigen Bewohner den weißen Männern mit den langen Bärten zur Erfrischung brachten.

Von Koro aus wurde die Namtu-Brücke überschritten, welche auf der großen Straße von Kanauar nach Tübet liegt, und etwa zwei Meilen unterhalb der Vereinigung des Sutledj mit dem Li oder Spiti erbaut ist. Zu ihrer Anlage ist ein Punkt gewählt, wo der Sutledj zwischen senkrechten Granitwänden eingeengt ist; sechzig Fuß beträgt die Breite des Stroms, fünf und achtzig Fuß die Spannung der Brücke und siebenzig Fuß ihre Höhe über dem Wasserspiegel. Wie ein Faden scheint sie über den brausenden Strom gespannt, auf- und abschwankend unter dem Tritt des einzelnen Fußgängers, wenn er auf den lose an einander gefügten Balken über den Abgrund dahinschreitet, kein Geländer ihm Halt verspricht, keine Querlage ihn hindert, unter seinen Füßen die schäumend gegen den Felsen ankämpfenden Wogen zu sehen; und doch ist dies die festeste Brücke des ganzen Gebirgs, ein Denkmal der frühern chinesischen Herrschaft, und ein Bauwerk, dessen Gründung Jahrhunderte hinaufreicht. Trefflich paßt ihr Anblick und ihre Lage zu dem Strom, welchen sie überbrückt. Kein rauheres, einsameres Thal giebt es, als das des Sutledj, von der tübetanischen Grenze bis Kanum. Eine ungeheure Einöde von kahlen, dunkelfarbigen, über einander gethürmten Felsmassen, durch welche der Strom seine schmutzig braunen Gewässer fortwälzt. Stundenlang klettert man an diesen unwirthbaren Thalhängen hin, ohne daß ein Wassergerinne die Felsen hinabsickert oder ein Grashalm den Augen Erfrischung gewährt; nur die Artemisia, mit ihren fahlen, graugrünen Blättern, schlingt ihre Wurzeln um die Felsen, selbst ein Bild der fast abgestorbenen Vegetation. Wie Oasen in der Wüste, liegen die wenigen kleinen Dörfer an den Abhängen, da wo ein Bach herabrieselt und seine Thalsenkung Platz für etwas Dammerde gelassen hat; und nicht freudiger können jene, im glühenden Sandmeer von der erschöpften

Handelskarawane begrüßt werden, als diese von dem Wanderer in den Einöden des Sutledj-Thales; nicht lieblicher können dem Sudan-Reisenden die Brunnen, die Grasflächen, die Palmen entgegenleuchten, als dem Himalaya-Pilger die Aprikosenbäume, die Weinreben, die mühsam bewässerten und üppig grünenden Terrassenfelder. Aber freilich — bleiben und Hütten bauen mag man weder dort noch hier.

Auf der etwa sechs Hundert bis Tausend Fuß über dem Strom gelegenen fruchtbaren Terrasse des linken Sutledj-Ufers ging die Reise nach Dabling und Dubling und von dort über Kâb nach Nambja. Es waren dies nur kurze, wenig beschwerliche Märsche: fast Ruhetage nach den vorhergegangnen Anstrengungen.

Das kleine Dorf **Kâb** liegt weinumrankt über dem Zusammenflusse des Li und des Sutledj. Durch eins der Gehöfte geführt, traten die Reisenden hin zu dem Abgrunde, wo tausend Fuß unter ihnen in dem dreigespaltenen Felsenriß die braunen Wogen des Sutledj und die silbergrauen des Li in gewaltigem Kampfe, wirbelnd und doch aufschäumend, zusammenstürzen, um darauf weit hinab in feindlicher Zwietracht neben einander fort zu strömen, bis zuletzt der Sutledj seinen schwächern Gegner in sich aufnimmt. — Von Kâb nach Nambja war nur noch eine kurze Strecke, die aber durch einen heiligen Hain von alten hochstämmigen Neoza-Kiefern führte, in welchen Prinz Waldemar durch eine Anzahl weißbärtiger Lama-Priester in ihren rothen Talaren begrüßt und bewillkommnet, und mit Früchten, Blumen und Taback beschenkt wurde.

Mit Nambja war das äußerste Grenzdorf gegen Tübet erreicht; der letzte Versuch, auch bis dahin vorzudringen, wurde gemacht und gelang! — Der Prinz und seine Begleiter bestiegen den Stier des Hochgebirges, Jack oder Tschaueh, um die Reise nach Tübet fortzusetzen.

Der Jack ist ein dem Plateaulande Tübets und dem hohen Himalaya eigenthümliches Thier. Nur dort in der dünnen, reinen

Alpenluft, auf der hohen Gebirgsweide, in einer Höhe von mehr als zehn Tausend Fuß über dem Meere gedeiht er. Lange, wollartige Haare bedecken Seiten und Beine, buschen sich in einen dicken Schwanz zusammen, und geben ihm ein ganz eigenthümliches Ansehn von zahmer Wildheit und frostiger Gemüthlichkeit. Mit all den trefflichen Eigenschaften unseres gewöhnlichen Hausochsen und seines Geschlechts, vereinigt er noch die, das stärkste und sicherste Transportmittel auf den rauhen Felsenpfaden des Himalaya zu sein, und in seinem langbehaarten Schwanze einen Schatz zu besitzen, der von seinem Herrn entweder auf das sorgfältigste aufbewahrt und in einen Haarbeutel gefaßt oder noch bei seinen Lebzeiten abgehackt und verkauft wird, um als Zierrath und Zeichen der Würde indischen Fürsten nachgetragen zu werden, ihre Rosse zu schmücken und ihren Damen Kühlung zuzufächeln.

Auf derartigen Alpenrossen sollte der Piminglah-Paß, die Grenze von Tübet überschritten werden. Eine wollene Decke, mit einem Strick auf den Rücken gebunden, war der Sattel, ein anderer Strick, durch die Nase gezogen, der Zaum. So ging es die Felsenabhänge des Passes hinauf und hinab, über tiefe Schluchten und Felsgeröll und an fast senkrechten Abstürzen vorbei. Es ging, aber — es ging schlecht. Sicher und vorsichtig war der Tritt der breitfüßigen Thiere; jedoch stöhnend und grunzend verrichteten sie ihre beschwerliche Arbeit, und das Festsitzen auf den losen Decken war so anstrengend, daß bald der Marsch auf eigenen Beinen als bequemer und sicherer vorgezogen wurde, besonders nachdem eins der armen Thiere, unter dessen Füßen ein Felsstück nachgegeben, in den Abgrund gerollt war und der Reiter nur durch Hineinwerfen in einen nahestehenden Busch sich unversehrt erhalten hatte.

Es war am 6. August, als auf dem Piminglah-Paß die chinesische Grenze überschritten und Schipke, das nächste tübetanische Grenzdorf erreicht wurde.

Der Pimlnglah-Paß, über dessen Kamm die Grenze zwischen dem britischen und dem himmlischen Reiche fortläuft, liegt zwölf Tausend sieben Hundert Fuß über dem Meeres- und circa vier Tausend Fuß über dem Sutledj-Spiegel, auf dem Bergrücken, welcher die Wasserscheide zwischen diesem und dem Ganges bildet und der, hier durch die südwestliche Biegung jenes Stromes durchbrochen, unmittelbar jenseits desselben zur schneebedeckten Höhe des Purgeûl sich wieder erhebt. Mit Mühe und Anstrengung klettert man von Nandja aus den steilen Felsabhang hinauf; nur Ginster- und Cypressengesträuch, hin und wieder auch wilde Rosen und Geranien und eine Art wilden Buchweizens, unterbrechen die fahle Färbung des Schiefers und Granits. Endlich verkünden eine Menge von Steinpyramiden, zu denen jeder Vorübergehende sein Scherflein beiträgt, die Höhe des Passes. Noch einige Schritte weiter, und eine überraschende Fernsicht breitet sich aus. Der Wanderer, dem seit langer Zeit stets gewaltige Berge, Felsen und Schneespitzen den Gesichtskreis beengt, sieht unerwartet wieder Himmel und Erde in gerader Linie an den äußersten Grenzen des Horizonts sich berühren! Tief unter ihm, zwischen grauen und röthlichen Felswänden, windet sich der Sutledj, hier Langing oder Langage Kampa genannt, rechts ziehen sich von der begrenzenden Schneekette grüngefärbte Abhänge zum linken Ufer des Stroms hinab, und bald zeigen auch Oasen mit üppigen Feldern, Dörfern und Obstbäumen, daß hier nicht nur für die Shawlziege, den Jack, den Barral und das wilde Pferd Nahrung zu finden ist, sondern daß auch der Mensch sich eine bleibende Heimath geschaffen und Lohn für seinen Fleiß gefunden hat. Links dagegen, auf dem rechten Ufer des Stroms, erheben die Felsmassen des Purgeûl und Tschamil, durch den Bujulgu-Bach getrennt, fast senkrecht ihre vielgezackten, schneebedeckten Spitzen; nur ein einziges, aus ein paar Häusern bestehendes Dorf, wie ein Schwalbennest zwischen den kahlen Felsen des Tschamil geklebt, fesselt das Auge des Reisenden und nöthigt ihm Erstaunen und,

vielleicht ohne Grund, auch Mitleid ab. — Folgt endlich sein Auge dem Laufe des Sutledj aufwärts, so erweitert sich der Gesichtskreis immer mehr und mehr; die Thalhänge verflachen sich und gehen zuletzt in ein sanft gewelltes Plateau über, in welches der Strom und seine Nebenbäche wie dunkle Linien eingeschnitten und auf welches einzelne runde Hügelreihen aufgesetzt sind. Ein Weg schlängelt sich über die kahlen Bergrücken weit hinein in das geheimnißvolle Land. Alles ist aber braun in braun gefärbt; kein Wald, kein Baum; Alles kahl und öde, düster und melancholisch: — es ist die zehn bis vierzehn Tausend Fuß hohe Hochebene von Tübet, über welche die Blicke des Reisenden hinschweifen.

Das erste tübetanische Dorf, das man jenseits des Piminglah-Passes trifft, ist Schipke. Es liegt in vier Häusergruppen an den Ufern eines starken Gebirgsbaches, neun Tausend acht Hundert Fuß über dem Meere und ein Tausend zwei Hundert Fuß über dem Spiegel des Sutledj, auf einer Terrasse des linken Thalhanges. Mit seinen üppigen, künstlich terrassirten Feldern, seinen Pappel- und Aprikosenbäumen, bildet es eine reizende Oase inmitten der kahlen, baumlosen, braun und grünlich gefärbten Fels- und Berghänge rund umher und schaut gar freundlich und einladend hinüber zu den auf dem rechten Sutledj-Ufer sich fast senkrecht erhebenden, zwanzig Tausend Fuß hohen schneebedeckten Felskegeln des Purgeûl.

Die Bauart der Häuser ist der im oberen Sutledj- und Ganges-Thal beschriebenen ähnlich; nur verschwinden wegen Mangel an Holz die dort so malerischen Balkone und Zierrathen, und die Mauern sind nur aus unregelmäßig behauenen Steinen, mit wenig Mörtel aufgeführt: unten Keller und Viehstall; darüber die Wohnstube, zu der eine Art Vorbau mit einer Steintreppe führt; oben ein flaches, mit Erde bedecktes Dach, welches sowohl als Trockenplatz wie als Dreschtenne und Scheune benutzt wird. Eine Thür führt zum Stall, eine andere zur Wohnstube; ein paar

kleine Oeffnungen dienen als Fenster und Schornstein zugleich; der Feuerheerd und der Feuerplatz liegen in einer Ecke der Stube. Das Hausgeräth bilden ein paar wollene Decken, eine Handmühle, eine Art Weberrahmen, einige messingene oder kupferne Gefäße, ein paar Kübel oder Schalen von Holz, einige Holzlöffel von verschiedener Größe; und das Ackergeräth: ein hölzerner Pflug, eine Hacke, eine Axt und ein Dreschflegel, letzterer ganz dem gleich, welcher auch bei uns gebraucht wird.

Auch die Tracht der Einwohner ist der im hohen Gebirge üblichen ähnlich und für beide Geschlechter gleich. Der wollene Baku und das spitz zulaufende Beinkleid bilden die Hauptbestandtheile; ein Paar wollene Stiefel mit dicken runden Sohlen treten hinzu, und für alle Kleidungsstücke gleichmäßig ist die krapprothe Farbe gewählt. Wäre der Zopf nicht, so würde man bei der fahlgelben Gesichtsfarbe, den kleingeschlitzten Augen, den breiten Backenknochen und den wenigen Barthaaren, welche dem Mann beschieden sind, häufig beide Geschlechter verwechseln. Der Zopf aber macht den Mann: in Einer dicken Flechte faßt er bei ihm das Kopfhaar zusammen und streckt es schwarz und glänzend über den Rücken; beim Weibe dagegen wird das Haar in eine große Menge kleiner Flechten gesondert, dann durch eingeflochtene dunkelfarbige Wolle bis auf die Waden verlängert und, mit Wollpuscheln, Glasperlen, Bernsteinstücken und so weiter geziert, zu einem höchst künstlichen Haarbau zusammengefügt. Ob dieser Kunstbau aber auch je wieder gelöst werde, ist eine andere Frage; denn der dunkelgefärbte glänzende Rücken des Baku zeigt an, daß derselbe durch stets von Neuem aufgeschmiertes Fett seit undenklicher Zeit in Glanz und unveränderter Form erhalten worden ist und die Unbefangenheit, mit der gewisse kleine, auch in Europa zu findende Thierchen jene Flechten hinauf- und hinabspazieren, läßt keinen Zweifel darüber, daß sie sich dort vollständig heimisch fühlen und in ihrer Häuslichkeit durch nichts gestört werden.

Außer durch jenen Haarbau suchen die Tübetanerinnen die ihnen von der Natur versagte Schönheit noch durch allerhand anderen Putz zu ersetzen: Glasperlen, Muscheln, Türkise, Lapis lazuli und vornehmlich Bernsteinstücke reihen sie zu langen Schnüren aneinander und lassen sie bis an die Knie herabhängen, schmücken sich auch mit Arm- und Fußbändern, mit Finger-, Nasen- und Ohrringen, bald aus Silber, bald aus Messing, und mit Steinen, meistens Türkisen, besetzt. Männer und Frauen sind gleichmäßig neugierig, habsüchtig und betrügerisch, furchtsam und schmutzig, die letzteren aber noch besonders lästig durch ihre Zudringlichkeit. Ihnen liegt vorzugsweise die Arbeit des Hauses und der Felder ob, während der Mann die Heerden hütet, Handel treibt und auf den Rücken seiner Lastziegen und Schafe nach den Thälern Bissahirs Shawlwolle und Salz bringt, um dagegen Getreide, Reis, Rosinen, Wallnüsse und so weiter von dort zu holen. Bewaffnet sieht man ihn nie; statt dessen geht er mit der Spindel umher, oder dreht wie einen Rosenkranz seine Gebetrolle.

Weder in Schipke, noch in dem drei Stunden weiter aufwärts am Sutledj gelegenen Dorfe Kiuk, wohin die Reisenden am 8. ohne Begleitung sich begaben, wurden sie irgendwie zurückgewiesen oder ihnen unfreundlich entgegengetreten. Passiver Widerstand ist der einzige, welcher in diesem entfernten Winkel des himmlischen Reichs anbefohlen ist und ausgeführt wird. — Willst du weiter reisen, so reise, aber den Weg zeige ich dir nicht; Lebensmittel kann ich dir nicht geben, Transportmittel für deine Sachen eben so wenig; auf diesem, meinem Felde dein Zelt aufzuschlagen, darf ich dir nicht gestatten, auch nicht, daß du aus meinem Bache dein Vieh tränkst; aber setze die Reise fort, wenn du willst, — so spricht der Tübetaner; und handelt er anders, so wird er von seiner Regierung zur Verantwortung gezogen und — verschwindet. — Dies letztere war erst vor zwei Jahren zwei Bewohnern von Schipke widerfahren, die einem englischen Reisenden

behülflich gewesen waren, und das hatte die Zurückgebliebenen so ängstlich gemacht, daß, als von einem der prinzlichen Reisegesellschaft einige Halme des reifen Getreides gepflückt und eingesteckt wurden, sie wiederholt versuchten, ihm unvermerkt die Halme wieder aus der Tasche zu ziehen.

Am 8. August würde umgekehrt, nicht bloß nach Rambja, sondern überhaupt zur Heimath. Der entfernteste Punkt der Reise war erreicht; chinesische Mauern hemmten überall das weitere Vordringen, und an der westlichen Seite des indischen Reiches bereiteten sich Begebenheiten vor, welche es dem Prinzen Waldemar wünschenswerth erscheinen ließen, bald in Simla, dem Hauptquartier des General-Gouverneurs und des kommandirenden Generals, einzutreffen, um der Entwickelung dieser Dinge folgen zu können. So feindlich waren schon damals die Beziehungen der Regierungen von Kalkutta und Lahore zu einander, daß die in den Bergen reisenden Offiziere zurückgerufen wurden, und Prinz Waldemar die offizielle Nachricht erhielt, man habe von Lahore aus Befehl gegeben, sich seiner Person zu bemächtigen und ihn als Geißel festzuhalten, sobald er die britische Grenze überschritte.

Von Rambja aus ward am 9. August auf der dortigen fünf und funfzig Schritt langen Seilbrücke der Sutledj passirt, und die steilen Felsmassen des Purgeûl hinansteigend, der Tschakfaldang-Paß und jenseits das Li-Thal mit dem eilf Tausend zwei Hundert sechzig Fuß hoch gelegenen Dorfe Nako erreicht.

Dieses wohl vierzig bis funfzig Häuser zählende Dorf liegt in einer muldenförmigen Einsenkung und ist rings von unabsehbaren, kahlen Felstrümmermassen umgeben. Zwei Bäche werden zur Bewässerung der mit vieler Mühe in Terrassen angelegten Felder benutzt, und ein kleiner See, eingefaßt von stattlichen Pappeln und Weiden, den einzigen Bäumen der Gegend, überrascht in dieser Höhe und thut dem Auge nicht minder wohl in dieser Stein- und Felswüste, als der üppige Ertrag der Felder an Weizen, Gerste, Raps,

Buchweizen und so weiter. Das Dorf ist der Sitz eines Ober-Lama und gehört nach Form und Bauart seiner Häuser, nach äußerer Gestalt, Sitten, Gebräuchen und Religion seiner Bewohner, noch zu Tübet. Als Prinz Waldemar unerwartet und ungekannt hier ankam, fand er auf einer Art Marktplatz, zunächst eines großen Mane-Pane-Hung, einen Theil der Bevölkerung beisammen, arbeitend und plaudernd, auf den grundwüchsigen Granitbänken gruppirt. Einige spannen, Andere webten, Andere reinigten Reis; es war ein höchst heiteres, lustiges Völkchen; die Weiber führten das Wort, es wurde herzlich und über Alles gelacht. Die Ankunft der Fremden störte wenig; Milch und Aprikosen, die aber hier nicht mehr gereift waren, wurden ihnen gereicht, und als sie sich ohne weiteres zu der Gesellschaft setzten, erhöhten sie nur deren Heiterkeit. Gegen Abend, wo auch Gepäck und Dienerschaft angekommen waren, machte der Lama mit seinen Unterpriestern seine Aufwartung, und erfreute durch einen wahrhaft schönen, sehr andächtig klingenden Choralgesang. Ein Gespräch, welches der Prinz über Religion anzuknüpfen versuchte, wurde jedoch von Seiten des Lama mit sehr großer Zurückhaltung geführt, und ergab fast nur, daß er auch die indischen Götter anbete, und daß »Tungschah« der Name seines heiligen Buches sei.

Viel Interesse bietet der Haupttempel des Ortes dar; er ist noch zur Zeit der chinesischen Herrschaft erbaut worden und wurde ohne Widerstreben gezeigt. In einem länglich-viereckigen, von Mauern eingeschlossenen Raume stehen vier in Quadratform errichtete Gebäude, zwei größere und zwei kleinere, jene wie diese sich gegenüber; die Seitenlänge des größten beträgt dreißig, die Höhe desselben im Innern etwa zehn Fuß. Licht erhalten sämmtliche Gebäude nur durch die Thür; die äußeren Wände sind roth angestrichen, Dach und Decke flach, im Innern durch geschnitzte hölzerne Pfeiler getragen. Dem Eingang gegenüber stehen Götter, Buddha's und Lama's, aus Holz und Thon geformt, mit grellen Farben gemalt, auch mit seidenen und wollenen Stoffen behangen. Der

Hauptgott nimmt die Mitte der Wand ein und steht auf einem höheren Untergestell, als die andern, um ihn her gruppirten; Fahnen aus chinesischem Seidenzeuge mit kunstfertigen Malereien sind zu Seiten der Hauptfigur aufgestellt und Wandgemälde, zum Theil auf Goldgrund ausgeführt, und geschichtliche oder mythologische Gegenstände darstellend, schmücken sämmtliche Seitenwände. Das Ganze ist mit einer, nirgends sonst im hohen Himalaya zu findenden Pracht und Kunstfertigkeit angelegt, geht aber leider augenscheinlich seinem Verfall entgegen.

Am 10. August ging es ein und eine halbe Stunde bergab auf gutem Reitwege und dann auf einer schön gebauten, fünf und siebenzig Schritt langen hölzernen Brücke über den Li oder Spiti zum Dorfe Lio, das ganz versteckt hinter einem einzeln stehenden Granitkegel im Thale des Lida-Baches, dicht an seinem Zusammenfluß mit dem Spiti liegt.

Am folgenden Tage wurden zunächst die Felswände des Spiti erstiegen, dann wurde in das weniger steile, aber immer noch felsige, nicht mit Wald, sondern mit Wiesenmatten bedeckte Thal des Tochpo eingebogen, und in demselben die von Ackerfeldern umgebenen Dorfschaften Hang und Hangmat erreicht. Der Weg war ein brauchbarer Reitweg; den Tochpo hinauf konnte man zu dem Schneerücken sehen, welcher zwischen dem Spiti und dem Roskolang sich bis zum Sutledj erstreckt und auch die Spitzen des Purgeûl, ja selbst die jenseits des Zang Cham sich erhebenden Schneeberge leuchteten in den herrlichen, klaren Himmel hinein.

Der Hangerang-Paß, welcher am 12. August überstiegen ward, erhebt sich dreizehn Tausend acht Hundert zwei und zwanzig Fuß hoch, drei Tausend ein und sechzig über Hang, fünf Tausend drei Hundert acht und funfzig über Sunum. Die Ansteigung zu ihm von beiden Seiten ist ziemlich allmählig und sein Rücken gerundet. Nur wenig Schnee lag noch auf den Kuppen, die ihn einschließen. Gras und niedriges Gesträuch wächst zwischen den Felsen seiner

Abhänge; hochstämmige Bäume finden sich erst wieder im Thale des Roskolang, wo Deodaren, Pappeln, Aprikosenbäume die weinumrankten Gärten und fruchtbaren Felder von Sunum umgeben. — Hier, in dem Haupt- und Centralpunkte von Kanauar, wurde ein Ruhetag gehalten, man machte Einkäufe und besah die Tempel und Klöster. Sunum ist der einzige Ort in diesem Theil des Gebirges, welcher mit dem Namen einer Stadt belegt werden könnte; er soll achtzig bis Hundert Familien zählen, ist der Sitz eines Ober-Lama, hat einzelne, mit Luxus in ihrem Holzschnitzwerk versehene Häuser, zwei Tempel und ein großes, schön gelegenes Nonnenkloster. Eine Menge von Tschesten und Gebet-Cylindern, die bunt bemalt oder durch Wasser getrieben, neben und vor den Häusern stehen, bezeichnen die Einwohner als eifrige Lama-Anbeter, obgleich sie sonst in ihrer äußeren Erscheinung nichts mehr von dem tübetanischen Charakter haben, der in den Grenzorten von Koro bis Lio vorherrschend ist.

Das Thal des Roskolang, welches unterhalb Sunum zu dem felsigen Durchbruchsthal wird, welches bei Tschaso vorbeiführt, ist oberhalb Sunum weit geöffnet, und seine drei bis fünf Hundert Schritt breite Thalsohle mit Dörfern, schönen Wiesen und Fruchtfeldern bedeckt. Bei dem Dorfe Roskolang führt eine sieben und zwanzig Schritt lange Brücke über den Bach gleiches Namens, und jenseits desselben windet sich die Straße ziemlich allmählich an dem mit Cypressengesträuch und Weidekräutern bedeckten Abhang zur Höhe des dreizehn Tausend sechs Hundert fünf und dreißig Fuß messenden Binang-Passes hinan, um jenseits wieder steil und felsig nach Tapang, den am Zangpo gelegenen Viehställen von Kanum und Labrang, hinabzuführen. Weiter führte der Marsch nach Lipe und von da am 18. August wieder nach Tschini. Von hier aus führte der Weg am südlichen Abhange des Schneerückens hin, welcher zwischen Kojeng- und Jula-Bach zum Sutledj heranzieht; eine Menge kleiner Bäche strömen radienförmig von demselben herab und stürzen dann in Staubfällen über die Tausend und mehr Fuß hohe Felswand.

Wo der hochstämmige Cedernwald Durchblicke erlaubt oder die steilen Felsen nur Graswuchs gestatten, öffnete sich die herrlichste Aussicht auf die Mündung des Baspa-Thales und die einschließenden Schneegebirgsrücken, und ließ die Beschwerlichkeit des auf- und absteigenden oft in Treppen geführten Weges vergessen, welcher zu einem Lagerplatz bei dem von großen Kornfeldern umgebenen Dorfe Miru führte.

Noch schöner war die Gegend, noch üppiger die Vegetation während des Marsches am folgenden Tage: herrliche Laubwaldung von Kastanien, Eichen, Erlen und Nußbäumen nahmen die Reisenden in ihren kühlen Schatten auf und bei Tschogaung oder Sirgaung (Sargon) fanden sie einen der lieblichsten Lagerplätze der ganzen Reise. Dieses Dorf liegt am rechten Thalhange des Sutledj; prächtige Wälder von Kastanien und Eichen schmücken die untere Region; höher hinauf sind die Berghänge mit dem dunklen Grün der Cedernwaldungen geziert; üppige Felder breiten sich terrassenförmig aus zu beiden Seiten des schäumenden Gebirgsbaches, welcher das Dorf durchströmt; herrliche Wiesenmatten und riesige Nußbäume umgeben die einzeln liegenden Gehöfte. Die Häuser sind wohlerhalten und sehen ganz schweizerisch aus, mit ihren weit vorstehenden Dächern und ihrem Holzschnitzwerk. Vor Allem malerisch ist aber der Dewâli des Dorfes gebaut und gelegen. Mit seiner Kreuzform, seinem doppelten Dach, seiner aufgesetzten Kegelspitze und seinen Holzgallerien und Schnitzwerken, erinnert er bald an die Tempel von Katmandu, bald an die alte Kirche, welche Seine Majestät der König von Preußen aus Norwegen nach Brückenberg im Riesengebirge hat versetzen lassen.*)

*) Ueber die unterhalb der Schneekoppe zwei Tausend vier Hundert dreissig Fuß über dem Spiegel der Ostsee zu Wang bei Brückenberg gelegene Kirche dürfte vielleicht manchem der geehrten Leser folgende Nachricht willkommen sein. Dieselbe wurde in den Jahren 1842—44 für eine Summe von fast drei und zwanzig Tausend fünf Hundert Thalern erbaut. Sie ist ganz von Holz, hat außen einen sogenannten Laufgang, der, selbst durch einen Holzbau umschlossen, die Kirche gegen die Zerstörungen durch das Ungestüm der Witterung schützt, und zugleich bei starkem Kirchenbesuch mehr Raum gewährt. Die Kanzel ist aus dem Holz der alten norwegischen Kirche, ebenso ist ein großer Theil

Von Tschogaung ging es hinab zum Sutledj-Ufer und längs steiler und kahler Felsmassen auf schwierigem Fußpfade erst zum Bade Gād, dann auf das linke Ufer des Sutledj über die von den Engländern angelegte Wangtu-Brücke, und weiter den Thalhang des Stroms hinauf bis zu dem großen schöngelegenen Dorfe **Nitzar**.

Der Marsch von Nitzar nach Tranda führte durch einen herrlichen Naturgarten; überall zur Seite des Weges majestätische Bäume, rauschende Bäche und üppige Wiesenfluren, tief unten der schäumende Sutledj und jenseits steil ansteigende Felsmassen, zwischen denen kleine Dörfer unter schattigen Bäumen und grünen Feldern wie Schwalbennester angeheftet waren.

Nicht minder schön und noch reicher mit Dörfern und Feldern geschmückt waren die Bergabhänge, denen entlang zuerst **Seran**, dann **Gora**, und am 27. August Rampûr erreicht wurde.

Seran liegt malerisch am linken Thalrande des Sutledj, etwa sechs Tausend acht Hundert Fuß über dem Meere, und drei Hundert Fuß über dem Strom, in einer fruchtbaren, mit Dörfern dicht besetzten Thalsenkung. Der Radjah von Bissahir zieht sich während der sechs bis sieben Sommermonate hierher zurück, um in dem gemäßigten, herrlichen Klima der fast unerträglichen Hitze in seiner Residenz Rampûr zu entgehen. Sein Sommerpallast oder -Haus, wie man es nennen will, besteht aus einer Anzahl, in länglichem Viereck zusammengebauter Häuser im Geschmack des Landes, aus

der äußern und inneren Säulen und der innern Bekleidung, nebst allen schuppenartigen und sonstigen Verzierungen aus den wohlerhaltenen Bestandtheilen der alten Kirche entnommen. Das Uebrige, Sitze, Orgel, Sakristei und der Umkleidungsbau ist neu, wie die Hundert vier und siebenzig größeren und kleineren Fenster. Die alte Kirche stand bei Miöse in Walders am Wanger-See in Norwegen. Ein echter Blockbau im Sinne des zwölften Jahrhunderts, war sie eine Staw- oder Reiswerkkirche mit aufrechtstehenden Pfosten. Thür, Einfassungen und Säulen waren mit ganz altem, verschlungenen und sehr sorgfältig ausgeführten Holzschnitzwerk verziert, welches theils Thiere, theils Gesichter und allerlei kunstreich verschlungene Züge und Formen im Relief darstellte. Sehr eigenthümlich waren die schiffsschnabelähnlichen Dachverzierungen, dergleichen auch die neue Kirche zu Wang trägt.

Anmerkung des Herausgebers.

abwechselnden Holz- und Steinschichten aufgeführt, von weit vorspringenden Schieferdächern überragt und nach außen mit Balkonen versehen, welche aber nicht offen, sondern mit Holzwerk versetzt und nur von kleinen Luken durchbrochen sind. Die Südseite des Vierecks nimmt ein großer, weiß angestrichener Tempel ein, fünf bis sechs Stockwerke hoch, mit chinesischem Etagen-Dach und vergoldeten Knöpfen. Die Nordfront ist durch ein anderes Gebäude zusammenhängend geschlossen; in der Mitte desselben liegt der Haupteingang, ein Thor, ausnahmsweise so hoch, daß man aufrecht hinein gehen kann, und zu beiden Seiten Veranda's, welche hinter künstlich geschnitzten Holzpfeilern und Bogen fortführen. Tritt man hier ein, so gelangt man in einen großen gepflasterten Hofraum, nach welchem sich von den Seitengebäuden zwei Etagen von Veranda's eröffnen, von denen aus kleine, kaum vier Fuß hohe Oeffnungen als Thüren zu den einzelnen unter einander verbundenen Gemächern führen; Fenster und Schornsteine sind nicht vorhanden, nur einige schießschartenartige Luftlöcher, welche statt beider dienen, nirgends ein Garten oder ein Baum oder irgend eine künstliche Benutzung der herrlichen Umgegend.

Der Prinz hatte zwar jeden feierlichen Empfang abgelehnt; doch nahm derselbe die für ihn auf einer Wiesenfläche neben dem Schloß errichteten großen Zelte zur Wohnung an und empfing dort am nächsten Morgen den Besuch des Radjah. Trompeten-, Trommel- und Posaunenklang verkündeten dessen Annäherung. Zuerst kamen die Musikanten, dann einzelne Leute mit vergoldeten Stäben und Jackschwänzen, dann der Radjah, zu Fuß und gestützt auf zwei seiner Minister, dann eine Anzahl Würdenträger und Diener, alle weißgekleidet, endlich eine Masse schreienden und jauchzenden Volks. Der Radjah trug einen langen blauen, mit Gold gestickten Tuchtalar, ein Paar violette Saffianstiefel und eine hohe, weite Mütze aus Goldstoff. Es war ein kleiner, augenscheinlich früh gealterter Mann, der nur mit Mühe gehen konnte; eine lange

Habichtsnase, ein paar große schöne Augen, hätten seinem Gesicht Charakter geben können, aber Unsicherheit und Verlegenheit sprachen sich in jedem seiner Blicke, in jeder Bewegung aus; fragend und Rath suchend sah er stets auf seine Minister. Er erkundigte sich nach der Reise des Prinzen, dem Lande woher er komme, nach Entfernung, Bevölkerung und Heeresmacht dieses Landes, und nachdem er die Geschenke, bestehend aus einigen Shawls, Moschusblasen, einem Stück russischen Juchtens, chinesischen Münzen, Früchten, Blumen und so weiter darreichen lassen, entfernte er sich, wie er gekommen. — Nachmittags wurde der Besuch erwiedert und unter einem in dem innern Hofraum des Pallastes aufgeschlagenen Baldachin empfangen. Die Sitze und die Reihenfolge der zum Sitzen zugelassenen waren ganz genau so angeordnet, wie im Zelte des Prinzen. Der Wunsch des letztern, das Innere des Schlosses zu sehen, setzte den armen Radjah in nicht geringe Verlegenheit, er lehnte es ab, indem er sagte: im Innern des Hauses seien die Götter, dahin dürfe er die Reisenden nicht bringen; doch wolle er sie sehr gern auf den Gallerien herumführen lassen. Die gereichten Gegengeschenke: eine Doppelflinte, ein paar Pistolen, ein Stück seidenes Zeug, ein Brillantring und so weiter, schienen ihm sehr zu gefallen; unter den zärtlichsten Freundschaftsbezeigungen trennte man sich. Kaum aber in den Zelten wieder angelangt, meldete sich auch schon bei der Umgebung des Prinzen die Dienerschaft des Radjah: der Schneider brachte einen leeren Geldbeutel, der Koch eine große Gurke, der Thürsteher einen Blumenstrauß und so weiter; Alle hatten hohle Hände: — tout comme chez nous!

Je weiter die Reisenden sich von dem Schneegebirge entfernten und den Abhängen des Mittelgebirgsrückens folgten, welcher von den Quellen des Mangelade-Gâd an, sich parallel des linken Sutledj-Ufers hinzieht, desto heißer brannte die Sonne, desto südlicher erschien die Vegetation, und desto mehr trugen Menschen und Sitten das Gepräge des Tieflandes. An die Stelle des wollenen Baku

und des Kopfputzes mit den Wollbüscheln (Tulelagda-Dorika) war wieder der baumwollene lange Rock und das Kopftuch getreten. Verschwunden waren Tschesten, Manes und Lamas, Hindu-Dewälis mit ihren Flaggstöcken und gelb und roth bemalten Brahminen kamen wieder zum Vorschein und statt der singenden und lachenden Weiber des Hochgebirges trugen wieder braune, halbnackte Kerle mißmuthig das Reisegepäck.

Rampûr liegt hart am linken Ufer des Sutledj, von einem, nach dem rechten Ufer zu ausspringenden Bogen umfaßt, nur drei Tausend sieben und neunzig Fuß über dem Meere; Felswände engen es von allen Seiten ein, strahlen die Hitze der Sonne zurück, und sperren die kühlenden Winde ab, so daß hier im Sommer eine wahre Backofen-Temperatur herrscht. Der Ort zählt etwa drei Hundert Häuser, die in regelmäßigen Straßen zusammengebaut sind und ihre Bazars und Tempel haben. Die Einwohner sind fast sämmtlich Kaufleute, Priester oder zur Hofhaltung des Radjah gehörige Leute. Das Residenzschloß liegt gar malerisch auf einem Felsvorsprung, unter welchem eine Hundert Schritt lange Seilbrücke über den Sutledj zu den Staaten des Radjah von Kulu führt. Ihre größte Bedeutung erhält die Stadt durch die Märkte, die dort alljährlich stattfinden und einen Vereinigungs- und Austauschpunkt für die Produkte des Gebirges und der Ebene bilden.

Am 29. August mit Tagesanbruch ward Rampûr verlassen, um noch vor der vollen Tageshitze das nächste Marschlager, Nirt, ein allerliebstes am Ufer des Sutledj gelegenes Dorf, zu erreichen. Der Strom hat auf dieser Strecke zwar noch immer felsige, aber nur kurz abgesetzte Ufer, an die sich die bebauten Ackerstrecken und, weiter hinauf, begraste Abhänge anschließen; Bäume fehlen und auch Dörfer sind nur wenig vorhanden.

Bald unterhalb Nirt biegt die Straße aus dem Sutledj-Thal aus und führt, indem sie aus Bissahir in die Besitzungen der zwölf kleinen Radjahs übergeht, welche früher in dem Radjah von Belaspûr

ihren Oberherrn erkannten, an reich beackerten, mit vielen Dörfern besetzten Abhängen hinüber zum Thal des Suar und dort zu dem sechszehn Tausend vier Hundert ein und neunzig Fuß hoch gelegenen Kôt Gher. Dieser Ort war früher ein englisches Kantonnement, ist jetzt aber als solches aufgegeben, und nur noch seit drei Jahren der Sitz einer christlichen Mission. Eine große Freude war es, daß zwei Landsleute hier als Verkünder des Christenthums gefunden wurden. Prinz Waldemar konnte es sich nicht versagen, dem Gottesdienst beizuwohnen, eine treffliche deutsche Predigt zu hören und sich davon zu überzeugen, wie gut die Schulkinder das Englische verstanden und in der Bibel Bescheid wußten. Die schon in den Ebenen gemachte Erfahrung, daß die Hindu's ihre Kinder gern in die christliche Schule schicken und sie dem Religionsunterrichte und Gottesdienst beiwohnen, aber dennoch nicht taufen lassen, hatte sich auch hier in den Bergen bestätigt. Wer Christ wird, verliert seine Kaste, das heißt seine ganze politische und soziale Existenz, er hat keine Familie, kein Vermögen, kein Vaterland mehr und zu solchen Opfern entschließen sich nur sehr wenige. Deshalb ist aber die Mühe der Missionaire keine vergebliche: die Wahrheit, die sie verkünden, schlägt Wurzel und greift um sich, wenn auch noch Jahre um Jahre vergehen werden, ehe sie zur öffentlichen Anerkennung gelangt.

Am 1. September stiegen die Reisenden durch die schön bebauten Abhänge des Suar-Thales und durch herrliche mit dichtem Unterholz bewachsene Eichen- und Morinda-Wälder zur Höhe des achtzehn Tausend vier Hundert fünf und vierzig Fuß hohen Naglanda-Passes hinauf. Der Weg dahin war ein sehr guter Reitweg. An den beiden folgenden Tagen gelangten sie über kahle, aber reich bebaute Rücken und Abhänge nach Muttiana und Theia, und endlich am 4. September in Simla an. Die Gebirgsreise war zu Ende: hundert und einen Tag hatte sie gedauert.

Simla ist zum größten Theile auf den lang gedehnten steilen Abhängen des sieben Tausend sechs Hundert Fuß hohen Berges

Djacko erbaut. Ein chaussirter Weg führt fast ein und eine halbe Meile lang rund um ihn herum und bildet den Korso, den Hauptkommunikationsweg des Ortes. Mächtige Eichen und Deodaren schmücken seine unteren Abhänge; baumartige Rhododendren reichen bis zur Spitze, auf der früher die einsame Hütte eines Fakirs gestanden hat. Jetzt steht auf dem obersten Gipfel ein kleines weißes Wachthäuschen, von dem die britische Flagge herabweht. Herrlich ist die Aussicht von diesem Berge herab auf das Labyrinth von Thälern und Höhen rings um: auf die in Nebel und Dunst sich hüllende Ebene des Ganges und Sutledj gen Süden, und auf die in den blauen Himmel hineinreichenden Schneespitzen im Norden, die von hier aus gesehen, zu einem unübersteiglichen, glänzenden Wald sich an einander schließen und sich von Nordwest gen Südost hinziehen, so weit das Auge reicht.

Simla ist das Baden-Baden der britisch-indischen beau monde, das Kaschmir des Groß-Moguls von Kalkutta. Dorthin begeben sich während der Sommermonate der General-Gouverneur und der kommandirende General, um neue Kräfte zu erneuter Thätigkeit zu sammeln; dorthin eilen die höhern Civil- und Militairbeamten, die es für ihre Pflicht ansehen, sich möglichst lange dem Dienst des Vaterlandes zu erhalten; dorthin drängt der Dandy und der junge Lieutenant, der überzeugt ist, daß der Dienst der Damen eine ritterliche Pflicht sei, deren Erfüllung ihm obliege; dorthin flieht die nervenleidende Schöne vor der Hitze des Sommers und der Langeweile der einsamen Stationen; dorthin endlich führen Mütter und Tanten ihre lieblichen Töchter und Nichten, damit deren Anmuth und Liebenswürdigkeit die schuldige Anerkennung finde, und damit sie das Ihrige gethan haben, um die Ehen, welche im Himmel geschlossen werden, auch hienieden und zwar so bald und mit so großen Revenüen als möglich zu Stande zu bringen; dorthin zieht Alt und Jung, Krank und Gesund, kurz Jeder, dem der Dienst und seine Geschäfte und Verhältnisse es irgend gestatten.

Etwa sechs Tausend Fuß hoch, an den Abhängen schön bewaldeter Bergrücken gelegen, bietet der Ort den Genuß eines südeuropäischen Klima's; Regen und Alpenluft kühlen die Atmosphäre und erfrischen die Vegetation, während in den Ebenen die Gluth der Sonne und der heißen Winde die Pflanzen ihres Grüns beraubt und dichte Staubwolken in die kühle Luft hineinwirbeln.

Nur die Bazars und die Wohnungen der Eingebornen, Kaufleute und Handwerker am westlichen Abhange des Djacko bilden, aneinandergereiht, mehrere Straßen; die Wohnungen der Engländer dagegen liegen in einzelnen Landsitzen weit zerstreut, bald auf den Rücken und Kuppen, bald an den Abhängen neben- und übereinander. Jeder hat einen schönen Aussichtspunkt gewählt, hier auf die fernen Schneeberge, dort in die grünen, schattigen Thäler; ein jedes Landhaus ist mit Park- oder Gartenanlagen umgeben, hat blumenumrankte Veranda's und weite, lustige Zimmer; Form und Ausdehnung aber sind verschieden, je nach Geschmack, Phantasie und Mitteln des Erbauers. Diese abgeschlossene Lage der einzelnen Wohnungen giebt dem Ganzen ein eigenthümliches Ansehen und bedingt die Lebensweise der Bewohner.

Simla ist kein Dorf, es ist keine Stadt; und doch bewegt man sich überall auf wohlchaussirten Straßen, begegnet zu jeder Tageszeit Reitern auf schönen arabischen Rossen, eleganten Damen, in Sesseln von bunt galonirten Dienern getragen, Eingebornen in den verschiedenartigsten Trachten, welche ihrem Handel und ihren Geschäften nachgehen. Nur Equipagen giebt es nicht; sie sind verboten, weil sie bei den schmalen Wegen, den scharfen Biegungen, welche diese machen, und den steilen Abhängen, in welche sie eingeschnitten sind, für gefährlich gehalten werden. Dies hindert aber nicht, daß sich jeden Nachmittag um fünf Uhr auf dem sogenannten Korso fast die ganze Gesellschaft von Herren und Damen zusammenfindet, hinauf und hinab sich bewegt, sich die Neuigkeiten des Tages, die chronique scandaleuse des Orts erzählt, sich

zu Diners und Abendgesellschaften einladet, gemeinschaftlich zu arrangirende Bälle, Concerte und Maskeraden verabredet und sich manch anderes Wörtchen zuflüstert, das eben nur für die Adresse bestimmt ist, an welche es abgegeben wird. Dabei ist Alles zu Pferde, nur die ältern und kränklichen Damen in Tragsesseln; zu Fuß zu erscheinen, ist höchstens gestattet, wenn man neben einem Tragsessel geht, oder das Pferd nachführen läßt; sonst ist es höchst unfashionable und kann nur von Eingebornen oder armen Teufeln geschehen.

Mit dem Eintreffen in Simla trat eine ganz neue Epoche in der Reise des Prinzen Waldemar ein. An die Stelle zehn und zwölf Stunden langer Märsche und Jagdparthien traten fast eben so lange dauernde Diners, Bälle und Maskeraden, und durch all die geselligen Freuden und Zerstreuungen schlang sich der Faden der Erwartung und der Vorbereitung jener großen politischen Ereignisse, welche den Sturz des Reiches Randjit Singhs zur Folge hatten, und einen neuen, unvergänglichen Lorbeerkranz auf die Ehrensäule der britischen Armee legten.

Vierter Abschnitt.

Der Feldzug gegen die Siekhs.

Von der Abreise von Simla, am 20. Oktober 1845, bis zur Rückkehr nach Berlin, im Juni 1846.

21*

Die Hoffnungen und Pläne, mit welchen Prinz Waldemar die indische Reise angetreten hatte, waren bisher fast alle durch seinen Muth und seine Ausdauer, so wie durch seinen vermittelnden und liebenswürdigen Charakter und durch die Gunst der Umstände erfüllt worden. Nur die Verwirklichung noch eines Wunsches blieb übrig, der für ihn, den Hohenzollern, den jugendlichen preußischen Reiterführer und Sohn eines ritterlichen Vaters, ein ganz natürlicher war: es war der Wunsch nach einer Gelegenheit, sich seine Sporen zu verdienen, den Krieg kennen zu lernen, damit er um so tüchtiger vorbereitet sei, wenn es, nach langjährigem Frieden, wieder einmal gelten sollte, das Schwert zu ziehen für Preußens Ehre und Unabhängigkeit. — Und auch diese Gelegenheit sollte ihm geboten werden; sie bereitete sich während seines Aufenthaltes in Simla immer mehr vor, und ward ihm endlich zu Theil, unter den sieggewohnten Fahnen des ältesten und treuesten Alliirten seines Vaterlandes, und in der Schule von Männern, die sich nicht allein bereits einen geschichtlichen Namen gemacht hatten, sondern welche auch, wie Lord Hardinge, hochgeachtet und gepriesen in der preußischen Armee, mit deren Thaten und Schicksalen verwachsen waren.

Vom Indus bis zum Brahmaputra, vom Schneerücken des Himalaya bis herab zum Kap Komorin, gab es nur noch Eine Völkerschaft, welche sich bisher nicht vor den englischen Bajonetten

gebeugt hatte; welche neben ihnen siegreich gewesen war; welche, obgleich verhältnißmäßig auf nur kleines Gebiet beschränkt, dennoch durch kriegerischen Geist, militairische Organisation und religiösen Fanatismus einen nicht zu verachtenden Gegner bildete: die Siekhs. Gegen diese galt es jetzt zu kämpfen.

Um beurtheilen zu können, wie dieser Krieg entstand und mit wem er geführt worden, möge es erlaubt sein, einen kurzen Rückblick in die Geschichte zu thun.

Um das Jahr 1469 ward in einem Dorfe bei Lahore einem Hindu der Tschatri- (Krieger-) Kaste ein Sohn Namens Nanak geboren, dessen religiöser und denkender Sinn ihn bald die Abgötterei, in welche die Hindu's, und den Aberglauben, in welchen die Muhamedaner gefallen waren, erkennen ließ. Er legte sich mit Eifer auf das Studium der heiligen Bücher beider Glaubenslehren, reiste und forschte mehrere Jahre lang, und kehrte dann zu seinem väterlichen Heerde, zu seiner Familie zurück, um für den Rest seines Lebens den einigen, ewigen, allschaffenden und allmächtigen Gott, die Gleichheit der Menschen vor ihm und das alleinige Verdienst guter Werke zu lehren. Seine Anhänger, deren es vorzugsweise unter der ländlichen Bevölkerung zwischen dem Beas und Rawi viele gab, nannte er Siekhs, das ist Schüler, sich selbst aber Guru, das ist Lehrer oder Prophet. Er nahm für sich nur den Rang eines demüthigen Abgesandten des Allmächtigen, und keine Wunderkraft in Anspruch; auch forderte er für seine Schriften nicht die Anerkenntniß als unmittelbare göttliche Eingebungen. Vor seinem Tode ernannte er einen seiner Schüler Namens Anggad zu seinem Nachfolger, auf den sein Geist übergeben werde, »wie die Flamme einer Lampe auf eine andere.«

Diesem folgten dann noch acht andere Guru's, unter diesen Ardjün, von 1581—1606, der die Schriften seiner Vorgänger zu dem »Addi Granth« (Ersten Buch) sammelte, Amritsir zur heiligen Stadt der Siekhs ernannte und eine bestimmte Abgabe unter seinen

Anhängern einführte; Har Gowind, der ihnen das Schwert in die Hand gab und selbst militairischer und geistlicher Führer zugleich ward; Gowind Singh endlich, der letzte und bedeutendste unter ihnen, der den Gedanken erfaßte: die Schüler Nanaks zu einer selbstständigen Nationalität zu vereinigen und mit ihnen auf den Trümmern des seiner Auflösung sich nähernden Großmogul-Reiches ein neues Reich zu stiften. Zu dem Ende predigte er gegen die in den andern Religionsparteien herrschende Verderbniß und Demoralisation, forderte zur Einfachheit der Sitten, zu kriegerischen Tugenden, zu religiösem Enthusiasmus auf, und schied seine Anhänger, indem er ihnen als Zusatz zum »Addi Granth« den »Wichitir Natak« gab, in Sitten und Gebräuchen schärfer als zuvor von den Hindu's und Muhamedanern. Namentlich den letztern stellte er sie feindlich gegenüber; er hob alle Kasten-Unterschiede auf, erklärte, daß die »Khalsa« oder die Gemeinschaft der Siekhs das auserwählte Volk Gottes sei, und bestimmte, daß jeder Siekh beständig eine Stahlwaffe führen und seinem Namen das Wort »Singh« (das ist Löwe, Krieger) hinzufügen solle. Er selbst, oft durch Uebermacht bewältigt, erschien immer wieder mit neuen Streitkräften zu erneutem siegreichen Kampfe gegen seine zahlreichen Feinde und bezeichnete vor seinem durch den Dolch eines Mörders herbeigeführten Tode keinen neuen Guru, sondern erklärte: Gott werde die Khalsa schützen und wo fünf von ihnen im Glauben beisammen sein würden, da würde auch er sein. Er starb im Jahre 1708, ein Jahr nach seinem Todfeinde Aurengzeb.

So waren zwei Hundert Jahre vergangen, ehe sich die friedlichen Anhänger Nanaks zu einem kriegerischen, erobernden Volksstamme voll religiösem Fanatismus umgebildet hatten. Die immer zunehmende Auflösung und die steten innern Kämpfe des Reiches der Groß-Moguls begünstigten ihr Emporkommen, und obgleich sie sich bald nach Gowinds Tode in zwölf Missels oder Stämme theilten, welche, jeder unter einem Sirdar (Häuptling), von einander

unabhängig und nur durch den gleichen Glauben und die gemeinsamen Interessen der Khalsa verbunden blieben; so war doch gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts ihre Wehrkraft bis auf siebenzig Tausend Reiter angewachsen, und ihre Macht reichte von Aude bis zum Indus. — Es blieb aber nicht aus, was bei einer Regierungsform wie die ihrige, und zu Zeiten wie die damaligen nicht ausbleiben konnte: Eifersucht und Zwiespalt brach unter den einzelnen Missels hervor, und ein kräftiger und glücklicher Führer unterjochte die übrigen: — Randjit Singh war sein Name.

Erst zwölf Jahre alt, folgte derselbe 1792 seinem Vater als Sirdar eines der Missels; 1799 gelangte er in den Besitz von Lahore, 1802 in den von Amritsir. So breitete er seinen Einfluß und seine Herrschaft immer mehr aus und wußte endlich, im Jahre 1805, als die Mahratten unter Holkar und die Engländer unter Lord Lake das Land bedrohten, es dahin zu bringen, daß auf einer obgleich nicht allgemein besuchten »Gurumatta« (Versammlung der Führer) zu Amritsir die Nothwendigkeit eines Oberherrn und er selbst als solcher anerkannt wurde. Darauf vereinigte er sich mit den Engländern gegen die Mahratten, und schloß zu Anfang des Jahres 1806, gemeinschaftlich mit Fatti Singh, einen Vertrag mit Lord Lake, nach welchem Holkar zum Rückzuge aus der Nähe von Amritsir gezwungen werden sollte, und Lord Lake versprach, die Besitzungen der beiden Sirdars nicht anzugreifen, so lange sie sich als Freunde der Engländer benehmen würden. Als aber bald darauf Randjit Singh seine Herrschaft gewaltsam auch über die am linken Sutledj-Ufer lebenden Siekh-Stämme ausbreiten wollte, hielten die Engländer es für nöthig, seinen Eroberungen gegen Osten eine Grenze zu setzen. Sie erklärten daher, das ihnen angebotene Protektorat über die Siekh-Staaten am linken Sutledj-Ufer annehmen und nicht dulden zu wollen, daß Randjit Singh den Sutledj feindlich überschreite. Er hatte Einsicht und Klugheit genug, dies zuzugestehen, und am 25. April 1809, als

alleiniger Siekh-Herrscher des rechten Sutledj-Ufers einen Freundschaftsvertrag mit der britischen Regierung zu schließen, nach welchem er nur die ihm bereits zugehörigen Besitzungen auf dem linken Sutledj-Ufer behielt, und für die Zukunft sich darauf zu beschränken versprach, für seine Eroberungen und seinen Ehrgeiz ein Feld westlich und nordwestlich von diesem Flusse zu suchen.

Diesem Vertrage blieb er treu, und erhielt das freundliche Einvernehmen mit den Engländern, selbst als diese sein Land durchzogen, um Afghanistan zu unterwerfen. Er entschädigte sich aber durch die Eroberung von Multân, Attock, Peschauer, Kaschmir und Ladakh, sowie des Himalaya westlich vom Sutledj; und als er am 27. Juni 1839 starb, hinterließ er ein Reich von sechs bis sieben Tausend Quadratmeilen mit etwa fünf bis sechs Millionen Einwohnern, darunter eine Million Siekhs, von den Ebenen Sinde's bis zum Karakorum-Gebirge, vom Sutledj bis über den Indus reichend; überdies aber einen gefüllten Schatz von mindestens siebenzig Millionen Thalern und eine vortreffliche, sieggewohnte Armee von mehr als hundert Tausend Mann, zur Hälfte wohldisziplinirt und organisirt, nebst drei Hundert Feldgeschützen. — Schon seit dem Jahre 1812 damit beschäftigt, dieselbe durch Errichtung einer regulairen Infanterie und Artillerie umzugestalten und seit 1822 durch die französischen Generale Allard, Ventura, Court und Avitabile hierin unterstützt, hatte er auch den Muth und die Ausdauer der früheren Siekh-Reiter auf diese beiden Waffen zu übertragen gewußt, und namentlich dadurch, daß er die Artillerie zur Hauptwaffe seines Heeres machte, eine entschiedene Ueberlegenheit über alle andere indische Truppen erlangt.

Mit Randjit Singh aber ging nicht allein der thätige, kluge und unternehmende Führer verloren, welcher ein neues, mächtiges Reich geschaffen, sondern auch die kräftige Hand, welche das zahlreiche, kriegs- und beutelustige Heer zu zügeln verstanden hätte. Sein Sohn und Nachfolger, Karrak Singh, war gänzlich unfähig,

und ein bloßes Werkzeug in der Hand seines Veziers Diân Singh; er starb schon im Jahre 1840, nicht ohne Verdacht, durch seinen Sohn Nao Nihal Singh umgebracht worden zu sein. Aber auch dieser sollte sich seiner Herrschaft nicht lange erfreuen: schon bei der Rückkehr von der Leichenfeier seines Vaters stürzte über ihm das Thor ein, durch welches er in seine Residenz einziehen wollte und erschlug ihn. Scher Singh, ein Adoptivsohn Randjit Singh's, verband sich mit Diân Singh, dem vermuthlichen Mörder seines Vorgängers, wußte einen Theil der Truppen zu gewinnen, mit ihnen die Citadelle von Lahore zu nehmen und auch zwei andere Prätendenten zu beseitigen und abzufinden, nämlich die Tschand-Kûr, Wittwe des Karrak Singh, und Rani Djindan, eine der Frauen des Randjit Singh, welche von diesem einen Sohn zu haben behauptete: den erst zwei Jahr alten Dhulip Singh.

Einmal zur Entscheidung über die Thronfolge berufen, nahm die Armee sofort eine andere Stellung ein: sie behauptete, die Stellvertreterin der Gesammtheit des Siekh-Volks, der Khalsa, zu sein und wählte aus sich Repräsentanten, fünf per Bataillon, welche je nach der Truppenzahl, die beisammen war, zu größeren oder kleineren Komité's (»Pansch«) zusammentraten und über die Maaßnahme der Regierung, so wie über das Verhältniß der Armee zu derselben, beriethen und nach Gutdünken entschieden. Anfänglich wurde der Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten und der innere Dienst noch aufrecht erhalten und die Grenzen geschützt; doch bald kam es dahin, daß die Armee diejenigen ihrer Führer, die ihr mißliebig waren, ermordete, verjagte, oder mit Geldbußen belegte, daß sie auf den Thron erhob, oder zum Vezierrat berief, wer ihr den höchsten Sold, die bedeutendsten Geschenke bot, und sich durch ihre Ausschüsse zur allmächtigen despotischen Herrin machte über alle Kräfte des Landes. Die ganze Familie des Randjit Singh, bis auf seinen Sohn Dhulip Singh und dessen Mutter, eben so die ganze Familie des Diân Singh bis auf dessen Bruder Gulâb Singh

fanden in diesen inneren Kämpfen einen gewaltsamen Tod und als am 21. September 1845 auch der Vezier Djowahir Singh, Bruder des Rani Djindan, von den Truppen erschossen worden war, wollte Niemand mehr dies Amt übernehmen, und die Königin Mutter mußte selbst im Namen ihres Sohnes, die Zügel der Regierung ergreifen, bis endlich die immer drohender werdende Gefahr eines Krieges mit den Engländern die Armee nöthigte, Lall Singh, den Liebhaber der Königin, als Vezier und Tedj Singh als Oberbefehlshaber anzuerkennen: beides zur Lehre Nanak's übergetretene Brahminen. Unter der Führung dieser Männer brachen denn auch wirklich am 11. Dezember jenes Jahres die Feindseligkeiten aus, indem die Siekhs den Sutledj überschritten und in die britischen Besitzungen einfielen.

Ueber die Veranlassung zu diesem Kriege sind die Angaben sehr verschieden. Beide Parteien beschuldigten sich gegenseitig des Friedensbruches: beide haben Recht; beide konnten nicht anders. —

Die Gravamina der Siekhs gegen die Engländer sind: Erstens, daß diese immer mehr Truppen an ihren Grenzen zusammengezogen; Zweitens, daß sie Ferozepûr besetzt behalten und befestigt hätten, trotz des Protestes von Randjit Singh, welcher es ihnen im Jahr 1838 nur eingeräumt habe, um dort eine Armee gegen Kandahar zu formiren; Drittens, daß, schon im Jahr 1843, sie dem Scher Singh angeboten hätten, ihn von seiner aufrührerischen Armee zu befreien; Viertens, daß große Artillerie- und Munitions-Vorräthe den Ganges und Djumna aufwärts geschickt würden; Fünftens, daß sogar Pontons und Kanonenboote von Bombay aus, den Indus und Sutledj hinauf, nach Ferozepûr dirigirt worden seien; Sechstens, daß in Sinde gerüstet werde und Truppen gegen die Grenze von Multân herangezogen würden; Siebentens, daß die Engländer bisher hartnäckig die Auslieferung des Schatzes von Suchet Singh verweigert und Achtens, daß sie in den ersten Tagen des Novembers zwei Siekh-Dörfer in der Nähe von Ludiana sequestrirt

hätten, unter dem Vorwande, dort würden Missethäter verborgen gehalten.

Jede einzelne dieser Maßregeln, behaupteten sie, sei eine feindliche und habe den ihnen bevorstehenden Angriff klar angedeutet, und sie seien daher berechtigt, diesem durch einen Angriff ihrerseits zuvorzukommen. Die Engländer leugnen diese Fakta nicht, sondern behaupten nur, es seien Maßregeln rein defensiver Natur gewesen, ihnen aufgedrungen durch die Auflösung jeder Ordnung in dem Nachbarlande und durch die Bedrohung ihrer Grenzen, welche überschreiten zu wollen, die Siekh-Armee zu wiederholten Malen erklärt habe.

Auf beiden Seiten aber bestanden Gründe, die, obschon nicht öffentlich anerkannt, wesentlich zur Beschleunigung der Ereignisse beitrugen. In Lahore hatte die Rani seit der Ermordung ihres Bruders ihren ganzen Haß auf die Armee geworfen: sie wünschte deren Untergang. Die ihr nahestehenden Rathgeber und viele der übrigen Führer und Großen sahen die Mittel des Staates erschöpft, ihr eigenes Leben und Eigenthum gefährdet, und drängten zum Kriege, weil, wenn er unglücklich ausfiel, sie dadurch von ihrem schlimmsten Feinde, der Armee befreit wurden, Leben und Besitzthum aber gesichert hielten, während, wenn er glücklich endete, neue Eroberungen und Siege die Armee von den inneren Angelegenheiten abziehen und derselben anderswo Mittel zu ihrer Subsistenz gewähren würden. Die Regierung zu Kalkutta dagegen wußte wohl, daß eine lange Anhäufung bedeutender Streitkräfte an der äußersten Grenze die Entblößung des Innern von Garnisonen und Streitkräften zur Folge haben und auf die Länge gefährlich werden mußte; auch, daß Mäßigung ein den Bewohnern Indiens unbekanntes Regierungsmittel sei, welches, wenn gebraucht, von ihnen stets für Furcht oder Schwäche gehalten wird. Es blieb ihr noch manches von dem Afghanen-Kriege her wieder gut zu machen und sie hatte berechnet, daß sie das untere Delta des Indus nicht ohne das obere nutzbar

machen könnte. Zu ihrer eigenen Sicherheit mußte sie den Krieg wollen, wünschte aber auf ostensible Weise dazu genöthigt zu werden, weil die Instruktionen von Europa höchst friedliebend lauteten. Den Zeitpunkt des Losschlagens glaubte sie bestimmen zu können, weil sie, ihren Gegner unterschätzend, ihm nicht Muth genug zutraute, selbst anzugreifen. Als dieser Angriff aber dennoch erfolgte, wurde sie dadurch überrascht und war mit ihren Vorbereitungen, namentlich was die Herbeischaffung von Lebensmitteln, Munition und Lazarethbedürfnissen anbetraf, noch nicht fertig.

Die Streitkräfte beider kriegführenden Parteien verhielten sich wie folgt zu einander:

Die ganze Siekh-Armee betrug beim Ausbruch des Krieges: sechzig Regimenter Infanterie, das Bataillon zu sieben Hundert Mann, gleich zwei und vierzig Tausend Mann regulaire Infanterie, Akalis fünf Tausend Mann, irregulaire Infanterie in Garnisonen fünf und vierzig Tausend Mann, zusammen zwei und neunzig Tausend Mann; acht Regimenter Kavallerie, jedes zu sechs Hundert Mann, gleich vier Tausend acht Hundert Mann, irregulaire Kavallerie sieben und zwanzig Tausend Mann, zusammen ein und dreißig Tausend acht Hundert Mann Kavallerie; drei Hundert vier und achtzig Feldgeschütze mit vier Tausend Mann; im Ganzen also Hundert zwanzig bis Hundert dreißig Tausend Mann, darunter circa funfzig Tausend Mann regulaire Truppen.

Von diesen überschritten etwa dreißig Tausend Mann regulaire Infanterie mit Hundert funfzig bis Hundert sechszig Kanonen und zwei Tausend Mann regulaire Kavallerie, zehn Tausend Mann irregulaire Infanterie und zwanzig bis fünf und zwanzig Tausend Mann irregulaire Kavallerie, im Ganzen also sechzig bis siebenzig Tausend Mann, den Sutledj.

Seitens der Engländer konnte zunächst nur die Hundert fünf und vierzig Tausend Mann zählende Bengal-Armee in Betracht kommen; davon waren in den drei Kantonnements-Punkten Amballa,

Ludiana und Ferozepûr drei und dreißig Tausend Mann mit sechs und sechzig Feldgeschützen, und in der daran stoßenden Mirut- oder Reserve-Division zwei und dreißig Tausend sieben Hundert Mann mit sechzig Feldgeschützen, in Summa fünf und sechzig Tausend sieben Hundert Mann dislozirt. Von dieser Streitmacht gingen indeß noch ab: die nothwendigen Garnisonen und die große Zahl von Kranken, Kommandirten und so weiter, so daß die wirklich disponible Truppenzahl nicht mehr als fünf und dreißig bis vierzig Tausend Mann mit circa Hundert Geschützen betrug. Dadurch aber, daß zu diesen fünf und dreißig bis vierzig Tausend Mann acht europäische Infanterie- und zwei europäische Kavallerie-Regimenter gehörten, und sie noch durch ein europäisches Infanterie- und ein europäisches Kavallerie-Regiment verstärkt werden konnten, wurde diese Streitkraft zu einer der stärksten englischen Armeen, die jemals in Indien versammelt gewesen waren.

Als Prinz Waldemar in Simla anlangte, hatte dort Alles den friedlichsten Anstrich, sowohl der politische Agent des General-Gouverneurs für die Angelegenheiten des Pendjâb, Major Broadfoot, als der kommandirende General Sir Hugh Gough versicherten ihm, daß ein Ausbruch des Krieges gänzlich unwahrscheinlich sei: die britische Regierung wolle ihn nicht, und die Siekhs würden es niemals wagen, den Sutledj anders als in kleinen Trupps von Plünderern zu überschreiten; ihnen fehle dazu Muth und Kraft; sie seien gänzlich desorganisirt, nur noch eine Masse aufrührerischen und bewaffneten Gesindels; schon zu drei verschiedenen Malen hätten sie mit dem Uebergange über den Sutledj gedroht, seien auch bis zu dessen Ufern herangerückt, jedesmal aber unverrichteter Sache wieder umgekehrt. Trotz dieser Versicherungen konnte der Prinz die Ueberzeugung, daß für die nächste Zukunft entscheidende Schritte vorbereitet würden, nicht aufgeben. Die Reise des General-Gouverneurs nach den westlichen Provinzen, schon im ersten Jahr seiner Anwesenheit in Indien, welche so eingeleitet war, daß er zu Anfang Novembers,

dem gewöhnlichen Zeitpunkt für den Beginn kriegerischer Operationen, an der Grenze eintreffen konnte; der offiziell bekannt gemachte diesjährige Garnisonwechsel, welche bei genauerer Prüfung ergab, daß gerade um die genannte Zeit die zur Ablösung bestimmten Truppen mit den abzulösenden an der Grenze zusammentreffen würden; der in Erfahrung gebrachte Umstand, daß außer diesen offiziell angezeigten Truppenmärschen auch noch einzelne andere angeordnet waren; die Artillerie- und Munitions-Kolonnen, welche man gegen die Grenze in Marsch gesetzt; die Brückenboote, welche man von Bombay aus den Sutledj hinaufgeschickt hatte, dies Alles waren ihm Gründe für seine Ueberzeugung.

Um die Zeit nicht müßig verstreichen zu lassen, um mit eigenen Augen zu sehen und da zu sein, wenn die Entscheidungsstunde schlagen würde, entschloß er sich, Simla am 20. Oktober zu verlassen und die Garnisonen und Konzentrationspunkte der englischen Armee am Sutledj zu bereisen.

Am 23. Oktober erreichte er Amballa, wo Truppen aller Waffengattungen versammelt waren. In Betreff der eingebornen Kavallerie der Ostindischen Kompagnie ist zu bemerken, daß dieselbe in zwei wesentlich von einander verschiedene Theile zerfällt, nämlich die regulaire und die irregulaire. Erstere, deren Offizier-Corps zum größeren Theile mit Europäern besetzt ist, wird durch das Gouvernement auf englische Weise equipirt, bewaffnet und exerzirt. Letztere dagegen hat mit Ausnahme eines Kommandeurs, eines stellvertretenden Kommandeurs und eines Adjutanten, nur eingeborene Offiziere; bei ihr ist Bewaffnung und Kostüm, Sattelung und Zäumung die landesübliche geblieben.

Die Stärke eines regulairen Kavallerie-Regiments zu drei Schwadronen beträgt in Summa zwei und dreißig Offiziere (darunter zwölf eingeborne) und vier Hundert acht und achtzig Unteroffiziere und Gemeine. Die Stärke eines irregulairen Kavallerie-Regiments zu vier oder fünf Schwadronen, jede Schwadron zu

zwei Ressalahs ist ein und dreißig bis acht und dreißig Offiziere (darunter drei europäische) und sieben Hundert funfzehn bis ein Tausend zwölf Mann.

Die regulaire Kavallerie, obgleich sie mit ziemlicher Präzision exerzirt und auch in der Detail-Dressur Anerkennenswerthes leistet, entspricht doch im Allgemeinen nicht den großen Kosten, welche sie verursacht. Ihr Dienst ist bei den Eingebornen nicht beliebt; fast nur Leute der niedern Kasten können für sie gewonnen werden. Die enganschließenden Lederbeinkleider, die schweren Stulpstiefeln, die Handschuhe, das enge Kollet mit steifem Kragen, der gerade Säbel mit weitem Griff, der glatte englische Sattel, die leichte Zäumung, kurz: Alles ist den Sitten und Gebräuchen der Landesbewohner so sehr entgegen, daß troß aller Bemühungen und dem heldenmüthigen Beispiele ihrer Offiziere die regulaire Kavallerie dennoch vor dem Feinde nur selten den gehegten Erwartungen entsprochen hat.

Anders ist es mit den irregulairen Regimentern. Bei ihnen hat man in der Bewaffnung wie in Bekleidung von Mann und Pferd die Sitten und Gebräuche des Landes beibehalten. Zu ihnen drängen sich auch die Eingebornen besserer Kasten, namentlich die Radjputen. Die Uniform dieser Kavallerie ist der landesüblichen Tracht ähnlich; der Taluar, das Luntengewehr, die Lanze sind ihre Waffen; auch der weiche Sattel und die scharfe Zäumung mit fest anstehendem Sprungzügel sind ihnen geblieben. Man hat hier das Nationelle vollständig erhalten, nur Ordnung und Disziplin in die vorhandenen guten Elemente hineingebracht und unter den aus den jüngeren Offizieren der regulairen Kavallerie ausgewählten umsichtigen und tüchtigen Führern ist es wirklich gelungen, eine höchst brauchbare leichte Kavallerie zu schaffen, die nicht allein zum Sicherheits- und Kundschafterdienst außerordentlich geeignet ist, sondern die auch nicht selten schon in geschlossenen Reihen ihre indischen Feinde geworfen und besiegt hat.

Jeder Einzelne ist stolz auf seine Waffen und sein Pferd, und putzt sich gleich diesem so schön heraus, als es ihm seine Verhältnisse irgend gestatten. Sehr geschickt sieht man sie mit ihren Lanzen gegen einander karakoliren, oder im vollsten Laufe nach aufgestellten Flaschen, auf die Erde gelegten Papierbogen und dergleichen schießen und stechen.

Der Prinz hatte bei Amballa Gelegenheit, das Bivouak eines Ressalah eines irregulairen Kavallerie-Regiments zu beobachten. Ohne eine regelmäßige Lagerordnung inne zu halten, hatte jeder sein Pferd da angebunden, wo ein Zweig, eine Wurzel, ein Baumstamm der den Lagerplatz zierenden Banianen- und Mangobäume ihm die beste Gelegenheit dazu bot und in der Nähe Schatten für seine Lagerstelle vorhanden war. Die Offiziere hatten Zelte von buntstreifigem Baumwollenzeuge, während die Mannschaften sich damit begnügten, eine wollene Decke über ein zwischen zwei Pfählen oder Lanzen aufgespanntes Seil zu hängen. In der Nähe der Pferde, aber von ihnen getrennt, lagerten die Kameele und deren Bedienung. Die Pferde sind ausdauernd; am meisten werden sie von den Eingebornen geschätzt, wenn sie recht dick und rund gefüttert sind; zur Vermehrung der Schönheit werden bei Pferden von heller Farbe Schweif und Mähne, auch wohl die Beine bis zum Knie, roth gefärbt.

Jeder Mann reitet sein eigenes Pferd, und ist bei der Gestellung desselben weder an Geschlecht, noch Alter und Farbe gebunden; es genügt, wenn der Kommandeur des Regiments es für diensttauglich anerkannt hat. Für die Beschaffung des Pferdes, so wie für Bekleidung und Bewaffnung erhält jeder Mann jährlich eine bestimmte Aversionalsumme, deren Verwendung der Regiments-Kommandeur überwacht; fällt ihm aber sein Pferd im Dienst, so erhält er es nach dem vollen Werthe ersetzt. Diese Maßregel ist von der höchsten Wichtigkeit, und ihre Nichtbefolgung bei der Siekh-Kavallerie eine der wesentlichsten Veranlassungen zu der sehr traurigen Rolle, welche die letztere trotz ihrer numerischen Ueberlegenheit

und des Rufes, den sie sich früher erworben, während des ganzen Feldzuges gespielt hat. Auch dem Siekh-Reiter gehört sein Pferd eigen, und es ist ihm sein liebster, sein werthvollster Besitz; für dessen Verlust jedoch kommt seine Regierung nicht auf. Daher entzieht er sich der Gefahr, es zu verlieren, immer so schleunig als möglich.

Bei den Truppen-Uebungen, denen der Prinz beiwohnte, zeigte sich, daß die Taktik aus der Zeit Friedrichs des Großen noch beibehalten war: Linien-Stellung und -Bewegung, Echelons-Angriffe, Feuergefecht.

Am 4. November brach der Prinz nach Ludiana auf, und erreichte, durch das Land der Siekh-Schutzstaaten reisend, am 6. diese Stadt. Dieselbe liegt an dem zwanzig bis dreißig Fuß hohen Thalrande des alten Sutledj; ein kleines Fort mit hohen Lehmwällen und sechs gemauerten Eckthürmen ist nördlich derselben in der ebenen Thalsohle des Stromes erbaut. Diese ganze, hier eine Meile breite Thalsohle steht zur Zeit der Ueberschwemmung unter Wasser und nur die auf den höheren Stellen gelegenen Dörfer sehen dann wie Inseln daraus hervor. Der Sutledj, dessen Ufer sich ganz allmählig verlaufen, konnte oberhalb der Fähre von Filar bereits von Kavallerie passirt werden, obgleich die Zeit der Wasserschwellen noch nicht ganz vorüber war und der Strom noch eine Breite von zwei Tausend Schritt hatte.

Nachdem der Prinz den Truppen-Uebungen der bedeutenden Garnison dieses Orts beigewohnt, das Terrain der Umgegend rekognoszirt und manche interessante Bekanntschaft gemacht hatte, setzte er am 10. November die Reise nach Ferozepûr fort, wo er nach zwei Tagen anlangte.

Ferozepûr ist ein erst seit wenigen Jahren angelegtes englisches Kantonnement mit kleinem Fort, etwa eine deutsche Meile von der alten ummauerten Stadt gleiches Namens und fast doppelt so weit von dem Punkte, wo in einem Nebenarm des Sutledj die von

Bombay herausgesandten zwei und sechzig Brückenboote, zu vierzig Tonnen Tragfähigkeit jedes, unter dem Schutz von Militair vor Anker lagen. Nur drei Tagemärsche von Lahore entfernt, hat der Ort eine treffliche, offensive Lage, und diese mochte wohl hauptsächlich die Engländer veranlaßt haben, sich dort festzusetzen, wobei sie aber unbeachtet ließen, daß der Punkt selbst ganz isolirt, sechszehn Meilen von Ludiana, dreißig Meilen von Amballa liegt, und wegen der Wüste von Radjputana keine anderen Kommunikationen hat, als die Wege, welche nach den beiden genannten Orten, ganz in der rechten Flanke, durch ein Land führen, das im Fall eines Krieges fast als feindlich anzusehen war.

In diesem sehr wichtigen aber auch sehr gefährdeten, weit vorgeschobenen Posten stand unter dem Kommando des Generals Sir John Littler eine nicht unbedeutende Truppenmasse.

Da hier ebenfalls genauere Nachrichten über die Stärke und das Vorhaben der Siekhs nicht zu erlangen waren, und auch hier die Ansichten der älteren Offiziere dahin gingen, daß jene es niemals wagen würden, die Grenze angriffsweise zu überschreiten, so entschloß sich Prinz Waldemar, wieder nach Ludiana zurückzukehren, und von dort dem General-Gouverneur entgegenzureisen, um so gleichsam an der Quelle schöpfen zu können.

Alles war schon zur Abreise bereit; da traf die Nachricht ein, daß am 17. November die Siekh-Truppen bei Lahore, der wiederholten Aufforderung ihrer Regierung folgend, sich entschlossen hätten, den Krieg zu beginnen und daß zwanzig Tausend Mann im Marsch auf Ferozepûr seien, um es anzugreifen. Patronen wurden ausgetheilt und Abtheilungen leichter Truppen detachirt, um längs des Flusses zu rekognosziren. Aber schon die nächsten Tage brachten die bestimmte Nachricht, daß noch Niemand in Lahore sich gerührt habe, und so trat der Prinz die Rückreise nach Ludiana an.

Auch hier wußte man, daß die Siekh-Truppen, trotzdem daß Radjah Lall Singh ihnen einen viermonatlichen Sold ausbezahlt,

Lahore noch nicht verlassen hatten; aber ebenso, daß von Seiten des »Durbar« alle Vorbereitungen zum Kriege eifrig betrieben wurden, und daß dagegen englischerseits der kommandirende General, welcher sein Hauptquartier nach Amballa verlegt, rückwärts dislozirte Truppen herangezogen, auch Befehle zum Aufkauf von Lebens- und zur Herbeischaffung von Transportmitteln gegeben hatte. Die Krisis schien näher zu rücken; auch Prinz Waldemar wollte für Alles bereit sein: Pferde wurden gekauft, Diener gemiethet, die von der englischen Regierung freundlich angebotenen Zelte, Kameele und Elephanten herbeordert und Vorräthe aller Art, worunter auch eine Heerde Hammel, Enten, Hühner, Ziegen und so weiter, angeschafft.

Der General-Gouverneur traf am 26. in Karnaul ein, konferirte dort mit dem kommandirenden General und bestellte dann den Vormarsch der an die Grenze beorderten Regimenter ab, um, wie er sagte, dem Durbar Zeit zu geben, sich zu rechtfertigen, und ihm die durchaus friedliebenden Gesinnungen des britischen Gouvernements darzuthun. Mit der Herbeischaffung von Munition, Transport- und Lebensmitteln wurde indeß eifrig fortgefahren; und daher möchte man fast glauben, daß mehr der Wunsch, Zeit hierfür zu gewinnen, als die Hoffnung, die Siekh-Regierung werde von dem einmal betretenen Weg abgehen, der Grund zur Verzögerung des Vorrückens der Truppen gewesen sei. Die Vorstellungen, welche in Lahore gemacht wurden, blieben indeß unbeantwortet; statt dessen ging die Nachricht ein, daß drei Divisionen der Siekh-Truppen sich wirklich am 29. gegen die Grenze in Marsch gesetzt hätten. Dies veranlaßte endlich, am 2. Dezember, den General-Gouverneur, den »Wakil« (Geschäftsträger) des Lahore-Durbar aus seinem Lager zu weisen und von letzterem eine kategorische Erklärung zu fordern. Es kam aber wieder keine Antwort, und nun erst, am 8. Dezember, wurde den Truppen der Stationen Amballa, Mirut und so weiter die Ordre gesandt, am 11. und 12. gegen die Grenze aufzubrechen.

An eben diesen Tagen, den 11., 12. und 13. Dezember, passirte die Siekh-Armee unter Tedj Singh den Sutledj bei Harriki, etwa in der Mitte zwischen Ludiana und Ferozepûr, theils durch die vorhandenen Furthen, theils über eine aus Flußkähnen erbaute Brücke und sammelte sich im Lager von Attari, zwei Meilen von Ferozepûr, auf der Kommunikation zwischen diesem Kantonnement und dem von Ludiana, mit der ausgesprochenen Absicht: Ferozepûr anzugreifen.

Die Lage des Generals Littler war hierdurch eine sehr gefährdete: mit sechs bis sieben Tausend Mann Truppen, darunter nur ein einziges europäisches Regiment, stand er ganz isolirt einem zehnmal stärkeren Feinde gegenüber, sollte aber, seiner Instruktion gemäß, sich rein auf der Defensive halten, und Stadt, Brückenboote und Kantonnement sichern, bis ihm Unterstützung zu Theil würde. Die Unmöglichkeit einer solchen Vertheidigung einsehend, da jeder dieser drei Punkte mindestens eine Meile von dem andern entfernt war, versenkte er die Boote, besetzte Stadt und Fort, und stellte sich zwischen beiden mit dem Rest seiner Truppen in Schlachtordnung auf. Sei es nun, daß das energische Verfahren des Generals Littler den Siekhs wirklich imponirt, sei es, daß ihre Anführer sie auch hier schon verrathen hatten; kurz, der so gefahrdrohende Angriff auf Ferozepûr ward nicht ausgeführt. In Zwiespalt und Unthätigkeit verloren sie eine wichtige Zeit im Lager von Attari: ein Verlust, der weder durch das Vorsenden plündernder Kavallerie-Abtheilungen ersetzt werden konnte, welche die Siekhs-Staaten des linken Sutledj-Ufers zum Aufstand bewegen sollten, noch durch das Hinüberschaffen großer Massen von Munition, Lebensmitteln und schwerem Geschütz über den Sutledj, noch endlich durch die Verlegung eines Theils der Armee nach Ferozeschah und die begonnene Errichtung eines befestigten Lagers um diesen Ort.

Der General-Gouverneur und der kommandirende General dagegen fühlten, wie nothwendig die entschiedensten und schnellsten

Maßregeln seien. Noch an demselben Tage, wo die Nachricht von der Ueberschreitung des Sutledj im Hauptquartier eintraf, am 13., wurde der Befehl an die Garnison von Ludiana ertheilt, sich in Bassian mit der Garnison von Amballa zu vereinigen. In der Nacht erhielten die Truppen den Befehl, um sechs Uhr Morgens am 14. standen sie auf dem Allarmplatz, und Abends war das fünf Meilen entfernte Bassian erreicht, nachdem man zuvor noch das dem feindlich gesinnten Ladua-Radjah gehörige Fort von Baduwâl besetzt hatte.

Der Radjah von Ladua gehörte zwar zu den Siekh-Fürsten des linken Sutledj-Ufers, welche sich unter britischen Schutz gestellt hatten; er war aber als Feind der Engländer bekannt und seine Verbindungen mit Lahore offenkundig. Eine Streitmacht von Tausend Mann mit zwölf Geschützen stand ihm zu Gebote; erstere größtentheils, letztere aber sämmtlich im Fort von Baduwâl stationirt. Diese zweideutig gesinnten Truppen im Rücken der Armee, in der Nähe von Ludiana zu lassen, konnte nicht rathsam erscheinen; und da an eine Erhaltung des Friedens nicht mehr zu denken war, so wollte man die Bewegungen der Armee mit der Züchtigung eines ungetreuen Bundesgenossen beginnen. Die Einnahme des Orts war übrigens bald bewerkstelligt, indem die Besatzung, unterrichtet von der Absicht der Engländer, Baduwâl bereits verlassen hatte.

Ludiana selbst blieb bis auf das kleine Fort unbesetzt; zwei Tausend Mann des Patiala-Radjah sollten dort hingeschickt werden. Der General-Gouverneur, mit dem ihm eigenthümlichen richtigen und scharfen militairischen Blick, wollte lieber ein Kantonnement niederbrennen lassen, als nicht so stark wie irgend möglich, auf dem ersten und wahrscheinlich entscheidenden Schlachtfelde einzutreffen. Bassian war, als ein in fruchtbarer Gegend gelegener Magazinpunkt, höchst wichtig, und die dort bereits aufgehäuften Vorräthe durften unter keinen Umständen den plündernden Siekh-Reiterhorden preisgegeben werden; daher war dieser erste Marsch ein Gewaltmarsch.

Am 15. ward Ruhetag gehalten, um der Amballa-Division Zeit zum Herankommen zu geben; am 16. wurde nach Wadui marschirt, drei Meilen, und am Abend dieses Tages die Verbindung mit dem Rest der Amballa-Truppen bewerkstelligt. Die so vereinigten Streitkräfte betrugen nunmehr in Summa zwei und vierzig Geschütze, siebenzehn Schwadronen und zwölf Bataillone mit circa eilf Tausend Kombattanten.

Am 17. ging der Marsch bis Tschiruk und am folgenden Tage bis Mudki. Bei diesen Märschen folgte den Truppen die ganze Bagage, ein buntes Gewimmel von Kameelen, Elephanten, Eseln, Pferden, Ochsen, Schafen, Männern, Weibern, Kindern, Karren und so weiter zur Seite und hinter der Marschkolonne.

Eben wurde bei Lungana geruht, als die frohe Nachricht erscholl: der Feind sei da. Schnell formirten sich die vier Kavallerie-Regimenter und die reitende Artillerie; die Infanterie und Fußartillerie trat an; die Bagage stob zurück. Der Aufmarsch der Truppen war jedoch noch nicht erfolgt, als man schon die Gewißheit erlangt hatte, es seien nur einige Rekognoszirungs-Abtheilungen der Siekhs gewesen, welche sich wieder zurückgezogen hätten, und der Marsch wurde demnach fortgesetzt. Von Ferozepûr schallten einzelne Kanonenschüsse herüber, als willkommener Gruß und Beweis dafür, daß es sich noch halte, und auch vom General Littler traf der erste, beruhigende Bericht ein. Zwischen zwei und drei Uhr, nach einem ermüdenden Marsch von acht Stunden, erreichten die Truppen endlich Mudki, ein Dorf mit einem kleinen Fort, und bezogen ein Lager jenseits desselben zu beiden Seiten der Straße nach Ferozepûr.

Das Lager war noch nicht aufgeschlagen, und die Mannschaft noch mit dem Abkochen beschäftigt, da traf von den vorgeschobenen Pikets die Meldung ein: der Feind nahe. Es war Lall Singh, der einen Theil der bei Ferozeschah versammelten Truppen (etwa drei bis vier Tausend Mann regulaire Infanterie, aus Abtheilungen aller Regimenter zusammengesetzt, ein bis zwei Tausend Mann irregulaire

Infanterie, fünf und zwanzig Geschütze und acht bis zehn Tausend Mann irregulaire Kavallerie) veranlaßt hatte, ihm zu folgen, um, wie er ihnen gesagt, über die Garnison von Ludiana herzufallen und sie mit Ueberlegenheit leicht zu vernichten; oder um, wie besser Eingeweihte wissen wollen, dem Rathe des Kapitäns Nicholson, politischen Agenten in Ferozepûr folgend, einen Theil der Siekh-Armee dem General-Gouverneur zu seiner Vernichtung entgegenzuführen. — Dem sei wie ihm wolle, bei der englischen Armee war man ganz überrascht; Niemand hatte diesen Angriff erwartet. Alles eilte zu den Waffen, an die Pferde und auf die Allarmplätze; und noch waren die Vorbereitungen nicht vollendet, als schon die ersten Kugeln der Siekhs den Staub vor der Linie aufwühlten und in dieselbe einschlugen. Das Terrain, obgleich ganz eben, war doch, in Tausend fünf Hundert bis zwei Tausend Schritt Entfernung von Mudki, dergestalt mit Gebüsch und niedrigen Baumgruppen bedeckt, auch von einzelnen Sanddünen durchzogen, daß alle Ueberſicht fehlte, und daß weder die Stärke noch die Absicht der zu beiden Seiten der Straße nach Ferozepûr heranziehenden Siekhs beurtheilt werden konnte, während die englischen Truppen ganz frei und ungedeckt standen. Sobald vor dem Centrum der letzteren eine Batterie von den dreißig reitenden Geschützen gebildet, die Kavallerie auf beiden Flügeln eingetroffen und der Rest der Infanterie nebst den zwei Fußbatterien, theils in einer Linie hinter der großen Batterie, theils als angesetzte Flanken und Reserve hinter dem linken Flügel, den der Feind umgehen zu wollen schien, aufgestellt war, eröffneten die fünf reitenden und kurz darauf auch die beiden Fußbatterien das Feuer. Um fünf Uhr erfolgte der Befehl zum Vorgehen der ganzen Linie: die Kavallerie sollte beide Flügel des Feindes zu umfassen suchen, die Infanterie dicht geschlossen in Linie zu beiden Seiten der Artillerie avanciren.

Der Rand des bebuschten Terrains war bereits erreicht, als das Feuer auf dem linken feindlichen Flügel schwieg und das dumpfe

Brigade-Kommandeure. Der Verlust des Feindes ließ sich nicht übersehen; die Truppen waren so ermüdet, daß nicht verfolgt werden konnte.

der Artillerie avanciren.

Der Rand des bebuschten Terrains war bereits erreicht, als das Feuer auf dem linken feindlichen Flügel schwieg und das dumpfe

Dröhnen des Bodens die Attake der Kavallerie des rechten Flügels unter den Obersten Gough und White ankündigte. Die feindliche Kavallerie wurde hier vom Schlachtfelde gejagt, ein Theil der Infanterie niedergeritten, und vom dritten Dragoner-Regiment der Königin eine Fahne erobert; aber in dem coupirten Terrain, in Staub und Pulverdampf, kamen die tapferen Reiter aus einander; hinter den Gebüschen und von den Bäumen herab wurde ein mörderisches Feuer auf sie eröffnet und, obschon siegreich, mußten sie zurück, um sich wieder hinter dem rechten Flügel zu sammeln. Auf der ganzen Linie begann das Feuer mit erneuerter Lebhaftigkeit: die Infanterie ward zum Avanciren und zum Bajonett-Angriff beordert. Aber die Siekhs, obgleich Lall Singh vom Schlachtfelde geflohen war, wehrten sich brav; ein gut genährtes kräftiges Feuer unterhaltend, wichen sie nicht von ihren Geschützen. Schon war die Sonne unter dem Horizont; dichter Staub und Pulverdampf lagerten auf dem Schlachtfelde; die Uebersicht, der Zusammenhang unter den Truppen, gingen völlig verloren und erst als die vom General-Gouverneur gebildete Reserve herbeigeholt worden, gelang es den Anstrengungen der englischen Regimenter, Generale und Stabsoffiziere an ihrer Spitze, die feindlichen Batterien zu stürmen, deren Vertheidiger an den Geschützen nieder zu stechen und den Rest zum Rückzuge zu nöthigen. — Es war acht Uhr und fast vollständig dunkel, als das Feuern allmählig aufhörte, zum Stopfen und Sammeln geblasen wurde und Hurrahs auf der ganzen Linie den Sieg verkündeten. Siebenzehn Geschütze und eine Fahne hatten die Engländer erobert, Gefangene aber nicht gemacht. Der eigene Verlust betrug acht Hundert vier und neunzig Mann, nämlich zwei Hundert funfzehn Todte, sechs Hundert sieben und funfzig Verwundete, zwei und zwanzig Vermißte, darunter ein Divisions- und zwei Brigade-Kommandeure. Der Verlust des Feindes ließ sich nicht übersehen; die Truppen waren so ermüdet, daß nicht verfolgt werden konnte.

Diejenigen, welche bisher die Siekhs als bloßes Gesindel dargestellt hatten, das nur zum Plündern, nicht zum Schlagen geeignet sei, waren betroffen: ein so wohl eingeleiteter Angriff, ein so tapferer, kräftiger Widerstand war viel mehr, als sie erwartet hatten; und der Mangel, der sich an Medikamenten, Verbandsachen, Tragbahren und so weiter herausstellte, zeigte deutlich, daß Niemand auf so bedeutenden Verlust gefaßt gewesen war. Als aber am folgenden Tage die ausgestellten Vorposten zurückgeworfen, und zwei von den in der Schlacht genommenen Geschützen, welche man wegen Mangel an Transportmitteln den Abend zuvor hatte stehen lassen, von den feindlichen Reitern wieder fortgeführt wurden, da wurde es auch den eifrigsten Verächtern klar, daß man einen Feind gegen sich habe, der der Beachtung, der Vorsicht werth sei.

Nach dem Gefecht von Mudki glaubten die englischen Führer, daß nunmehr die Aufmerksamkeit des Feindes genugsam von Ferozepûr abgelenkt sei, und beschlossen daher, am 19. bei Mudki stehen zu bleiben, und sich noch durch Truppen zu verstärken. Auch am 20. ließen sie Ruhetag halten und alles zur Schlacht vorbereiten, welche, nachdem sich die Hauptarmee mit den Truppen unter General Littler vereinigt haben würde, am 21. bei Ferozeschah, dem verschanzten Lager des Feindes, geschlagen werden sollte.

Am 21. Dezember um sechs Uhr Morgens wurde der Marsch angetreten. Um ein Uhr fand die Vereinigung mit der Kolonne des Generals Littler statt, die im Ganzen gegen sechs Tausend Mann betrug.

Ein strategischer Sieg war durch diese Vereinigung erfochten. Ferozepûr war entsetzt, die Streitkraft bedeutend verstärkt; nur der taktische Sieg blieb noch zu erkämpfen. Es war schon wieder spät geworden, dabei sehr heiß, und die Truppen ermüdet und ohne Wasser; doch der Angriff ward beschlossen.

Die feindliche Stellung wurde nicht rekognoszirt, weil man nicht noch mehr Zeit durch Zurückwerfen der irregulairen Siekh-



Kavallerie verlieren wollte, welche in dem buschigten Terrain, das Ferozeschah umgiebt, umher schwärmte. Doch wußte man, daß die eine Hälfte der Siekh-Armee noch bei Attari stand (es waren unter Tedj Singh circa fünf und zwanzig bis dreißig Tausend Mann mit vierzig Geschützen), während die andere, mit dem größten Theil der Artillerie, bei Ferozeschah, zwei eine halbe Meile davon entfernt ein Lager bezogen hatte; (es waren unter Lall Singh dreißig bis fünf und dreißig Tausend Mann mit Hundert Geschützen, darunter gegen zwanzig Tausend Mann irregulaire Kavallerie); daß die Verschanzungen, mit denen man dies Lager zu umgeben angefangen, zu beiden Seiten des Weges nach Mudki am weitesten vorgeschritten waren, und daß, wenn man aus dem bebuschten Terrain heraus trete, eine freie Ebene ohne Annäherungshinderniß sich auf etwa Tausend fünf Hundert Schritt rings um das feindliche Lager erstrecke.

Die Engländer erschienen auf dem Schlachtfelde mit circa achtzehn Tausend Mann und ein und siebenzig Geschützen, nämlich etwa vierzehn Tausend fünf Hundert Mann Infanterie, zwei Tausend fünf Hundert Mann Kavallerie und Tausend Mann Artillerie, so daß sie den Siekhs an Infanterie überlegen waren, an Artillerie aber, besonders auch im Kaliber, und an Kavallerie ihnen bedeutend nachstanden.

Ferozeschah, wo der Feind sich verschanzt hatte ist, wie alle Dörfer dieser Gegend, eine dicht zusammengedrängte Häusermasse, welche ihre massiven Lehmwände nach außen kehrt, und Thüren und Fenster nur auf der Tennenseite der Gebäude hat, die mit ihren flachen Dächern sich nur ausnahmsweise mehr als zwölf Fuß über die Ebene erheben. Nur wenig schmale Wege führen, eckig und gewunden, durch das Dorf; ein Fort ist nicht vorhanden, doch konnte der Ort wohl vertheidigt werden.

Zunächst dem Dorfe ist der Boden wasserreich; mehrere Brunnen zur Bewässerung der umherliegenden Felder waren bereits vorhanden, andere konnten mit Leichtigkeit in dem festen Thonboden

gegraben werden, und hierin sowohl, als in der Lage zwischen den beiden, von Ludiana und Amballa nach Ferozepûr führenden Straßen, mochte der Grund liegen, weshalb der Ort von den Siekhs zur Aufstellung eines bedeutenden Theils ihrer Armee und zur Errichtung eines befestigten Lagers gewählt worden war. Eine feste Stellung hatten sie jedoch zur Zeit der Schlacht noch nicht; denn ein natürliches Hinderniß für den Angriff war nicht vorhanden, die Verschanzungen aber waren erst mehr tracirt, als wirklich ausgeführt. Sie bestanden aus einer Reihe kleiner, abgestumpfter Fleschen, geradliniger Brustwehren und gezackter Werke, die in einem Oval von zwei Hundert Schritt Länge und Tausend bis zwei Hundert Schritt Breite den Ort, ohne System und Flankirung, umgaben. Nur zu beiden Seiten der Straße von Mudki waren diese Werke drei bis drei ein halb Fuß hoch aufgeworfen und stark genug, um gegen Gewehrkugeln und Kartätschen Schutz zu geben; an den übrigen Seiten erhoben sie sich nicht über ein bis ein ein halb Fuß. Doch haben Hundert wohlbediente Geschütze schweren Kalibers, in starken Batterien aufgestellt, und von einer tapfern Infanterie vertheidigt, überall und zu jeder Zeit treffliche Bastione, schwer anzugreifende Kurtinen gebildet, — und so auch hier.

Die englische Armee nahm den Aufmarsch zwischen den Wegen von Misriwalla und Ferozepûr. Die Artillerie sollte das Gefecht beginnen, die übrigen Truppen nach der Mitte zusammenhaltend; General Littler sollte den linken Flügel etwas vornehmen, auf dem rechten die Division Gilbert mit Echelons von diesem Flügel angreifen und General Smith mit seiner Division, als zweites Treffen oder Reserve, dem Hauptcorps auf vier Hundert Schritt folgend. Um drei drei Viertel Uhr fiel der erste Kanonenschuß aus den Siekh-Batterien auf die, durch das Buschland avancirende englische Artillerie, und gleich darauf begann längs der ganzen Linie eine sehr lebhafte Kanonade. Die Siekh-Artillerie wurde gut bedient;

sie war bei ihrem stärkeren Kaliber der englischen auf diese Entfernung weit überlegen, und fügte derselben bedeutende Verluste an demontirten Geschützen, gesprengten Munitionswagen und so weiter zu. Die Engländer rückten deshalb vor. Auf dem rechten Flügel und dem Centrum wurde am Rande des buschigten Terrains nochmals Halt gemacht, und während hier die Artillerie ihr Feuer erneuerte, legte sich die Infanterie nieder; auf dem linken Flügel blieb Sir John Littler im Vorgehen. Dicker Pulverdampf hüllte das Schlachtfeld ein und von dem feinkörnigen Thonboden wirbelte ein solcher Staub in die Luft, daß jede Uebersicht, jede Leitung im Ganzen unmöglich wurde. Die Truppen der vorrückenden Linie konnten nur gesehen werden, wenn man dicht hinter ihren Gliedern fortritt; die Stellung des Feindes war nur an dem Blitzen seiner Geschütze zu erkennen.

Der Angriff des linken Flügels unter General Littler, welcher nur Ein europäisches Regiment unter seinem Befehl hatte, wurde zurückgeschlagen; der rechte Flügel und das Centrum avancirten über die freie Ebene gegen die Verschanzungen; ihre Artillerie suchte vorauszueilen, und den Angriff vorzubereiten. Die Reserve unter Sir Harry Smith wurde herbei beordert, um die entstandenen Lücken auszufüllen. Als jetzt die feindliche Kavallerie vorrückte, um den rechten englischen Flügel zu umgehen, eilte ihr Oberst White mit der Kavallerie dieses Flügels entgegen; sie nahm aber den Angriff nicht an, sondern verließ bei den ersten Kanonenkugeln, die in ihre Massen einschlugen, fliehend das Schlachtfeld; durch ihre Flucht demaskirte sie einige Batterien, welche nunmehr die englische Kavallerie lebhaft beschossen. Das tapfere dritte Dragoner-Regiment wandte sich gegen diese Batterien und stürmte über sie hinweg in das feindliche Lager; hier aber gerieth es zwischen Zelte, Zeltleinen und Gräben und mußte mit bedeutendem Verlust zurückweichen. — Die Infanterie des rechten Flügels war indeß der Kavallerie rasch gefolgt und trotz des lebhaften Kartätsch- und Kleingewehrfeuers und

des tapfern Widerstandes der Sieckhs, nahm sie die vor ihr gelegenen Batterien mit dem Bajonett. Weiter links thaten das neunte Regiment der Königin und die Reserve unter dem General Smith ein Gleiches und letzterer setzte sich sogar, mit dem funfzigsten Regiment der Königin und einem Theil des sieben und vierzigsten Eingebornen-Regiments, in Besitz des Dorfes Ferozeschah. Das Lager war erobert, einige siebenzig Geschütze genommen! — Nur noch zwei Stunden Tageslicht, und der Sieg war ein glänzender! Doch, es war Nacht geworden. Die Regimenter, welche einzeln und ohne sehen zu können, was neben ihnen geschah, vorangegangen waren, hatten schon wiederholt gegen einander gefeuert; das Lager brannte, Pulver- und Munitionsvorräthe gingen in die Luft; ja, es verbreitete sich das Gerücht, das Lager sei unterminirt. Von den in dasselbe eingedrungenen Regimentern, besonders der Eingebornen, hatten sich viele Einzelne zum Plündern zerstreut; die Sieckhs setzten sich wieder zu beiden Seiten des Dorfs und machten sogar mit ihrem rechten Flügel eine Vorwärtsbewegung, welche das funfzigste Regiment nur durch eine Linksschwenkung und einige Salven abschlagen konnte. Kurz, das bereits genommene, brennende Lager wurde wieder ohne Befehl verlassen und nur mit Mühe gelang es, rechts des Weges von Misriwalla, etwa sechs Tausend Schritt vom Lager entfernt, circa fünf Tausend Mann, aber unter diesen fast sämmtliche europäische Regimenter, nebst einer bedeutenden Anzahl Geschütze, zu sammeln und in Schlachtordnung aufzustellen.

Auch der General-Gouverneur und der kommandirende General Lord Gough hatten sich hier eingefunden. Gewehr im Arm und Pferd am Zügel, ohne Feuer, ohne Wasser und ohne Nahrungsmittel, wurde geruht. Die Nacht war kalt; jammervoll tönte aus dem brennenden Lager das Geschrei der angebundenen Kameele herüber; am ganzen Horizont sah man das Blitzen von Gewehren und einzelnen Geschützen. Das Feuer wurde um Mitternacht gegen den Punkt, wo die Truppen sich wieder gesammelt, und wiederholt

Appell geblasen hatten, so lebhaft, daß das erste europäische Regiment und das achtzigste Regiment der Königin ihren Lagerplatz verlassen mußten, um eine Batterie, welche außerhalb des Lagers aufgefahren war, mit dem Bajonett zu nehmen und die Geschütze zu vernageln.

Der General-Gouverneur und der kommandirende General wußten nicht, daß General Smith mit dem funfzigsten und einem Theil des sieben und vierzigsten Regiments Ferozeschah, obgleich rings vom Feinde umgeben, noch besetzt hielt und es erst gegen zwei Uhr Morgens verließ; daß General Littler seine zurückgeschlagenen Truppen wieder in der Gegend von Maliwâl aufgestellt und daß auch die andern Truppen sich in einzelnen Haufen gesammelt hatten. Eben so wenig war ihnen bekannt, daß Lall Singh schimpflich geflohen und die irregulaire Kavallerie, so wie einen Theil der Artilleristen veranlaßt hatte, mit ihm zu gehen. Dagegen wußten sie wohl und hatten zu bedenken, daß sie es nur mit der einen Hälfte der Siekh-Armee zu thun gehabt, und daß die andere Hälfte, aller Wahrscheinlichkeit nach, am nächsten Morgen auf dem Schlachtfelde erscheinen werde; daß die eigenen Truppen seit vier und zwanzig Stunden ohne Nahrung gewesen; daß die Pferde, namentlich der Artillerie, zum Umfallen ermüdet waren, und daß sowohl die Infanterie, als die Artillerie, ihre Munition fast ganz verschossen hatte.

Unter diesen Umständen wurde es von vielen Seiten zur Sprache gebracht, daß es zweckmäßig sein möchte, sich auf Ferozepûr zurückzuziehen, sich dort von neuem mit Proviant und Munition zu versehen und dann entweder gleich wieder das Glück der Waffen zu versuchen oder zuvor die Verstärkung durch die aus Mirut herbeikommenden Truppen abzuwarten. — Diese Vorschläge konnten aber weder vor Sir Henry Hardinge's klarem Geiste Gehör, noch in Sir Hugh Gough's tapferem, ritterlichem Sinne Anklang finden. Die Folgen eines Rückzuges wären für Indien die Folgen einer verlornen Schlacht gewesen. Mudki mit den Verwundeten und dem Lager mußten dann

aufgegeben werden; das Land der protegirten Siekhs wäre unstreitig sofort in offenen Aufruhr ausgebrochen und das Herankommen der Mirut-Division gefährdet worden. Zudem war Ferozepûr, in seiner isolirten Lage und ganz ohne Kommunikation mit den östlichen Provinzen, weder hinlänglich mit Muniton, noch mit Proviant versehen, um eine so große Truppenmasse aufnehmen zu können. — Es ward also für den folgenden Tag der erneuete Kampf beschlossen, der verzweifelte Kampf, der nur zum Siege oder zum Untergange führen konnte.

Bald nach Tagesanbruch setzte sich der kommandirende General vor den rechten, der General-Gouverneur vor den linken Flügel der in Schlachtlinie formirten Truppen, und so rückte man von Neuem gegen das Lager an. Nur der südliche und westliche Theil desselben war durch Metab Singhs Division besetzt, und einige andere Truppen lehnten sich, parallel der Straße nach Mudki, an das Lager an. Ohne einen Schuß zu thun, avancirte die englische Linie gegen die feindliche Stellung; auf funfzig Schritt von den Geschützen ward eine Salve gegeben und dann mit dem Bajonett daraufgegangen. Die Siekhs hielten nicht Stand; sie versuchten, sich noch einmal, mit dem rechten Flügel an Ferozeschah gelehnt, zu setzen; aber es gelang nicht. Um acht Uhr war das ganze Lager mit drei und siebenzig Geschützen genommen, und der Feind in voller Flucht.

Mit nicht endenden Hurrahs wurden die Führer empfangen, als sie die siegreiche Linie hinabritten, welche dann, mit dem linken Flügel an Ferozeschah, jenseits und parallel der Straße nach Entenwalla, Halt machte. Die Gewehre wurden zusammengesetzt und Wasser und Lebensmittel aus dem eroberten Lager herbeigeholt.

Auch die andern Theile der Armee, mit denen man während der Nacht ohne Kommunikation gewesen, fanden sich wieder zum Hauptcorps und wurden in Schlachtordnung aufgestellt. Da kam um eilf Uhr die Nachricht, daß der Feind in großen Massen von Sultan Khan Walla heranrücke; es ward wieder zu den Gewehren

gegriffen und eine Schwenkung gegen den neuen Feind ausgeführt. Er näherte sich mit Kavallerie-Massen und reitender Artillerie und eröffnete mit letzterer ein lebhaftes Feuer. Es blieb unerwiedert, weil die englische Artillerie nur noch wenige Schuß hatte, die für wichtigere Momente aufgespart werden mußten; die Truppen legten sich nieder, um nicht getroffen zu werden. — Ein wirklicher Angriff wurde indeß nicht unternommen; denn nicht zur Entscheidung, sondern nur zur Deckung des Rückzuges des geschlagenen Heerestheils waren die Siekhs von Attari gekommen. Ihre Wahrsager hatten ihnen den Tag als unglücklich zum Gefecht verkündet, und ihrem Führer Tedj Singh war nicht minder als Lall Singh an dem Untergange ihres tapfern Heeres gelegen. Eine Demonstration der englischen Armee genügte, um den Feind zu einer neuen Aufstellung weiter rückwärts zu veranlassen, von wo aus er seine Kanonade, jedoch ganz ohne Erfolg, wieder aufnahm.

Um ein Uhr setzte er sich noch einmal, und zwar mit seinem rechten Flügel, gegen Ferozeschah in Bewegung. Zwei englische reitende Batterien des linken Flügels waren von Ferozepûr aus wieder mit Munition versehen worden; sie traten dem Feinde so kräftig entgegen, daß, nachdem auch das tapfere dritte Dragoner-Regiment sich diesem in die rechte Flanke geworfen und eine Batterie von fünf Geschützen erobert hatte, der Angriff mit seinem gänzlichen Rückzuge in der Richtung auf Sultan Khan Walla endete.

Dieser Rückzug scheint noch dadurch beschleunigt worden zu sein, daß, als die Attake der Siekhs auf den linken englischen Flügel begann, einem großen Theil der Eingebornen-Kavallerie und der Artillerie von einem höheren Offizier, der sich später als geistesabwesend erwies, der Befehl zum Rückzuge nach Ferozepûr gebracht wurde; und daß diese Kolonne, welcher sich eine Menge Versprengter und so weiter aller Regimenter anschlossen, von dem Feinde für eine solche gehalten wurde, welche bestimmt sei, seinen rechten

Flügel zu umgehen, jeden weitern Angriff aufzugeben und das Schlachtfeld zu räumen.

So war die erste zweitägige Schlacht in Indien glücklich und glorreich gewonnen. Der Herr der Heerschaaren hatte augenscheinlich ihr Schicksal gelenkt. Die Siekhs, von ihren Führern verrathen und innerem Zwiespalt preisgegeben, hatten dennoch einen Muth und eine Tapferkeit gezeigt, welche den Sieg der Engländer mehr als einmal in Frage gestellt hatten. Diese verdankten den glücklichen Erfolg wesentlich dem heldenmüthigen Entschluß und der eisernen Ausdauer ihrer beiden Führer, den kräftigen Schultern und den scharfen Bajonetten der Grenadiere. Drei und siebenzig Geschütze, eine große Menge Munition und Lagergeräthschaften waren die Trophäen des Sieges; Gefangene hatte man nicht gemacht. Auf beiden Seiten war der Verlust bedeutend: der der Engländer betrug an beiden Tagen zwei Tausend acht Hundert ein und achtzig Mann, wovon jedoch nur funfzig Mann auf den zweiten Tag kommen; sie hatten im Ganzen sechs Hundert vier und neunzig Todte, ein Tausend sieben Hundert ein und zwanzig Verwundete und vier Hundert sechs und sechzig Vermißte. Die Siekhs gaben ihren Verlust selbst auf fünf Tausend Mann an.

An ein Verfolgen nach der Schlacht konnte, bei der Uebermüdung der Truppen und bei dem Mangel an Munition und Lebensmitteln, nicht gedacht werden. Bis zum 24. blieb der kommandirende General mit der Armee in Ferozeschah und Umgegend stehen; dann setzte er sich in Marsch, vertrieb die letzten Siekh-Nachzügler vom rechten Ufer des Stromes und nahm, sein Hauptquartier nach Arufki verlegend, Stellung zwischen Ferozepûr und Harriki.

Am 27. Dezember, also sechszehn Tage nach ihrem Einfall in die britischen Besitzungen, hatten die Siekhs, nach zwei verlornen Schlachten und mit Einbüßung von neunzig Geschützen, das linke Sutledj-Ufer wieder geräumt. Dieser Strom trennte nun

abermals beide feindliche Parteien, und es begann ein neuer Abschnitt des Krieges.

Prinz Waldemar war den Begebenheiten dieses ersten Abschnitts mit hohem Interesse und der größten Aufmerksamkeit gefolgt, um so mehr, als er auf das zuvorkommendste von allen Ereignissen, so wie von den getroffenen Maßregeln, eingehenden Rapporten und so weiter in Kenntniß gesetzt worden war. Er stellte sich selbst und die ihn begleitenden Offiziere dem kommandirenden General und dem General-Gouverneur zur Disposition, war einer der Ersten zu Pferde, als es bei Mudki galt, dem überraschenden Angriff des Feindes entgegen zu treten und die Truppen auf ihren Sammelplätzen zu ordnen, und wich nicht von der Seite des kommandirenden Generals, als dieser sich vor die Mitte seiner Infanterie setzte und sie selbst mit dem Bajonett gegen die feindlichen Batterien führte. Am Morgen des 19. war er schon wieder auf dem Schlachtfelde, um den zurückgebliebenen Verwundeten Hülfe und Labung zu bringen, als das Vorgehen der feindlichen Kavallerie die englische Avantgarde von dort zurücktrieb. Bei Ferozeschah, am 21., begleitete er ebenfalls den General-Gouverneur, dessen klarer, ruhiger Blick und entschiedener Befehl, sowohl bei der Anordnung zur Schlacht, als in den Momenten der höchsten Gefahr, ihm ein leuchtendes Beispiel wurden.

Auch an diesem letztern Tage setzte er sich wiederholt dem dichtesten Kartätsch- und Kleingewehrfeuer aus, und beim stürmenden Angriff auf die Batterien des Siekh-Lagers war es, wo sein treuer Gefährte, der ihn begleitende Dr. Hoffmeister an seiner Seite fiel. Eine Kartätschladung, auf kurze Entfernung abgefeuert, hatte diesen und sein Pferd zugleich mit mehreren Kugeln getroffen, und als Prinz Waldemar zu seinem Beistand vom Pferde sprang, war er nicht mehr. Der Prinz hatte ihn nicht mit in die Schlacht nehmen wollen; er selbst aber hatte darauf bestanden, weil er glaubte, nicht fehlen zu dürfen da, wo so leicht seine Hülfe nöthig sein konnte.

Er war ein treuer, liebenswürdiger, vielfach gebildeter junger Mann und eifriger Forscher, und sein Tod ein herber Verlust für Alle, die ihn kannten, so wie für die Wissenschaft, der er mit ganzer Seele anhing.

Die Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit des Prinzen fand auch bei den englischen Feldherren Anerkennung, wie aus den offiziellen Berichten des General-Lieutenants Sir Henry Hardinge, als zweiten Oberbefehlshabers der Armee, so wie auch des kommandirenden Generals in Indien, Sir Hugh Gough, beide vom 22. Dezember 1845 datirt, hervorgeht.

Dem zweiten Theil der Schlacht von Ferozeschah beizuwohnen, war dem Prinzen indeß nicht vergönnt. Am Morgen des 22., kurz vor Tagesanbruch, als der General-Gouverneur und der kommandirende General den heldenmüthigen Entschluß gefaßt hatten, die letzten Kräfte noch einmal aufzubieten, und lieber unterzugehen, als sich den Folgen eines Rückzuges auszusetzen, ersuchte Ersterer den Prinzen in Gegenwart des Obersten Benson, des Chefs seines Stabes, nunmehr das Schlachtfeld zu verlassen und seine Rückreise nach Europa über Ferozepûr nach Sinde und Bombay anzutreten. — Die Lage der Dinge sei eine solche geworden, daß ein glücklicher Erfolg kaum wahrscheinlich sei; der Prinz habe sich in jeder Weise seiner Ahnen und des preußischen Heeres würdig gezeigt: er habe Ruhe, Tapferkeit und Menschenfreundlichkeit bewiesen; ihn jedoch den Gefahren eines so verzweifelten Kampfes, wie der bevorstehende, auszusetzen, halte er seiner Pflicht entgegen; seine Hochachtung und Verehrung für des Prinzen Familie und dessen Vaterland verbiete es ihm; falle der Kampf unglücklich aus, dann würde das Land rings umher in Aufruhr und für den Prinzen keine Möglichkeit mehr zur Rückkehr vorhanden sein.

Der Prinz dankte Sir Henry Hardinge für seine Fürsorge, erklärte aber: er ziehe es vor, mit der Armee, mit welcher er gekämpft, auch bis zuletzt auszuharren und einen Freund in der

Noth nicht zu verlassen. Der General-Gouverneur bedauerte, diesen Wunsch nicht erfüllen zu können; als General-Gouverneur dieses Landes müsse er, da der Prinz seinen Bitten nicht folgen wolle, von seinem Rechte Gebrauch machen und ihm befehlen, die Armee sofort zu verlassen; ein Kommando sei bereits aufgesessen, um ihn bis Ferozepûr zu eskortiren; sein eigener Arzt und ein verwundeter Offizier seines Stabes würden ihn begleiten.

Der Prinz war zu sehr Soldat, um nicht zu gehorchen. — In Ferozepûr wurde Halt gemacht und seit dreißig Stunden zum ersten Male wieder etwas genossen und die Pferde gefüttert. Da kam ein Zettel von Sir Henry Hardinge's Hand, auf dem »A glorious victory« geschrieben stand. Augenblicklich ließ der Prinz satteln und ritt wieder dem Schlachtfelde zu. Bald aber stieß er auf eine Kolonne von Truppen aller Gattungen, bunt durcheinander gemischt, die mit der Nachricht: die Schlacht sei verloren, Ferozepûr zueilten. Der Prinz ritt jedoch vorwärts, bis er auf einen Trupp ihm wohlbekannter Offiziere traf, unter denen sich auch ein hochgestellter Offizier des Hauptquartiers befand, ein Mann, der viel in der Armee galt, und den der Prinz selbst ruhig und kaltblütig im Gefecht gesehen hatte. Die Nachricht, die sie gaben, lautete: um acht Uhr habe man geglaubt, die Schlacht sei gewonnen; der kommandirende General und der General-Gouverneur hätten sich an die Spitze der Truppen gesetzt, das Lager und die am Abend zuvor genommenen Geschütze wieder genommen und Ferozeschah erobert. Dann aber sei der Feind mit frischen Truppen herbeigekommen, habe angegriffen und die wenigen Truppen, mit welchen beide Oberbefehlshaber sich in Ferozeschah hineingeworfen, müßten jetzt schon gefangen oder niedergemacht sein. Die hohe Wahrscheinlichkeit dieses Berichts und die Ruhe, mit welcher er von einem Manne dieses Ranges, ohne von irgend einem Andern widersprochen zu werden, erstattet ward, ließen den Prinzen in dessen Richtigkeit keinen Zweifel setzen.

Jetzt traten andere Rücksichten für ihn ein. Einem Soldatentod auf dem Schlachtfelde durfte er sich nicht freiwillig entziehen; aber von aufrührerischen Bauern gefangen, getödtet oder im Triumph nach Lahore geführt zu werden, dem durfte er sich nicht aussetzen. Er kehrte deshalb nochmals nach Ferozepûr zurück, nahm einen landeskundigen Boten und ritt die Nacht und den folgenden Tag durch, bis zum Nachmittag, wo er in Jasulka anlangte, der Station eines englischen Beamten und eines Pikets von vier und zwanzig Pferden.

Auf diese zwölf Meilen lange Strecke brauchte man beinahe vier und zwanzig Stunden, weil während der Nacht der kleine Trupp wiederholt auf geringe Abtheilungen von Siekh-Reiterei traf, auch von mehreren Dörfern mit Gewehrfeuer empfangen wurde und man deshalb, die Straßen und die bewohnten Ortschaften meidend, auf Umwegen durch die Wüste reiten mußte; dazu versagte das zweimal verwundete Pferd des Kammerdieners Werner den Dienst, so daß nichts übrig blieb, als ihn abwechselnd auf die andern Pferde mit aufsitzen zu lassen.

In Jasulka fanden die Reisenden freundliche Aufnahme, Ruhe und Erfrischung, deren Menschen und Pferde gleichmäßig bedurften; denn in vier und funfzig Stunden hatten sie nur einmal Nahrung zu sich genommen und die ersteren sich unausgesetzt in der höchsten moralischen wie körperlichen Anspannung befunden. Die in Jasulka eingegangenen Nachrichten lauteten ebenfalls ungünstig: Siekh-Kavallerie schwärme plündernd in der Umgegend, und auf dem Lande herrsche große Aufregung. Somit schien für den Prinzen und seine Begleitung Alles darauf anzukommen, vor der Unglücksbotschaft Bahawalpûr zu erreichen, wo ein britischer Resident sich befand und der Newal (Nabob) dem englischen Interesse treu ergeben war.

Es ward daher schon um drei Uhr des Morgens am 24. wieder aufgebrochen: voran auf einem großen Reitkameel die beiden Führer; dann zwei Mann irregulaire Kavallerie; dann der Prinz

mit seinen beiden Adjutanten; hierauf die beiden Diener und zum Schluß der Kolonne wieder drei irregulaire Reiter; Alles dicht beisammen, und mit dem festen Vorsatz, jede Feindseligkeit sofort durch einen geschlossenen Angriff zu erwidern. Bei herrlichem Mondschein ritt der Trupp auf dem Saumwege vorwärts, welcher längs dem linken Sutledj-Ufer hinführt; vollständige Stille herrschte, nur unterbrochen von dem dumpfen Schall der Pferdehufe auf dem harten, staubbedeckten Thonboden und von dem Gebell der Hunde in den an der Straße gelegenen aber sorgfältig vermiedenen Dörfern.

Als die Sonne aufging, war schon der gefährlichste Theil des Weges zurückgelegt, und wenn gleich einzelne Trupps von bewaffneten Reitern und lange Züge von Kameelen die Reisenden vorübergehend in Spannung versetzten, so trafen sie doch auf keinen Feind und erreichten glücklich Bahawalgher, eine dem Newab von Bahawalpûr gehörige Stadt, in deren Serai sie anhielten und ruhten.

Von dort wurden in den nächsten drei Tagen noch etwa dreißig Meilen bis Bahawalpûr zurückgelegt. Der Weg dahin bildet gleichsam die Grenze zwischen der Wüste und dem bebauten Lande zunächst dem Sutledj; rechts, längs des Stromes, die ewig knarrenden Schöpfräder, ganz den ägyptischen gleich, und um sie her üppige Felder und Dorfschaften, hier und da mit schönen Gruppen von Mangobäumen und Dattelpalmen; links ein Land ganz ohne Wasser, oder doch nur mit salzigem, und somit Wüste: selten Sandstrecken und Hügel von Flugsand, meist fester Thonboden mit dornigem Gestrüpp, Schilf und Gras bewachsen, aber auch diese Vegetation fahl und fast verdorrt, nur durch den Thau das kümmerliche Leben fristend, bis, kaum alljährlich einmal, ein Regenschauer sie wieder ergrünen und frisch hervorwachsen läßt, zur Nahrung für die vielen Heerden, die alsdann dort hingetrieben werden.

Bestimmte Nachrichten über das Resultat der Schlacht waren dort noch nicht eingegangen. Doch wenige Tage darauf kamen sie

an und — es waren Siegesbotschaften! Sofort schrieb Prinz Waldemar an den General-Gouverneur, um ihm seinen Glückwunsch darzubringen, zugleich aber auch die dringende Bitte an ihn zu richten, zur Armee zurückkehren und nun mit dieser, nachdem er die Gefahren und die böse Zeit mit ihr getheilt, auch den Ruhm und die Folgen ihrer Siege theilen zu dürfen. Da das Eintreffen der Antwort sich verzögerte, ließ der Prinz am 3. Januar 1846 den Rückmarsch nach Ferozepûr antreten, mit dem Entschluß, falls der Bescheid des General-Gouverneurs ungünstig ausfallen sollte, sich den Truppen anzuschließen, welche unter Führung des Sir Charles Napier von Sinde aus gegen Multân in Anmarsch waren. Am 8. endlich traf die Erlaubniß zur Rückkehr ein und am 12. Januar war Ferozepûr und die Armee wieder erreicht. Der Prinz und seine Begleiter hatten sich überall des ausgezeichnetsten und herzlichsten Empfanges zu erfreuen, und leicht und froh war es ihnen ums Herz, als sie sich wieder inmitten der liebgewonnenen Waffengefährten sahen, mit denen sie neuen Gefahren und Siegen entgegengehen sollten.

Die Verhältnisse standen zur Zeit so, daß die englischen Heerführer entschlossen waren, den Frieden in Lahore zu diktiren. Dazu bedurften sie aber Truppen, Geschütze, Munition, Lebens- und Transportmittel; bis diese beisammen waren, wollten sie sich rein auf der Defensive halten und jedes größere Gefecht möglichst vermeiden; denn nur dann ließ ein Sieg sich über den Sutledj verfolgen, wenn die nöthigen Garnisonen auf dem linken Ufer zurückgelassen und wenn ein Belagerungstrain und alle diejenigen Requisiten für eine große Armee mit hinüber genommen werden konnten, welche sie nicht hoffen durften, auf der feindlichen, durch die eignen Truppen ausgesogenen Seite zu finden.

Den Siekhs dagegen war der Muth keineswegs gebrochen; sie dachten vielmehr daran, wieder auf dem linken Sutledj-Ufer zur Offensive überzugehen, und ihre Unternehmungslust wuchs durch

die Unthätigkeit der Engländer, die sie als Furcht auslegten. Mehrere der kleinen, auf dem linken Ufer gelegenen Forts hielten sie noch besetzt; ihre Reiterei überschritt in größern oder kleinern Abtheilungen den Fluß, und zündete sogar, unter Führung des Radjah von Ladna, am 5. Januar einen Theil der Kantonnements von Ludiana an; ihre Hauptarmee aber, welche sich auf der Höhe von Sobraon gelagert halte, schlug, dem Orte gegenüber, eine Brücke über den Sutledj und verschanzte sich dort auf dem linken Ufer in einem eingehenden, von der jenseitigen Höhe dominirten Bogen, Anfangs von den Engländern unbemerkt, dann von ihnen absichtlich ungestört. Als aber die Werke zur Sicherung der Brücke eine solche Ausdehnung erhielten, daß sie zu einem verschanzten Lager wurden, brach am 12. Januar die damals schon auf dreißig Infanterie-Regimenter, dreizehn Kavallerie-Regimenter, vier und neunzig Geschütze und ein Sappeur-Bataillon angewachsene britische Armee aus ihren bisherigen Stellungen auf und bezog mit der Hauptmacht dem feindlichen Brückenkopf gegenüber ein Lager, während bei Attari, Naggar gegenüber, General Grey mit drei Infanterie-Regimentern, einem Regiment Kavallerie und einer reitenden Batterie, und bei Ferozepûr und Gunda Singh Walla General Littler mit sechs Infanterie-Regimentern, einem Kavallerie-Regiment und einer reitenden Batterie stehen blieben.

Die Unsicherheit der Kommunikationen der Armee, das bevorstehende Herannahen des Konvois und des Belagerungsparks, sowie der Umstand, daß der General-Gouverneur, in einer am 13. Dezember erlassenen Proklamation, die Einverleibung der Siekhs-Besitzungen auf dem linken Sutledj-Ufer ausgesprochen hatte, machten es nothwendig, die kleinen noch vom Feinde besetzten Forts einzunehmen und das Land völlig von denselben zu säubern. General Smith ward hiermit beauftragt; am 17. Januar verließ er mit den ihm untergebenen Truppen das Lager und wandte sich zuerst gegen das wichtige Daramkôt, das sich schon am 18., nach

einigen Kanonenschüssen, mit seinem bedeutenden Vorrath an Lebensmitteln ergab.

Im Hauptquartier war indessen die bestimmte Nachricht eingegangen, daß Rundjur Singh mit einer Truppenmasse von circa zwanzig Tausend Mann und vierzig Geschützen den Sutledj unterhalb Ludiana überschritten habe und diesen Ort bedrohe. Dem General Smith wurde daher noch am 18. der Befehl nachgeschickt, sich mit den Truppen in Djugraon, Bassian und Ludiana zu vereinigen und den Feind über den Sutledj zurück zu treiben. Als am 19. die Nachricht einlief, daß bedeutende Verstärkungen aus dem Lager von Sobraon zu Rundjur Singh abgegangen waren, wurde auch Oberst Wheler mit seiner Brigade nach Daramkôt, zur Verstärkung des General Smith gesandt.

Dieser, von dem Herannahen der Brigade Wheler nicht unterrichtet, ging am 19. nach Djugraon, zog dort das drei und funfzigste Regiment der Königin an sich, und brach am 20. in aller Frühe auf, um, mit Umgehung des befestigten Orts Baduwâl, wo Rundjur Singh sich gelagert hatte, die Vereinigung mit der Garnison von Ludiana zu bewirken, welcher er zu dem Ende den Befehl geschickt, ihm entgegen zu marschiren. Dieser Befehl ward indeß von den Siekhs aufgefangen und deren Führer beschloß, den General Smith auf dem Marsche zu überfallen. Er wählte sehr geschickt hierzu eine, durch Sandhügel verdeckte Stellung und empfing, unerwartet, die englische Kolonne mit Kanonenschüssen. General Smith, dessen Corps durch den langen, schwierigen Marsch sehr ermüdet, und dem der Feind an Zahl wohl fünfmal überlegen war, entschloß sich, dem Gefecht auszuweichen. Von der Kavallerie und reitenden Artillerie, unter Oberst Cureton, mit großer Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit gedeckt, gelang ihm dies auch, und er erreichte Ludiana, ohne in ein allgemeines Gefecht verwickelt worden zu sein, jedoch nicht ohne durch das feindliche Feuer einen empfindlichen Verlust an Bagage, sowie an der dabei kommandirten Mannschaft

zu erleiden. Rundjur Singh folgte ihm nicht, sondern befestigte sich bei Badnwâl, an dessen Fort er sein Lager lehnte. General Smith gab seinen Truppen Ruhe, zog alle zur Hand befindlichen Kräfte an sich, und rüstete einige schwere Geschütze zum Angriff gegen das feindliche Lager aus. Als er aber am 23. gegen dasselbe vorging, war es bereits verlassen; der Feind hatte sich an den Sutledj, in die Gegend von Aliwâl gezogen, um sich mit den, ihm von Sobraon zugesandten Verstärkungen an regulairen Truppen (sogenannte Avitabiles-Bataillone), circa vier Tausend Mann mit zwanzig Geschützen und einiger Kavallerie, zu vereinigen; er hatte dort Kähne zum Brückenschlagen gesammelt und ein verschanztes Lager aufgeworfen. General Smith wartete nun auch seinerseits die Verstärkung durch den Obersten Wheler ab, welche am 26. eintraf und rückte dann am 28. in aller Frühe, eilf Tausend zwei Hundert neun und zwanzig Kombattanten mit zwei und dreißig Geschützen stark, die Kavallerie unter dem Befehl des Obersten Cureton, gegen die Stellung des Feindes vor.*)

Auf der Höhe des Thalrandes des Sutledj bei Purain mit der Marschkolonne angelangt, gewahrte er in der schön begrasten Ebene der Thalsohle die feindliche Armee, ebenfalls im Marsch begriffen. Beide Heere ordnen sich zum Gefecht: das englische deployirt rechts und links; die Siekhs stellen sich hinter einen kleinen Terrainabsatz, welcher ihrer Artillerie Deckung gewährt, auf, ihren rechten Flügel an das Dorf Bundri lehnend, den linken an Aliwâl. Von beiden Seiten beginnt das Geschützfeuer, General Smith läßt seinen rechten Flügel antreten, um Aliwâl anzugreifen. Die Siekh-Kavallerie geht ihm entgegen; aber Oberst Cureton, mit der Reiterei des rechten Flügels, wirft sie und fliehend verläßt sie das Schlachtfeld. Nun wird Aliwâl von der Brigade des rechten Flügels erobert; das funfzigste Regiment der Königin nimmt die große Batterie des Centrums mit dem Bajonett und auf dem linken Flügel durchbricht

*) Siehe den zwischen Seite 344 und 345 befindlichen Schlachtplan.

das sechszehnte Ulanen-Regiment zweimal die in Quarré geformten vier Bataillone Avitabile, welche sich aber dessen ungeachtet jedesmal wieder sammeln und das Dorf Bundri erreichen. Auch dieses wird nunmehr von der Infanterie des linken Flügels angegriffen und genommen, und, überall geworfen, fliehen die Siekhs den Furthen zu: — die Schlacht ist glänzend gewonnen.

Das feindliche Corps war gänzlich aufgelöst und zerstreute sich auf dem jenseitigen Ufer, so daß die in dieser Schlacht verwendeten Truppen für den übrigen Theil des Krieges nicht mehr in Thätigkeit kamen. Der Verlust, den die Siekhs erlitten, war sehr groß, besonders im Strom und am jenseitigen Ufer, wo die Fliehenden das mörderische Feuer der englischen Artillerie auszuhalten hatten. Von den sieben und sechzig Geschützen, die sie in den Kampf geführt, blieb ihnen nicht Eins: zwei und funfzig waren auf dem Schlachtfelde genommen worden, dreizehn blieben im Sutledj stecken und zwei wurden am jenseitigen Ufer vernagelt. Das Lager mit allem Zubehör fiel ihrem Gegner in die Hände. Es war ein Sieg, wie ihn die Engländer in Indien gewohnt waren: der Gewinn sehr groß, der eigene Verlust sehr gering; sie hatten nur Hundert ein und funfzig Todte, vier Hundert dreizehn Verwundete und fünf und zwanzig Vermißte.

Wären die Vorbereitungen zu einer schnellen Beendigung des Krieges vollendet gewesen, so hätte General Smith auf das rechte Ufer übergehen und dort gegen Sobraon marschiren können, während das verschanzte Lager auf dem linken Ufer durch die Hauptarmee angegriffen werden konnte; aber noch immer fehlten Munition, Lebensmittel und der nothwendige Belagerungstrain.

General Smith begnügte sich daher nach seinem Siege, die kleinen Forts auf dem linken Ufer zu nehmen und theilweise mit dem erbeuteten Pulver zu sprengen; Ludiana und die Kommunikation der Armee, durch Detachirung des Obersten Wheler mit vier Eingebornen-Infanterie-Regimentern, drei Kavallerie-Regimentern, einer

Fuß- und einer reitenden Batterie, zu sichern und dann in kleinen Märschen zur Hauptarmee zurückzukehren.

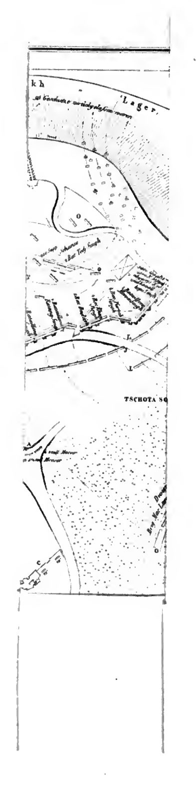
Dieser gegenüber, im Lager von Sobraon, hatten inzwischen die Siekhs ihre Werke immer mehr ausgedehnt und in die auf dem linken Ufer belegenen allmählig vier und dreißig Tausend Mann gezogen. In dem alten Lager auf dem rechten Ufer standen noch etwa acht Tausend Mann mit funfzig Geschützen, und bei der Furth von Harriki blieb Lall Singh mit dreizehn Tausend Mann irregulairer Kavallerie detachirt. Die ganze disponible Streitmacht des Feindes betrug also nach der Schlacht von Aliwâl circa fünf und funfzig Tausend Mann mit Hundert zwanzig Geschützen.

Die Wahl des Uebergangspunktes war höchst angemessen: eingehender Bogen, dominirendes Terrain auf dem rechten Ufer, Brücke und Furth daneben. Auch das Terrain am linken Ufer war richtig benutzt; doch waren die Werke selbst ohne fortifikatorische Kenntniß angelegt: Es fehlte ihnen an Flankirung und ausreichend starken Profilen; am schwächsten waren sie auf dem rechten Flügel; dort hatte man nur zwei, mit Scharten versehene Batterien aufgeführt, übrigens aber, in dem ganz losen Flugsande, nur niedrige Aufwürfe gemacht, die weder gehörigen Schutz gegen das Feuer gewähren, noch für den Feind ein wesentliches Hinderniß der Annäherung bilden konnten; auf diesem, von dem englischen Lager am weitesten entfernten Flügel erwarteten die Siekhs keinen Angriff; auch rechneten sie wohl auf die Flankirung durch die am jenseitigen Ufer aufgestellten schweren Geschütze und hatten diesen Theil der Werke vorzugsweise dazu bestimmt, um von da aus mit ihrer Kavallerie, während der Angriff gegen eine der andern Fronten stattfinde, hervorzubrechen. Am stärksten waren die Werke dem englischen Lager gegenüber, besonders auf dem linken Flügel: in den festen, lehmigen Boden hatte man eine Menge kleiner, durch Scharten feuernder Batterien errichtet, diese durch eine doppelte Brustwehr unter sich verbunden und mit einem fortlaufenden,

schmalen, aber scharf abgestochenen Graben umgeben. Die Annäherung war hier durch Abholzung des vorliegenden buschigen Terrains erschwert, während die Vertheidigungsfähigkeit durch die dominirende Lage der Werke, die doppelten Feuerlinien und eine flankirende Geschützaufstellung auf dem linken Ufer, sehr erhöht wurde. Fast täglich machte man von diesem Lager her Ausfälle, brannte einzelne Dorfschaften nieder und griff die englischen Vorposten an, fast täglich rückten Abtheilungen aller Waffen in das freie Terrain vor dem Lager, um dort zu exerzieren und gleichsam zum Kampfe herauszufordern. Auch wurde man englischerseits durch die immer wiederholte Nachricht: daß am nächstfolgenden Tage ein Angriff geschehen würde, stets in Spannung erhalten und es bedurfte der ganzen Ueberlegung und Kaltblütigkeit des General-Gouverneurs, um das Alles ruhig hin zu nehmen, bis die Zeit der Vergeltung gekommen sein würde.

Prinz Waldemar war am 19. Januar auf die Nachricht von einem erwarteten Angriff der Siekhs nach dem Lager der Hauptarmee geeilt, und hatte bei Nialki seine Zelte aufgeschlagen. Die vielen kleinen Gefechte, Allarmirungen und Rekognoszirungen, die dort fast täglich stattfanden, und woran der Prinz theilnahm, wenn er nicht interessante Situationen skizzirte, wobei er sich wenig von den um ihn her pfeifenden feindlichen Kugeln stören ließ, gewährten ihm vielfaches Interesse und lehrreiche Erfahrungen, und entschädigten ihn einigermaßen dafür, daß er der Schlacht von Aliwâl nicht hatte beiwohnen können.

Endlich am 7. und 8. Februar traf der Belagerungstrain und die Reservemunition für Hundert Feldgeschütze von Delhi ein; am 8. kehrte auch General Smith mit seinen siegreichen Truppen zur Hauptarmee zurück, und am 10. wurde das feindliche Lager mit Sturm genommen, alle darin befindlichen Geschütze erobert und am Abend desselben Tages bei Ferozepûr der Sutledj durch eine starke englische Truppenabtheilung überschritten.



kh
Lager
TSCHOTA SQ

Vor Tagesanbruch am 10. standen zum Angriff auf das feindliche Lager bereit, neunzehn Tausend Mann, darunter dreizehn Tausend sechs Hundert Mann Infanterie und fünf und siebenzig Geschütze. Ein Regiment und vier reitende Batterien blieben im Lager zurück.

Bei Attari stand, auf direkten Befehl des General-Gouverneurs, der General Grey mit seinen vier Bataillonen und einer reitenden Batterie bereit zum Abmarsch nach Ferozepûr, wo er mit zwei Bataillonen, der reitenden Batterie und einem Kavallerie-Regiment des Generals Littler auf Kähnen den Sutledj überschreiten sollte, um durch eine Aufstellung jenseits das sofortige Schlagen der Brücke zu sichern; auch Oberst Wheler in Ludiana war angewiesen, auf die Nachricht eines Sieges mit seinen disponiblen Truppen über den Sutledj zu gehen, das gegenüberliegende Fort von Filur zu nehmen und in das Djellandar Duab vorzudringen.

Noch während der Nacht vom 9. zum 10. sollten die beiden befestigten Posten des Feindes, am Lehmthurm vor Rodawalla und bei Tschota (das heißt Klein-) Sobraon, genommen werden, um neben ihnen schwere Geschütze aufzustellen; sie wurden aber unbesetzt gefunden und die Batterien konnten ohne Weiteres armirt werden. — Um sechs ein halb Uhr begannen die, neben Tschota Sobraon aufgefahrenen Geschütze ihr Feuer. Der Feind erwiderte es sogleich auf das lebhafteste; aber der Nebel war so stark, daß es bald von beiden Seiten eingestellt ward, um eine Stunde später auf der ganzen Linie mit desto größerer Energie wieder zu beginnen. Die Kanonade dauerte bis neun ein halb Uhr, ohne daß irgend ein Effekt derselben sichtbar oder das Feuer der Siekhs schwächer geworden wäre. Erst später wurde in Erfahrung gebracht, daß ein Theil der irregulairen Kavallerie und der Oberbefehlshaber Tedj Singh selbst, auf das jenseitige Ufer geflohen waren, Letzterer, nachdem er sämmtlichen Divisions-Generalen den Befehl gesandt hatte, ihm zu folgen: ein Verrath, dessen sich aber nur Einer von ihnen schuldig machte.

Da die Munition anfing auszugehen und anscheinlich Nichts erzielt war, so gingen die Engländer zum Bajonett-Angriff über. Vom linken Flügel aus sollte derselbe gegen die schwächste Seite der feindlichen Verschanzungen geführt, Centrum und rechter Flügel aber zurückgehalten werden. Voran schritt die Brigade Stacy, ihr zur Linken eine Fuß-Batterie, zur Rechten eine Fuß- und eine reitende Batterie; drei Hundert Schritt dahinter folgte die Brigade Wilkinson und auf diese, den rechten Flügel debordirend, die Brigade Ashburnham, alle in Linie. Ein lebhaftes Feuer aus grobem Geschütz und von zwei Hundert Zamburuks (kleinen, auf Kameel-Sättel gestellten Kanonen), das aber in dem tiefen Flugsande von geringer Wirkung war, empfing die Angreifenden, während Oberst Mouton mit den vier regulairen Kavallerie-Regimentern der Siekhs längs des Flußufers gegen die linke Flanke hervorbrach. Die englischen Batterien eilten der Infanterie voraus und eröffneten ihr Feuer, indeß letztere im Vorgehen blieb; aber einige Kugeln reichten schon hin, die Siekh-Kavallerie zum Umkehren und zur wilden Flucht über die Brücke, von welcher hierbei ein Ponton versenkt war, zu veranlassen. — Die englische Linie blieb im ruhigen Avanciren; ihre Artillerie ging, sobald die Infanterie wieder in gleicher Höhe mit ihr angelangt war, wie auf dem Exerzierplatz, im Galopp vor, und beschoß zuletzt die feindlichen Werke auf vier Hundert Schritt mit Kartätschen. An ihr vorbei stürmte die Infanterie, ohne einen Schuß zu thun, im ersten Anlauf mit einem Hurrah die Verschanzungen! Ein lebhaftes Gewehrfeuer begann; die Zelte, Gräben und Zeltleinen im Innern des Lagers lösten die Ordnung in den britischen Reihen auf; neue Siekh-Truppen rückten heran und aus den nebenliegenden Batterien wurden Geschütze gegen die Angreifenden gerichtet. Das Vordringen stockt; die beiden nachfolgenden Treffen können, da sie ebenfalls in Linie bleiben, nicht über das erste hinaus und nach einem hartnäckigen Gewehrfeuer wird aus dem Stocken des Vorgehens ein Zurückweichen bis an die

genommenen Verschanzungen, dort aber ein stehendes Gefecht. Da hier Reserven nicht weiter zur Hand sind, so muß der Angriff der Divisionen Gilbert und Smith gegen das Centrum und linken Flügel des Feindes befohlen werden. In Linie, ihre Batterien in der Mitte, avancirt die Division Gilbert und gelangt, trotz Kartätsch- und Gewehrfeuers bis zum Fuße der Verschanzungen; hier aber weicht sie zurück, und kaum hat sie das Ufer des längs desselben sich hinziehenden, alten Flußarmes passirt, als die Siekhs in dichten Schwärmen, mit hochgeschwungenem Taluar, über die Verschanzungen hinweg ihnen nachfolgen, die Zurückgebliebenen und Verwundeten niedersäbelnd. Aber die englische Linie macht wieder Front und noch ehe die herbeigerufene Kavallerie herankommt, sind auch die Siekhs bis zu ihren Verschanzungen und an ihre Gewehre und Geschütze zurückgedrängt. — Kurz darauf dringt auch die Division Smith, deren erstes Treffen ebenfalls zurückgeschlagen worden, mit ihrem zweiten siegreich in die Verschanzungen ein.

Während dieser Vorgänge auf dem rechten Flügel hatte die Infanterie des linken, ermuthigt durch das Vorgehen der ganzen Linie, erneuete Anstrengungen gemacht, mit denen der wiederholte Angriff der Division Gilbert so glücklich zusammentraf, daß die Siekhs auf ihrem rechten Flügel und im Centrum von ihren Geschützen vertrieben, der Furth zueilten und nur noch im Einzelkampf, oft mit der heldenmüthigsten, wahrhaft fanatischen Tapferkeit, Widerstand leisteten. Bald war der Fluß voll Fliehender und das Ufer von dichten Reihen der Sieger eingefaßt, die jenen ihre Kugeln nachsandten, während im Innern des Lagers die Truppen, vollständig aufgelöst, theils in Haufen dem Flusse zueilten, theils sich plündernd zerstreuten. Da, plötzlich, erscholl der Ruf: der Feind kommt! und wirklich nahte sich eine dichte Kolonne von Siekhs, mit fliegenden Fahnen, ihre Richtung auf die Furth nehmend. Es war kein geschlossener Truppenkörper zur Hand, sie anzugreifen, die dichte Masse zur Seite der Furth hielt in ihrem Feuern inne,

öffnete sich und lautlos tauchten die Siekhs in den Strom. Es waren Scham Singhs und Mewa Singhs Bataillone, die, General Smith gegenüber, sich auf das tapferste vertheidigt und endlich, in Flanke und Rücken genommen, sich durchgeschlagen hatten. Kaum aber waren die Letzten vom Ufer verschwunden, so schloß sich der Feuerkranz wieder: vier Batterien, die oberhalb des Lagers auffuhren, schütteten einen Hagel von Kartätschen und Shrapnels auf diese Braven und Leiche an Leiche trieb den Fluß hinab!

Um eilf ein halb Uhr hörte das Feuer auf; der Sieg war glänzend errungen, und das Lager mit allen seinen Vorräthen, sieben und sechzig Geschützen und zwei Hundert Zamburuks in den Händen der Engländer. Gefangene hatte man nicht gemacht, aber die Siekhs selbst rechneten ihren Verlust auf acht bis zehn Tausend Mann. Die Sieger verloren zwei Tausend drei Hundert drei und achtzig Mann an Todten und Verwundeten, darunter Hundert vierzehn europäische Offiziere, einen Divisions- und drei Brigade-Generale.

Prinz Waldemar hatte auch an diesem Tage dem General-Gouverneur sich angeschlossen, und allen Wechselfällen der Schlacht, sowie dem Glanz des Sieges beigewohnt. Die Hand, die ihn bisher so gnädig geschützt, hatte sich auch diesmal nicht von ihm zurückgezogen.

Als nun, nach errungenem Siege, der Mittelpunkt der Begebenheiten ein anderer wurde: Ferozepûr, folgte er dem General-Gouverneur auch dorthin. Schon am 10. nämlich, sobald sich erkennen ließ, auf welche Seite der Sieg sich neigen würde, hatte Sir Henry Hardinge, vom Schlachtfelde aus, die Ordre zum Uebergange des Generals Grey auf das rechte Ufer des Sutledj und zum Bau einer Schiffbrücke an jenem Punkte, ertheilt.

Es waren etwa vier und zwanzig Tausend Kombattanten, mit einem Troß von vierzig Tausend Zug- und Lastthieren und Hundert Tausend Nichtkombattanten, welche den Sutledj bei Gunda

Singh Walla vom 12. bis 17. Februar überschritten und sich bei Kassûr versammelten.

Am 18. Februar brach diese ganze Masse auf, in einem großen, von Truppen-Kolonnen eingeschlossenen Rechteck marschirend, dessen Inneres der Troß ausfüllte. Ehe sie jedoch Lalliana erreichten, war über das Schicksal des Landes bereits entschieden.

Radjah Gulâb Singh, welcher bald nach der Schlacht von Ferozeschah das Vezierat übernommen hatte, und schon vor der Schlacht von Sobraon in Unterhandlungen mit dem General-Gouverneur getreten war, war unmittelbar nach dieser letzteren von der Königin und dem Durbar (der Regierung) von Lahore beauftragt worden, sich in das Lager des General-Gouverneurs zu begeben, dort um Nachsicht und Gnade zu bitten und die Schuld des ganzen Krieges auf die aufrührerische Soldateska zu schieben.

Als Gulâb Singh am 17. Februar im englischen Lager bei Kassûr erschien, hatte Prinz Waldemar zum ersten Mal Gelegenheit, sich mit Ruhe und Muße des Anblicks seiner tapfern Gegner zu erfreuen. Längliche, ovale Gesichter mit Habichtsnasen und kühnem, scharfen Auge, langem Bart und Schnurrbart, geben den schlanken und kräftigen, aber trocknen Gestalten ein kriegerisches, unternehmendes Aeußere. Ihr Anzug harmonirt trefflich hiermit; er besteht aus enganschließenden Beinkleidern, von einfarbigem Zeuge, darüber eine, ebenfalls enganschließende, bis über die Hüften reichende Jacke von demselben Stoff und ein breiter, durch einen Shawl oder eine Decke gebildeter Gürtel, der um die Hüften geschlungen ist; auf dem Kopfe tragen sie einen eigenthümlich gewundenen Turban, dessen eines Ende über die Schultern herabhängt, und zuweilen dient ihnen eine »Tschoga« (der Talar der Afghanen) als Ueberwurf. In dem Gürtel steckt stets ein »Taluar« — der breite krumme Säbel mit engem Handgriffe, der keinem Siekh fehlt — und über den Rücken hängt ein Schild von Büffelleder.

Der Anzug ist für Vornehme und Geringe derselbe; nur der Stoff ist verschieden. Während sich erstere in Seiden von Multân und Wollen von Kaschmir hüllen, und mit Perlen, Edelsteinen und reichen Stickereien schmücken, begnügen sich die letztern mit grobem baumwollenen und wollenen Zeuge. So namentlich trägt die ganze regulaire (»Ain-«) Infanterie Jacken aus rothem Tuch und Beinkleider von blauer Baumwolle. — An Waffen führen sie, neben dem Taluar, bei der regulairen Infanterie die Bajonettflinte mit Feuerschloß und Patrontasche nach europäischem Modell; bei der irregulairen Infanterie: die lange, zuweilen gezogene, Lunteuflinte oder den Speer, oder auch Bogen und Pfeile Bei der irregulairen Kavallerie tragen sie mehrere dieser Waffen gleichzeitig, außerdem Einzelne noch Schuppenhemd und Stahlhelm, oder eine stählerne Brust- und Rückenplatte.

Weiß ist die Lieblingsfarbe der irregulairen Reiter und sie erinnern lebhaft an die Beduinen Afrika's, wenn sie, die ganze Gestalt in den zum weiten Mantel aufgelösten, weißen Gürtel gehüllt, mit ihren langen Speeren über die kahlen Ebenen oder durch das hohe Gestrüpp dahinreiten.

Gulâb Singh hatte sich völlig freie Verfügung, sowohl von dem Durbar, als von den Panschageten (Militaircomité's) der noch bei Lahore versammelten Truppen geben lassen, den in Lahore und Amritsir befindlichen muhamedanischen Regimentern befohlen, die Thore beider wichtigen Plätze der Armee zu schließen und ließ dieser keine Unterstützung irgend einer Art zugehen. Begleitet von den vornehmsten Sirdars und einer Eskorte von etwa drei Tausend Mann und zwölf Geschützen traf er im Lager von Kassûr ein, und noch an demselben Tage ward eine Uebereinkunft geschlossen, nach welcher das linke Sutledj-Ufer, so wie das Land zwischen dem Sutledj und Beas abgetreten, ein und eine halbe Million Pfund Sterling Kriegskosten bezahlt, das Heer aufgelöst und reorganisirt und alle Geschütze, welche gegen die Engländer gebraucht worden,

ausgeliefert werden sollten. Unter diesen und einigen andern minder wichtigen Bedingungen solle der Thron des Sohnes Randjit Singhs nicht umgestoßen werden und der britische Schutz demselben gesichert bleiben. Auch wollte der General-Gouverneur den jungen Fürsten selbst in seinem Lager empfangen und ihn nach Lahore zurückführen, um dort die Ratifikation des Friedensschlusses zu unterzeichnen.

Bei Lalliana war es, am 18. Februar, wo der Maharadjah Dhulip Singh, ein reizender Knabe von acht Jahren, begleitet von Gulâb Singh und den ersten Sirdars seines Reiches, sich in das Lager des General-Gouverneurs begab, in großer öffentlicher Audienz Schutz und Verzeihung nachsuchte und beides zugesichert erhielt. Ohne Rücksicht auf die bei Raëbam stehenden Ueberbleibsel der Siekh-Armee (etwa achtzehn bis zwanzig Tausend Mann mit dreißig bis funfzig Geschützen) wurde am 19. von Lalliana, die große Straße innehaltend, nach Kana Katsch und am 20. von da nach Lahore aufgebrochen; Prinz Waldemar befand sich bei der äußersten Spitze der Avantgarde.

Die Ebene, über welche die Armee sich bewegte, war anfänglich, wie am Tage zuvor, mit ziemlich dichtem, die Uebersicht hemmenden Gesträuch bedeckt; dieses wurde immer niedriger, bis es endlich ganz verschwand, und vor dem, nach den Thürmen Lahore's spähenden Auge sich eine unabsehbare kahle Ebene ausdehnte, an deren äußerstem Rande zunächst einige hoch gelegene weiße Gebäude emporstiegen; dann einzelne Kuppeln und Minarets und einige scharf gezeichnete Hügel, endlich eine große Zahl regelmäßig geordneter kleiner weißer Punkte und langer weißer Linien. Diese Linien waren die Kasernen von Mir Mir, welche Randjit Singh für seine regulairen Truppen hatte erbauen lassen. Hinter ihnen erhoben sich die Palläste der Organisatoren dieser Truppen, der Generale Court, Avitabile, Ventura und Allard; dann die vielen Schutt- und Ziegelhügel des alten Lahore und zuletzt die schmutzige Masse der neuen Stadt, hoch überragt von den Gebäuden des Pallastes und von den Kuppeln

und Minarets der dazu gehörigen Moschee Aurengzebs. — Das ganze Bild war Grau in Grau. Eine stauberfüllte schwere Atmosphäre beschränkte den Blick, wie ausgestorben war die ganze Gegend; nicht Ein lebendes Wesen, nicht Ein Neugieriger war da, um die ungeheure Kolonne zu sehen, die im buntesten Gewimmel heranzog, dichte Staubwolken aufwirbelnd, und auf einen Augenblick das dichte Schweigen der öden Landschaft unterbrechend.

Vor dem Brunnen der Kaserne von Mir Mir wurde Halt gemacht. Zwei Stunden darauf stand, so weit das Auge reichte, Zelt an Zelt gereiht; unzählige kleine Kochfeuer glimmten; die Thiere wurden zur Tränke getrieben, Alles in gewohnter Weise; Nichts verkündete die Nähe der feindlichen Hauptstadt. Gegen dieselbe wurden Vorposten aufgestellt und die Kommunikation mit ihr einstweilen noch verboten, während man durch eine Proklamation den Einwohnern Sicherheit für Person und Eigenthum zusagte.

Noch am Nachmittage desselben Tages wurde der junge Maharadjah durch englische Eskorte nach seinem Pallast in der Citadelle zurückgeführt.

Der Sekretair für die auswärtigen Angelegenheiten, Herr Currie, der hiermit vom General-Gouverneur beauftragt war, holte den Maharadjah in seinem, etwa auf halbem Wege zwischen der Stadt und den englischen Vorposten aufgeschlagenen Lager ab. Voran zogen das dritte Dragoner- und das neunte und sechszehnte Ulanen-Regiment, zwei Batterien reitende Artillerie und das achte und neunte irreguläire Kavallerie-Regiment; hierauf folgten die beiden Elephanten des Maharadjah und des Herrn Currie nebeneinander; dann funfzig bis sechzig Elephanten mit dem Prinzen Waldemar und seinen Begleitern als Zuschauer, vielen englischen Offizieren und Beamten, Siekh-Sirdars und -Würdenträgern. Alle auf das schönste geschmückt und umschwärmt von einer Menge bewaffneter Siekhs zu Fuß und zu Pferde, in der buntesten Mannigfaltigkeit der Trachten; das Ganze geschlossen durch die Leibgarde des General-

Gouverneurs. — Es war ein überaus malerisches, festliches, großartiges Schauspiel!

Der Zug führte von der Südost-Seite der Stadt, der gegenüber das englische Lager sich befand, südlich um die hohen doppelten, mit Schießscharten versehenen Mauern herum, an schönen Thoren mit Thürmen und davorgelegenen Halbmonden vorbei, zur Citadelle, welche an der nordwestlichen Seite der Stadt, in dieselbe hineingebaut, liegt. Die Zinnen, Erker und Schießscharten waren mit Tausenden von Zuschauern besetzt; herrliche Baumgruppen und üppige Felder, bis dicht an die Stadt hinanreichend, verschönerten die Landschaft; aber gar düster und ernst schauten über all dies bunte Getreibe die mittelalterlichen Mauern und Thürme der alten Hauptstadt des Groß-Moguls herab auf diese Insulaner des Westens, die daherkamen, ihr Gesetze vorzuschreiben und einen König zu bringen.

Vor dem Thor der Citadelle marschirten die englischen Truppen auf. Der Maharadjah und Herr Currie, von einem Theil der Begleitung gefolgt, ritten in die Citadelle hinein, an den dort aufgestellten Siekh-Truppen und am Grabe Randjit Singhs vorüber und unter jenem Thorwege fort, der über Nao Nihal Singh eingestürzt war, bis zum zweiten Hofe, wo der Maharadjah von seinem Elephanten gehoben und, unter dem Donner der englischen Kanonen, die Treppen seines Schlosses hinaufgetragen wurde. — Die ganze Eskorte setzte sich dann wieder in Bewegung und während sie die Stadtmauern auf der nördlichen Seite umritt, begrüßten von denselben herab ein Hundert Salutschüsse die Rückkehr des Maharadjah. — Der Krieg war zu Ende.

Zwei Tage später wurde auch noch die Citadelle, in soweit sie nicht als Wohnung des Maharadjah und des Sennana (Serail) reservirt war, durch englische Truppen besetzt. Das Innere der Citadelle besteht aus drei großen von Mauern mit Zinnen eingeschlossenen Höfen, deren jeder durch ein gewaltiges Thor von den

andern geschieden ist. Der westlichste dieser Höfe, ist fünf Hundert Schritt lang, ganz mit Sandsteinplatten gepflastert; in jeder seiner vier Ecken erhebt sich ein Hundert funfzig Fuß hohes Minaret aus rothem Sandstein mit Verzierungen von weißem Marmor; längs drei Seiten des Hofes zieht sich ein breiter Wallgang, unter welchem, in zwei Etagen, weitläuftige überwölbte Wohnungen aufgeführt sind und in der Mitte der vierten, dem Eingange gegenüber, steht die vom Kaiser Aurengzeb erbaute Badschahi-Moschee, mit ihren drei schönen Kuppeln aus weißem Marmor. Der mittlere Hof ist wie der erste mit Wohngebäuden umgeben, deren gewölbte Bedachung als Wallgang dient; in der Mitte steht ein reizendes Gartenhaus, ganz aus weißem Marmor, in sarazenischem Styl erbaut, mit den lieblichsten Hallen und mehreren durch Springbrunnen erfrischten Gemächern; rund herum liegen Blumenbeete, gleich Smyrnateppichen in verschiedenfarbigen Blumen gezeichnet, Gruppen von Mango's und Banianen, Alleen von Cypressen und Orangen. Der dritte Hof endlich enthält eine Menge von Gebäuden aller Art, darunter den Winterpallast und das Sennana des Maharadjah. Diese Gebäude sind imponirend durch ihre Masse, merkwürdig durch die Verzierungen ihrer Wände mittelst gebrannter Steine von verschiedener Farbe; aber schön kann man sie nicht nennen; es fehlt das Ebenmaaß, die Einheit des Gedankens in der Anlage. Nur die beiden ersten Höfe der Citadelle wurden von den Engländern besetzt; in den dritten Hof einzudringen, gestattete man ihnen nicht, mit der größten Eile wurden überall Mauern errichtet und die Schießscharten und Fenster zugemauert, um den neugierigen, zudringlichen Blicken der Fremdlinge die Schätze des Sennana zu entziehen.

Am 8. März unterzeichneten die beiderseitigen Bevollmächtigten den Friedensvertrag, der am folgenden Tage durch den jungen Fürsten und den General-Gouverneur, in feierlicher Zusammenkunft im Zelte des letztern, ratifizirt wurde.

Dieser Friede schloß sich an die mit Guláb Singh zu Kassûr geschlossenen Präliminarien an: den Engländern wurden die Besitzungen am linken Sutledj-Ufer und das Land zwischen dem Beas und Sutledj abgetreten; eine halbe Million Pfund Sterling mußte ihnen sogleich gezahlt werden und als Aequivalent für die übrige Million der Kriegskosten nahmen sie alle Berglandschaften zwischen dem Beas und Indus, mit Kaschmir und Hazareh, in Besitz; die Armee mußte aufgelöst und neu organisirt werden, durfte jedoch für die Zukunft fünf und zwanzig Bataillone Infanterie, jedes zu acht Hundert Mann, und zwölf Tausend Mann Kavallerie nicht übersteigen und so weiter. — Dieser Traktat erhielt seine Vollständigkeit durch einen zweiten, welcher am 11. März und durch einen dritten, welcher am 16. März unterzeichnet wurde. Durch ersteren verpflichteten sich die Engländer, auf Kosten des Durbars zum Schutz des Maharadjah und der Einwohner von Lahore eine Truppen-Abtheilung zurückzulassen, deren Stärke der General-Gouverneur zu bestimmen hatte; und durch letzteren ward dem Maharadjah Guláb Singh, gegen Bezahlung von fünf und siebenzig Lack Rupien, gleich sieben Hundert funfzig Tausend Pfund Sterling, unter englischer Oberhoheit die souveraine Herrschaft über alle Gebirgslandschaften übertragen, welche die Engländer durch den Vertrag vom 9. erhalten hatten, auch wurden ihm diese, wie seine frühern ausgedehnten Besitzungen garantirt.

So war also, in einem Feldzuge von drei Monaten, der kühne Angriff der Siekhs zurückgewiesen und hatte für dieselben, nach dem Verluste von vier Schlachten und zwei Hundert sechzig Geschützen, mit der Einbuße ihrer fruchtbarsten und reichsten Provinzen und der Zersplitterung ihrer Macht durch die Gründung der selbstständigen Herrschaft Guláb Singhs geendet.

Guláb Singh, der Talleyrand des Ostens, jetzt Maharadjah (König) von Djamu und Kaschmir, begann seine Laufbahn als gemeiner Soldat im Dienste des Radjah von Damu, später trat

er in den des Randjit Singh über, wo seine Brüder zu Ansehen gelangt waren, eroberte für diesen seinen neuen Herrn die Besitzungen des früheren und ward dann selbst mit ihnen belehnt. Mit Klugheit, Energie und Treue diente er Randjit Singh, eroberte für denselben Ladakh, erweiterte dessen Besitzungen in den Bergen und ließ sich zum Herrn über all diese Eroberungen einsetzen, in welcher Stellung er vor Allem darnach trachtete, für sich selbst Schätze zu sammeln, Truppen zu werben und Forts zu erbauen. Als Randjit Singh starb, suchte Gulâb Singh nicht, wie seine Brüder, selbst an die Spitze der Gewalt in Lahore zu gelangen, sondern bot Alles auf, nur um seinen Besitz in den Bergen sich zu erhalten und sich darin zu befestigen. Offener Widerstand, kluges Nachgeben, kriechende Demuth waren die Mittel, deren er sich wechselweise hierzu bediente, und mit denen er seinen Zweck auch glücklich erreichte, während seine Brüder und deren Söhne theils ermordet wurden, theils mit den Waffen in der Hand fielen. Als nämlich der Krieg mit den Engländern ausbrach, hielt er sich auf das geschickteste fern von jeder Betheiligung an demselben, und als man nach der Schlacht von Ferozeschah in ihn drang, den Oberbefehl über die Armee zu übernehmen, that er es nur unter der Bedingung, daß es ihm als Vezier vollständig freistehen müsse, denjenigen Weg einzuschlagen, welchen er für den ersprießlichsten halte zum Wohle des Staats und des jungen Maharadjah. — Dieser Weg führte, wie bereits erwähnt wurde, zum Vertrage von Kassûr und zum Frieden von Lahore; er fristete dem Reiche Randjit Singhs noch auf kurze Zeit das Leben, erwarb aber für den schlauen Vermittler selbst den unabhängigen Besitz Kaschmirs und des ganzen Gebirges zwischen Kaschmir und dem Beas. — Gulâb Singh, damals funfzig Jahr alt, ist von mehr als mittlerer Größe und ziemlich wohlbeleibt; seine Augen sind von listigem Ausdruck und häufig niedergeschlagen; auf den Lippen schwebt ihm fast beständig ein sarkastisches Lächeln; seine Haltung ist ruhig und

würdevoll, seine Stimme weich und angenehm. Seine persönliche Tapferkeit ist eben so bekannt, wie die Leichtigkeit, mit der er arbeitet, und die Energie und Thätigkeit, mit der er das einmal angefangene durchzuführen weiß. Er scheut kein Mittel, um zu seinem Zweck zu gelangen; aber seine Klugheit lehrt ihn Mäßigung.

Die Engländer hatten sich mit den oben angeführten Vortheilen begnügt, dem feindlichen Staate noch das Leben gefristet und Mäßigung im Siege gezeigt, weil die vorgerückte Jahreszeit und der Mangel an gehörigen Vorbereitungen, so wie die friedfertige Politik der heimischen Behörden ihnen die Fortsetzung des Krieges für jetzt nicht wünschenswerth erscheinen ließen. Aber halb lassen sich die Sachen im Orient nicht machen. Es stand eben so wenig zu erwarten, daß der seit fünf und vierzig Jahren krieg- und sieggewohnte Siekh zum Pflug und zur Spindel greifen werde, ehe ihm nicht das Schwert vollkommen aus der Hand gewunden war, als daß die rach- und herrschsüchtige Soldateska Randjit Singhs sich von Leuten wie Lall Singh und Tedj Singh würde knechten und an den Bettelstab bringen lassen. Auch wußten die scharf rechnenden Engländer sehr wohl, daß das untere Delta des Indus nur durch den Besitz des obern verwerthet werden könne; und so war denn dieser ganze, auf Ewigkeit geschlossene Friede nichts als ein Waffenstillstand, den die Verhältnisse dem Sieger wie dem Besiegten aufgedrungen hatten.*)

Prinz Waldemar benutzte die Zeit der Ruhe von Lahore, um die Sehenswürdigkeiten, die historischen Denkmäler des Orts und seiner Umgegend in Augenschein zu nehmen. Die Stadt selbst, obgleich sie achtzig Tausend Einwohner zählt, und ehedem eine Hauptstadt der Groß-Moguls, auch die Residenz Randjit Singhs war, enthält dessen nicht viel. Die Straßen sind eng, schmutzig und

*) Im Jahre 1849 wurde das Pendjab völlig den englischen Besitzungen einverleibt; Kaschmir ist dem Guläb Singh gelassen worden.

Anmerkung des Herausgebers.

gewunden; die Häuser, aus Backsteinen erbaut, sind nur durch die Künstlichkeit des Schnitzwerkes an einzelnen ihrer Erker und Fenster beachtenswerth; und unter den Moscheen ist nur eine, welche Anspruch auf Eleganz und Schönheit machen kann. Selbst die Wohnungen der Sirdars und der Mächtigen des Reiches tragen nach Außen keine Verzierungen; ihre hohen, kahlen Mauern geben ihnen vielmehr das Ansehen eines Gefängnisses oder eines Forts. Eleganz, Geschmack und Pracht verwendet der Bewohner des despotischen Ostens, ebenso wie der freie Republikaner des alten Roms, nicht auf die äußere, sondern nur auf die innere Ausschmückung seines Hauses; dort will Jener frei, Dieser Herr sein! —

Die berühmten Gärten von Schalimar sind verwüstet und lassen kaum ihre frühere Schönheit ahnen; nur das Grabmal Jehangir's macht einen bleibenden Eindruck. Dasselbe liegt unweit Lahore, auf dem rechten Ufer des Rawi. Durch herrliche, fruchtbare Gefilde gelangt man dahin, nachdem man den Rawi auf einer Fähre übersetzt hat. In der Mitte eines weiten, von einer Mauer umgebenen Gartens erhebt sich, auf einem Sockel von Treppenstufen, ein Gebäude in Quadratform, etwa dreißig Fuß hoch, aus rothen Sandsteinquadern erbaut und vielfach mit weißem Marmor und bunten Steinen verziert. Ueber jeder der vier Ecken steigt ein schlankes Minaret empor und zwischen denselben führen weite Bogengänge, von einer gemeinsamen Plattform bedeckt, nach dem Mittelpunkte des Gebäudes, wo unter einer niedrigen Kuppel der Sarkophag des Kaisers steht. Dieser ist von weißem Marmor, mit Blumen und Arabesken in farbigen Edelsteinen geziert; reich eingelegte Marmorplatten bedecken den Fußboden, und Koransprüche in schwarzem Marmor bilden den Schmuck der weißen Wände. — Der Zugang zu dem Heiligthum wird durch ein schön gearbeitetes Marmorgitter geschlossen. Das Ganze ist voll edler Einfachheit und dennoch prachtvoll.

An den Garten des Grabmals schließt sich ein anderes, großes, ummauertes Quadrat, um dessen Hofraum, wie bei allen Kaisergräbern

ein weites Karawanserai angelegt ist, vier Hundert Wohnungen enthaltend; und dieser Hof steht wieder mit einem dritten in Verbindung, in welchem eine Moschee und die Wohnungen der Priester gelegen sind.

Unweit von dem Grabmal des Kaisers findet man unter herrlichen Palmenbäumen eine verfallene Ruine; von den schönen Pfeilern ist die Bekleidung herabgerissen, der größte Theil der Bogen ist eingestürzt und unter den noch vorhandenen sind Pferde und Rindvieh aufgestellt, und die Kochfeuer ihrer Treiber brennen am Boden der verödeten Hallen. Es ist das Grabmal der Nur Jehan, jener berühmten, prachtliebenden und herrschsüchtigen Schönheit des Orients. Sie ließ es sich selbst neben dem ihres Gatten und Kaisers erbauen; wie sie ihn im Leben beherrscht, so sollte auch nach dem Tode ihr Grabmal das seinige an Schönheit überragen. — Es ist aber anders gekommen; während noch heute zu seinem Grabe gewallfahrtet wird, ist das ihrige zu einem verfallenen Stall herabgesunken, und Niemand mehr spricht von der Schönheit der Nur Jehan.

Am 9. März 1846 war der Friedensvertrag abgeschlossen worden, welcher dem jungen Maharadjah Dhulip Singh den Fortbestand seiner Herrschaft zusicherte, und am nächsten Tage wurde als Zeichen der wiederhergestellten Freundschaft und zu Ehren der Siekh-Sirdars, auf der Ebene von Mir Mir eine große Parade abgehalten. Die gesammten Truppen des englischen Lagers waren dort aufgestellt; sämmtliche Hundert und zwanzig Geschütze, einschließlich der zwei und vierzig Belagerungsgeschütze, zogen vorüber und sprachen ihr stummes Memento. —

Radjah Lall Singh, ursprünglich ein Brahmine aus Rotas, der mit einem kleinen Bündel Waare nach Lahore gekommen und hier bald durch seine schöne Gestalt aufgefallen, durch seinen Ehrgeiz und seine Gewissenlosigkeit emporgekommen, endlich aber, als Liebhaber der Königin, an die Spitze des Staats gelangt war, nahm die Parade ab. — Ihn hatten die Engländer zum Vezier, den

Tedj Singh, ebenfalls einen Brahminen, zum Oberbefehlshaber des neu zu organisirenden Heeres gemacht; beide wußten weshalb. Lall Singh war eine imponirende, kräftige Gestalt; in seinem nicht unschönen Gesicht lag jedoch ein widerwärtiger Ausdruck von Sinnlichkeit und feiger Bosheit. Er saß trefflich zu Pferde und es gewährte einen großartigen, malerischen Anblick, als er, auf einem schönen arabischen Rosse, im glänzenden, goldeingelegten Harnisch, den stählernen Helm mit drei Reiherbüschen geziert, im Galopp die lange Linie hinabsprengte, umringt von einem großen Gefolge von Sirdars und Offizieren, alle in dem prächtigsten, geschmackvollsten Anzuge.

Hier war es, wo Prinz Waldemar zum letzten Male die herrlichen Truppen betrachtete, die er so brav, so ausdauernd hatte kämpfen und drei Schlachten gewinnen sehen, unter deren Offizierkorps er so freundliche kameradschaftliche Aufnahme gefunden, so manche angenehme Bekanntschaft gemacht hatte und deren Führer ihm so bewährte Lehrmeister gewesen waren.

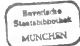
Mit schwerem Herzen nahm er Abschied von ihnen; aber die Aufgabe, die er sich gestellt, war jetzt erfüllt; andere Pflichten riefen ihn nach der Heimath. — Am nächsten Tage schon trat er die Rückreise dahin an.

Die Nachricht von der Krankheit seiner innig geliebten Mutter hatte nämlich den Prinzen im Lager bei Lahore erreicht, und die Sehnsucht nach ihr und der Heimath so lebhaft in ihm erwachen lassen, daß er nun, nachdem der Feldzug beendigt war, die Ebenen und Wüsten von Radjputana und das wilde, bergige Land der Mahratten wie im Fluge durcheilte. Nur wenige Ruhetage wurden eingeschaltet, um Djeipur, die schöne Stadt Indiens, mit seinen Pallästen und der malerisch gelegenen alten Residenz Ambeia; um Tschittore, mit den merkwürdigen Ueberbleibseln seines Felsen-Forts und dem berühmten Thurm Kirut Kumb; um die Ruinen von Udjein, der Hauptstadt des Wikramaditia, dem Ozene des

Ptolemäus; um Indore, die Residenz Holkars und endlich die Felsentempel bei Nassak, zu sehen und zu bewundern. Am 16. April in Bombay, der alten Hauptstadt des portugiesischen Reiches in Indien, angelangt, fanden der Prinz und seine Gefährten die freundlichste und liebevollste Aufnahme im Pallast des englischen Gouverneurs Sir George Arthur. Von dort aus unternahm er noch einige Exkursionen in die interessante Umgegend, zu den berühmten Felsentempeln von Salsette und Elephanta; bis endlich am 1. Mai die »Atalante«, ein Kriegs-Dampfschiff der Ostindischen Kompagnie, die Anker lichtete, um ihn nach Europa zurückzuführen.

Er verließ Indien, reich belohnt für Mühe, Gefahren und Anstrengungen, denen er sich dort ausgesetzt, durch den Schatz von Kenntnissen und Erinnerungen, die er gesammelt, durch die Farbenpracht der Bilder, die in sein empfängliches, ausdauerndes und tiefes Gemüth sich eingeprägt hatten; er verließ es, geliebt, geachtet und geehrt von Allen, mit denen er in Berührung gekommen war; mit dem Bewußtsein, dem Königlichen Hause, dem er angehörte, der Armee, welche stolz darauf sein durfte, ihn zu den Ihrigen zu zählen, ein ehrendes Denkmal auch in jenen fernen Gegenden errichtet zu haben; er verließ es, erfüllt mit kindlicher Sehnsucht und banger Ahnung. Leider schon bei seiner Landung in Suez, am 19. Mai, sollte diese Ahnung zur traurigsten Gewißheit werden. —

»Inschallah!« (wie Gott will!) steht an jenem Tage in des Prinzen Tagebuch. — Am 13. Juni war er in Fischbach bei den Seinigen, um ihren Schmerz mit ihnen zu theilen und ihnen denselben tragen zu helfen. — Und am 17. Februar 1849 hatte dieselbe Hand, die ihn so sichtlich beschützt und bewahrt auf den Wogen des Meeres, auf den Felsen des Himalaya und im Gewühl von drei mörderischen Schlachten, auch ihn seinem Vaterlande und Denen genommen, die ihn lieb hatten. — »Inschallah!« —



Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. Decker).

